nitz

h-

ka

<36622958270013

Deutsch-Ost-Afrika

in

Krieg und Frieden.

Von

H. Hermann Graf von Schweinitz,
Premier-Lieutenant im Feld-Artillerie-Reg. von Scharnhorst, z. Z. komm. zur Kriegsakademie,
früher Chef der Deutschen Antisklaverei-Unternehmungen
am Victoria-See.

Berlin 1894.
Verlag von Hermann Walther.
W., Kleiststraße 14.

Deutsch-Ost-Afrika.

Deutsch-Ost-Afrika

in

Krieg und Frieden.

Von

H. Hermann Graf von Schweinitz,

Prem.-Lieutenant im Feld-Artillerie-Reg. von Scharnhorst, z. Z. komm. zur Kriegsakademie, früher Chef der Deutschen Antisklaverei-Unternehmungen am Viktoria-See.

Berlin 1894.

Verlag von Hermann Walther.

W., Kleiststraße 14.

Vorrede.

Ueber ein Jahr ist vergangen, seit ich Ostafrika verließ.

Hatte ich auch schon seit Monaten nachfolgende Blätter in der Hauptsache vollendet, so hielt ich doch den Zeitpunkt nicht für gekommen, um sie der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Vor Allem wollte ich vermeiden, an gegenwärtigen Zuständen eine Kritik zu üben.

Ein Wechsel in der Oberleitung der Kolonie hat inzwischen stattgefunden, und man hört, daß Reformen vorgenommen werden sollen.

Da erscheint mir der Zeitpunkt als gekommen, um durch meine kritischen Betrachtungen zur Kenntniß der Verhältnisse des Innern Ostafrikas das Meinige beizutragen.

Die Kriegsbilder aus Tabora widme ich vor Allem meinen Freunden und Bekannten; mögen sie aus ihnen entnehmen, daß ich in Tabora meine Pflicht gethan habe. Manche Unrichtigkeiten sind über die Taboraverhältnisse verbreitet worden; mögen sie, ohne daß ich auf dieselben näher eingehe, durch die Kapitel über Tabora ihre Berichtigung finden.

Was die Schilderungen der verschiedenen friedlichen Episoden anbelangt, so würde deren Zweck dann erfüllt sein, wenn sie in dem Leser ein wenig Sympathie für unsere schwarzen Mitmenschen zu erwecken vermöchten.

Berlin, im März 1894.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Nach Ost-Afrika.

Am 29. October 1891 lichtete der deutsche Reichspostdampfer „Reichstag" in Neapel die Anker, um seine Fahrt nach Ost-Afrika fortzusetzen. Hier war ich an Bord gestiegen, um mich als 1. Offizier der Peterswerft-Expedition im Auftrage des deutschen Antisklaverei-Komitees nach Ost-Afrika zu begeben.

Voll freudiger Hoffnung sah ich der Zukunft entgegen, hatten sich doch endlich meine viele Jahre hindurch gehegten Wünsche erfüllt, indem ich, ohne meinen heimathlichen Beruf aufzugeben, an einer Expedition in das Innere Afrika's theilnehmen durfte. Endlich sollte sich mir Gelegenheit bieten, ein Urtheil über unsere Kolonie zu gewinnen, was ja bei den sich so vielfach widerstreitenden Ansichten dem Laien in Deutschland kaum möglich war.

Die Ueberfahrt nach Aden ging glücklich von statten, und auch das Meer verursachte mir nur wenig Unbequemlichkeiten. Besonders, nachdem ich in Port Said wieder einige Stunden an Land gewesen war, befand ich mich bei der Fahrt durch das Rothe Meer sehr wohl. In dem fröhlichen Kreise, der an Bord Afrikaner und die, welche es werden wollten, vereinte, wurde manche angenehme Stunde verlebt und besonders, wenn am Abend unser liebenswürdiger Kapitain Elson uns mit einem Fäßchen heimathlichen Bieres überraschte, erreichte die Gemüthlichkeit ihren Höhepunkt.

Am 9. November erreichten wir Aden, wo ich mich von dem

„Reichstag" trennen mußte, um meine koloniale Thätigkeit zu beginnen. Ich hatte den Auftrag, als Expeditionstruppe 100 Somali anzuwerben und von hier nach Ost-Afrika zu überführen. Langsam näherten wir uns dem Lande. Die aus dem Wasser ragenden Mastspitzen zweier, vor nicht langer Zeit gesunkener französischer Schiffe mochten jedem Kapitain als Warnungszeichen dienen. Alles, soweit man sah, war kahler Fels, von dem sich auch die Häuser des Steamer-Point, der am Hafen gelegenen Europäer-Stadt, nur wenig abhoben. Kein grünes Fleckchen war am ganzen Ufer zu entdecken. Als ich den Dampfer verließ, kam Dr. Baumann mit Sudanesen und Kameelen an Bord, und ich hatte noch Gelegenheit, einige Augenblicke mit ihm zu sprechen. Wie mehrere meiner bisherigen Reisegenossen, machte auch er mich auf die Fehler der Somali aufmerksam. Sein Urtheil, als das eines gründlichen Kenners afrikanischer Verhältnisse, war ausschlaggebend für mich, und ich zögerte nun nicht mehr, telegraphisch zu beantragen, daß von der ausschließlichen Verwendung der Somali Abstand genommen und ihr theilweiser Ersatz durch die anspruchsloseren und leistungsfähigeren Sudanesen angeordnet werde.

Dem wurde Folge gegeben, und dieser Aenderung hatte die Expedition späterhin viel zu danken. Die Sudanesen haben im Krieg und Frieden fast den ganzen Militärdienst verrichtet, während die Somali sich in keiner Weise bewährten. Von den Letzteren sind überhaupt nur vier zum Victoriasee gelangt, und auch deren Dienste waren recht zweifelhafter Natur. Abgesehen von allen anderen Eigenthümlichkeiten ist der Somali an das trockene heiße Klima des Somalilandes gewöhnt; dem feuchten Klima in Deutsch-Ost-Afrika ist er nicht gewachsen; dies ist für seine Verwendung ausschlaggebend. Schon an der Küste kränkelten die Somali fortwährend. Wer die Doktorrechnung sehen würde, dürfte allein schon daraus die geringe Widerstandsfähigkeit dieser Leute und deren traurige Folgen entnehmen. Im Innern fielen sie dann gänzlich ab, dem schweren Regen gegenüber konnten sie nicht standhalten. Der Somali soll auch manche Charakter-Eigenschaft haben, welche

ihn zu keinem angenehmen, ja oft sogar zu einem gefährlichen Untergebenen macht. Solche Eigenschaften konnten bei meinen Somali infolge ihres entkräfteten Zustandes gar nicht zum Ausdruck kommen. Ihre guten Eigenschaften, Tapferkeit, Verständniß bei Behandlung des Viehes 2c., sollen ihnen nicht abgesprochen werden, die Sudanesen zeigen diese alle jedoch in erhöhtem Maaße. Die gleichen Erfahrungen, wie ich, machte übrigens auch die Baron Fischer'sche Expedition, bei welcher kein Somali über Tabora hinauskam, und ebenso die englisch-ostafrikanische Compagnie, welche ihre Somali aus Uganda zurückschicken mußte.

Zwei Hotels weist der Steamer-Point auf; beide liegen auf dem Hauptplatze, der nach dem Meere zu offen ist und nach dem Felsen zu von einer Reihe stattlicher Gebäude umschlossen wird. Ich stieg in dem meist von Afrikareisenden gewählten „Hôtel de l' Europe“ ab. Oberkellner und Hoteldirector in einer Person war ein älterer Somali, Namens Ali. Sein ziemlich häßliches, von einem spärlichen, roth gebeizten Backenbart eingerahmtes Gesicht zeigte, daß auch die Somali-Schönheit vergänglich ist. Nichtsdestoweniger war er ein eitler Herr, welcher in einem Cigarrenkistchen eine große Zahl oft recht humoristisch abgefaßter Certificate von bekannten Persönlichkeiten, die hier abgestiegen waren, verwahrte. Ali hat sich schon ein Vermögen erworben und treibt neben seinen Hotelgeschäften auch noch einen schwunghaften Handel mit Pferden. Sobald er heraus hatte, was mich nach Aden führte, bot er mir seine Vermittelung an. Das Gleiche geschah auch von anderer Seite, und ich erkannte alsbald, daß hier reichliche Gelegenheit zur Anwerbung von Leuten war. Zunächst war die Hauptsache, einen geeigneten Führer zu erhalten. Ein solcher, in Aden Headman genannt, ist besonders in den ersten Monaten, bis man sich gegenseitig mit den Sprachen eingerichtet hat, eine höchst wichtige Person; er muß selbstverständlich eine europäische Sprache kennen. Einen solchen Menschen zu bekommen, hatte seine Schwierigkeiten, denn die Forderungen hierzu befähigter Somali waren außerordentlich. Schließlich gelang es mir, einen geeigneten Headman für

das ausgeworfene Gehalt von monatlich 50 Rupien = etwa 65 Mk. bei freier Kleidung und Verpflegung zu erhalten.

Das Angebot von Askari — Soldaten — gegen 25 Rupien monatlich war ziemlich stark. Mein Verfahren wurde durch die Gewohnheit der Somali, sich zu förmlichen Ringen zusammenzuschließen und keinen außerhalb derselben Stehenden zur Anwerbung hinzu zu lassen, bedingt. Ich ließ mir die Leute in doppelter Anzahl durch meinen Headman vorstellen; die von mir auserwählte Hälfte hatte sich einer eingehenden ärztlichen Untersuchung zu unterziehen, für die Zurückgestellten wurden neue gewählt. Die Angeworbenen mußten den Führern ihres Ringes, dessen Vermittelung ihnen ihre Stelle verschafft, heimlich ganz erhebliche Beträge zahlen. Dann ging es mit den 50 Leuten zum deutschen Consul, vor welchem jeder Einzelne den vereinbarten Kontrakt unterzeichnen mußte. Kurz vor dem Kontraktschluß wäre es beinahe noch zu einer Massenprügelei zwischen meinen Leuten und denen eines anderen Ringes gekommen, dessen Anführer ein bei dem deutschen Consulate angestellter Somali war. Dieser Mann schien bis dahin immer die Somaliwerbungen für deutsche Expeditionen vermittelt zu haben und mochte dies auch für sein gutes Recht halten. Daher entspann sich zwischen beiden Parteien vor meinem Hotel ein lebhafter Streit, welcher bald zu Thätlichkeiten führte, aber durch Einschreiten der Polizei schnell beendigt wurde.

Obwohl ich mehr als 14 Tage in Aden weilen mußte, wurde mir der an sich zwar recht öde Ort doch nicht langweilig. Interessant vor allem sind die Wasseranlagen. In Aden und Umgebung giebt der Boden kein genießbares Wasser, und nur etwa alle zwei Jahre pflegt es einmal zu regnen. Für die Eingeborenen sind daher mächtige Tins — Wasserbehälter — angelegt worden, wozu große, zwischen den Felsen liegende Kessel vulkanischen Ursprungs benutzt worden sind. In diesen Behältern sammelt sich der tägliche Thau und der Regen. Sind sie ausgetrocknet, so müssen die Eingeborenen mit dem brakigen Wasser vorlieb nehmen, das von dem weit abliegenden Sheik Othman aus hergeleitet wird. Für die

Europäer, Inder rc. muß alles Wasser künstlich aus dem Meerwasser bereitet werden. Selbstverständlich ist dieses nicht so gut und gesund als natürliches Wasser, und selbst Pflanzen können bei ihm nicht besonders gedeihen.

Für ethnographische Studien ist Aden eine Fundgrube. Man trifft hier Typen aller civilisirten und halb civilisirten Racen, und schon die verschiedenen Trachten bieten ein interessantes Studium. Der Zahl nach sind die Somali am stärksten vertreten, die von der Somaliküste herüberkommen. Selbst wenn man weiß, was hinter diesen Leuten steckt, wird man ihnen schon ihrer äußeren Erscheinung wegen die Sympathie nicht versagen können. Ihre schönen, scharfgeschnittenen Züge zeigen sofort, daß man es nicht mit Negern zu thun hat. Auf ihr Aeußeres legen die Leute einen großen Werth. Sie haben ein schönes, von Natur leicht gekräuseltes, schwarzes Haar. Dieses reiben sie mit Kalk ein, um es sich mittelst desselben roth zu brennen. Mehr Gigerl als im Steamer-Point in Aden, dürfte man wohl nirgends sehen. Die Somali-Gesellschaft in Aden thut nichts, sie schlafen im Freien, essen für wenige Pfennige, sind aber dafür, wenn sie engagirt werden, um so anspruchsvoller. Vor Allem lauern sie auf eine Anwerbung zu den Somali-Jagdexpeditionen, welche von hieraus sehr oft unternommen werden. Somali-Frauen giebt es in dem Steamer-Point sehr wenige, da sich die eigentlichen Somali-Niederlassungen in der weiter entfernt liegenden Stadt Aden und an anderen Plätzen befinden. Indessen hatte ich schon am ersten Tage Gelegenheit, die Schönheit der Somalimädchen zu bewundern, als ich mit meinen alten Schiffsgenossen nach der Stadt fuhr. Sie hatten so angenehme Gesichtszüge und eine so schöne braune Färbung, daß Alle voll von Bewunderung waren. In diesen Gegenden zeigt sich der Mohamedanismus noch nicht so durch europäische Einflüsse verändert, wie etwa in Egypten. So haben z. B. nicht bloß die Araber, sondern auch die Somali, welche strenge Mohamedaner sind, einen großen Widerwillen gegen das Photographiren. Selbst gegen Bezahlung konnte ich weder einen Somalimann noch eine Somalifrau dazu bewegen, sich photographiren zu

lassen. Um so merkwürdiger war der Umschwung bei den Leuten nach ihrer Anwerbung; alle solche religiösen Bedenken waren damit auf einmal verschwunden.

Friedlich leben die Angehörigen der verschiedensten Stämme und Religionen hier nebeneinander, und Alle fühlen sich unter dem Schutze der englischen Fahne wohl. Alle läßt der Engländer gewähren. Hier treibt ungestört der Christ, der Mohamedaner, der Jude, der Buddhist seinen Cultus, ja die Anhänger Zoroasters beten ihr Feuer an und überlassen die Leichen ihrer Angehörigen auf dem „Thurme des Schweigens" den heiligen Geiern zum Fraß. Auch für meine koloniale, militärische Thätigkeit konnte ich Studien machen, indem ich einigen schmucken Nativ-Regimentern oftmals beim Exerciren zusah. Die schöne, stramme Erscheinung ihrer Leute erfreute jedes Soldatenauge. Bei den Wachen konnte man stets eine gute Ehrenbezeugung sehen, welche allen Europäern — auch den Civilisten — erwiesen wird. Durch diese Maßregel, an die ich mich oft in unserer deutschen Kolonie erinnern mußte, erreichen die Engländer, daß der Eingeborene in jedem Europäer, als solchem, — nicht nur in dem uniformirten — eine Respectsperson erblickt, und das ist für eine Kolonie von Wichtigkeit. Sucht man bei den Soldaten das Ansehen der Europäer durch solche äußeren Maaßnahmen zu heben, so vermeidet man dies doch entschieden bei der farbigen Civilbevölkerung. So gab es hier viel zu sehen, viel zu studiren, bis ich am 24. November mich mit meiner schwarzen Schaar auf dem „Rio Grande", einem französischen Dampfer, einschiffte.

Das ganze Leben auf einem französisch-ostafrikanischen Dampfer unterscheidet sich sehr von dem auf einem deutsch-ostafrikanischen. Herrscht auf dem deutschen ein ungezwungener, fröhlicher deutscher Stammtischton, so wird auf dem französischen auf die internationale Förmlichkeit großes Gewicht gelegt. Will man sich selbst leben, so kann man das auf dem französischen Dampfer im vollsten Maaße. Wochenlang könnte man hier weilen, ohne genöthigt zu sein, ein Wort zu sprechen. So bemerkte ich z. B. erst im Angesichte von Sansibar, als eine Verloosung zu wohlthätigen Zwecken vorgenom-

men wurde, daß Deutsche sich an Bord befanden. Da ich in Begleitung meiner Schwarzen fuhr, war es mir nicht angenehm, einen französischen Dampfer benutzen zu müssen; denn meine Schwarzen wurden als deutsche Kolonialtruppe angesehen. Ich habe aber diese Fahrt nicht zu bereuen gehabt. Mit seltener Zuvorkommenheit und Rücksichtnahme trat das Schiffspersonal mir entgegen. Auf dem Schiffe befanden sich auch französische Soldaten einer Kolonialtruppe. Um jegliche Reibereien zu vermeiden, wurden meine Schwarzen sofort auf Deck neben dem ersten Kajütendeck einquartirt. Ein kleiner Vorfall gleich in den ersten Tagen gab mir Gelegenheit, die französische Höflichkeit angenehm zu empfinden und zugleich einen Blick in den Somali-Charakter zu thun. Ein Somali hatte sich nach Angabe des Headman ungebührlich gegen einen Schiffsoffizier benommen und war deshalb von Jenem festgenommen worden. In dem Momente, als ich, durch die entstandene Unruhe aufmerksam gemacht, hinzukam, riß sich der Somali los und versuchte, sich über Bord zu stürzen. Nur mit Mühe konnte er zurückgehalten werden. Natürlich wollte ich sofort energisch vorgehen; der Kapitain aber, der auch inzwischen hinzugekommen war, legte, wohl ahnend, daß ich ein Vergehen gegen seinen Offizier doppelt streng ahnden würde, ein gutes Wort für meinen Soldaten ein und bat sogar in liebenswürdigster Weise, aus Rücksicht auf dessen aufgeregten Zustand zunächst die Sache auf sich beruhen zu lassen. Im Uebrigen benahmen sich die Somali ausgezeichnet. Kein Lärm, kein Geschrei störte die Passagiere, die sich oft an dem Anblicke dieser schmucken, schönen Gesellschaft erfreuten.

Ohne die für die Reisenden oft recht lästige Feier beim Passiren der Linie, wie sie auf deutschen Dampfern manchmal stattfindet, durchmachen zu müssen, näherten wir uns Sansibar. Am 30. November sahen wir die fruchtbare grüne Insel aus dem Meere emporsteigen. Schon bevor wir auf der Rhede angelangt waren, hatten wir, an der Insel entlang fahrend, Gelegenheit, ihre Ueppigkeit zu bewundern und die Engländer um das Glück dieses Besitzes zu beneiden.

II.

In Sansibar und an der Küste.

Am 30. November Vormittags fiel der Anker des Rio Grande auf der Rhede von Sansibar. Unser Expeditionsstapelplatz war Bagamojo, wohin meine schwarze Schaar baldmöglichst geschafft werden mußte, und so blieben mir nur wenige Stunden für Sansibar übrig. So kurz die Zeit aber auch hier war, so lehrte sie mich doch schon jetzt das afrikanische Sprichwort: „Erstens kommt es anders und zweitens wie man denkt" würdigen.

Ein Expeditionsmitglied, der als Karawanenführer und Expeditionskaufmann engagirte Curt Töppen, war schon vor mir nach Ostafrika gesandt worden. Sein langjähriger Aufenthalt in Ostafrika, seine Kenntniß der Negerverhältnisse und Sprache, wie sie sicher kein anderer Europäer in Ostafrika aufzuweisen hat, ließen in ihm für die Expedition eine werthvolle Erwerbung erblicken. Der ihm vom Expeditionsführer gewordene Auftrag war, Alles für den Abmarsch fertig zu stellen. Schon am Bord vernahm ich, daß Curt Töppen schwer erkrankt sei, und als ich ihn aufsuchte, sah ich, daß ein perniciöses Fieber ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte. Selbst wenn er die schwere Krankheit überstand, war es ausgeschlossen, daß er an der Expedition noch theilnahm, und so war ich denn als einziger anwesender Expeditionsbeamter genöthigt, die Geschäfte Curt Töppens neben der Ausbildung der Expeditionstruppe mit zu übernehmen.

Sansibar, wohin mich später die Geschäfte des Oefteren riefen, hat sich in den letzten Jahren bezüglich der inneren Verhältnisse gewaltig verändert, nicht zum wenigsten auch die europäischen Elemente. Zur Zeit unserer alten Afrikaforscher gab es hier nur einige wenige europäische Firmen. Diese machten glänzende Geschäfte und zeigten sich Eingeborenen und Fremden gegenüber als echte Repräsentanten europäischen Glanzes und europäischer Gesittung. Diese Kaufhäuser existiren allerdings auch jetzt noch, aber anders stehen sie da. Früher hatten sie gleichsam ein Monopol für Einführung europäischer Sachen; jetzt sind neben ihnen eine ganze Reihe von europäischen Unternehmern und Kaufleuten erschienen, die ihnen Konkurrenz machen. Ferner haben auch Inder gelernt, direkt mit Europa in Verbindung zu treten und auch durch die indischen Erzeugnisse auf dem Markt von Sansibar sich geltend zu machen. Man kann daher manche aus Deutschland eingeführten Gegenstände in Sansibar billiger kaufen, als in Deutschland, so bedeutend haben die indischen Waaren den Preis gedrückt. Die indischen Kaufhäuser sind unter den veränderten Verhältnissen um so gefährlicher, als sich unter ihnen solche befinden, die alle europäischen Häuser bedeutend an Reichthum übertreffen. Viel hört man in Ostafrika von deutschen Kaufleuten klagen; sie sind sehr geneigt, den Niedergang auf die jeweiligen politischen Verhältnisse zurückzuführen. Der Grund liegt aber zunächst in ihnen selbst. Solange sie ein Monopol hatten, war die Arbeit natürlich leicht, heute bei der Konkurrenz scheitert die deutsche Arbeit zu leicht an Pedanterie und daran, daß der Deutsche zu wenig riskirt. Ein Inder setzt unter Umständen sein ganzes Vermögen auf ein Blatt. Glückt es ihm, so hat er einige Hundert Prozent gewonnen, glückt es ihm nicht, so fängt er von vorn an. Auch schon der Umstand, daß die deutschen Kaufleute in Ostafrika fast nur Angestellte sind, verhindert sie, ein Risiko zu übernehmen. So gehen die gewinnbringenden Geschäfte immer in die Hände der Inder über. Aber auch die Pedanterie ist in Ostafrika wenig am Platze. Ein schwerfälliger Geschäftsgang lähmt zu leicht den ganzen

Apparat. Noch oft muß ich mich eines Falles erinnern, der so recht diese Pedanterie zum Ausdruck brachte.

Unser, allen Geschäftshäusern Ostafrikas bekannte Generalvertreter wollte, um mir eine Summe von 5000 Rupien zu übergeben, bei einem deutschen Hause an der Küste einen Check einlösen, der auf das Hauptgeschäft in Sansibar lautete.

Trotzdem hierbei, ich glaube $1/2\,\%$ zu verdienen war, konnte sich das deutsche Haus zur Einlösung nicht entschließen, weil von Sansibar noch nicht die Benachrichtigung darüber eingegangen war. Darauf ging nun unser Generalvertreter zu einem Inder, der den Check nicht einmal lesen konnte, sagte ihm, daß er Geld brauche, und daß er ihn bitte, diesen über 5000 Rupien lautenden Check einzulösen. In fünf Minuten war ich im Besitze von 5000 Rupien, sogar ohne Abzug einer Provision.

Bei der jetzt vorhandenen Anhäufung von Europäern in Sansibar hat sich auch das ganze Leben unter diesen geändert. Das Haus Adolf Meyer in Sansibar aber ist es vor allem, das sich bemüht, die alten patriarchalischen Verhältnisse noch aufrecht zu erhalten. Dieses Haus hat den Major von Wißmann vor seinem letzten Zuge ins Innere gastlich aufgenommen, und auch ich habe manche fröhliche Stunde hier verlebt, deren ich mich mit Dankbarkeit stets gern erinnere.

Eine ganze Anzahl Hotels und Wirthschaften sind in Sansibar entstanden. Für die Bequemlichkeit ist allerdings wenig gesorgt, da die Gebäude meist indischen Ursprungs sind und die oft wechselnden Besitzer kein großes Anlagekapital hineinstecken wollten.

Was aber die kulinarischen Genüsse anbelangt, so sind dem Europäer weder in Sansibar noch an der Küste Entbehrungen auferlegt. Man hat es in dieser Beziehung trotz der fast ausschließlich verwendeten Eingeborenen-Köche zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Diners, wie ich sie in dem gastfreien deutschen Konsulate in Sansibar mitmachte, würden Hiller und Dressel in Berlin alle Ehre machen.

Das Innere von Sansibar ist noch verhältnißmäßig wenig

bekannt. Bei einem Jagdausflug hatte ich einmal Gelegenheit, einige Stunden tief ins Innere zu kommen. Ein vornehmer Sansibar-Araber, Ali ben Sef, hatte eine Gesellschaft, unter der sich auch Herr Borchert, verschiedene Herren aus Sansibar und ich befanden, zu einer Saujagd eingeladen. Herr Borchert und ich begaben uns schon am Tage vorher auf die etwa 2 Stunden entfernt liegende Schamba des Arabers. Eine herrliche Fahrt führte uns dahin, durch prachtvolle Waldungen der verschiedenartigsten Tropengewächse. Der Geruch in den ausgedehnten Gewürznelken-Plantagen wirkte geradezu nervenstärkend. Die Nelkenplantagen bilden den Reichthum von Sansibar. Die Gewürznelkenbäume mit ihren kurzen Stämmen und viel verzweigten Aesten bedürfen vieler Pflege. Jedem Blatte, ja jedem Aestchen entströmt der Nelkengeruch. Die Nelken, bekanntlich die Blüthenknospen, bedürfen eines sehr schnellen Aberntens, da in wenigen Tagen, wenn die Knospe aufgeblüht, die Ernte vernichtet sein kann. Nelkenplantagen können daher auch nur von Sklaven bewirthschaftet werden, und ist, seitdem das Sklavenhalten erschwert wird, bei ihnen ein Rückgang zu bemerken. Jedenfalls steht der Ertrag der Nelkenplantagen auf sehr unsicherem Boden. Eigenthümlich ist der Umstand, daß die Nelke in Ostafrika nur in Sansibar und auf einigen kleinen Inseln gedeiht. Erfolglos ist jeder Versuch der Araber gewesen, die Nelke an der Küste anzupflanzen. Die Schamba Ali ben Sefs lag in einem mächtigen Kokosnußhain. Das freundliche, äußerst sauber ausgeführte Gehöft sah aus wie ein wohlhabendes deutsches Bauerngütchen. Ueberall herrschte die größte Ordnung, was im Uebrigen bei den Arabern auf Sansibar sonst nicht der Fall ist. Auf der Besitzung zerstreut lagen die einzelnen Niederlassungen seiner Sklaven. Auch sie zeigten eine gewisse Wohlhabenheit. Freundlich und ohne jede Scheu wurde Ali ben Sef von seinen Sklaven auf einem Spaziergange begrüßt. Es herrscht zwischen ihm und denselben das richtige patriarchalische Verhältniß, wie es vor Zeiten auch bei uns zwischen der Gutsherrschaft und dem Gesinde bestand. Religion und Egoismus gebieten allein schon dem Araber, seine Sklaven gut

zu behandeln. Am Abend setzte uns Ali ben Sef ein gutes europäisches Essen vor, an dem er aus Höflichkeit Theil nahm. Eigenthümlich waren seine Bemühungen, Messer und Gabel zu gebrauchen, und da ich damals noch nicht an die mohamedanische Art des Essens gewöhnt war, verursachte es mir ein leichtes Gruseln, als er einen saftigen Bratklops in der Hand zerdrückte und aufzehrte. Er entschuldigte sich, daß er uns keinen Wein vorsetzen könne. Später habe ich dann durch meinen Araber-Muniampara — Trägerführer — erfahren, daß Ali ben Sef ein leidenschaftlicher Portweintrinker ist. Natürlich genießt er ihn nur als Medizin! Am nächsten Morgen erschien die übrige Jagdgesellschaft. Auf Eseln ging es weiter. Das Reiten auf einem Araberesel will erst gelernt sein. Ohne Bügel und Zügel sitzt man auf den vielfachen Decken. Als Halt hat man einen von einer Art Halfter ausgehenden Strick in der Hand, und das Thier wird nur mittelst eines kleinen Stöckchens gelenkt. Etwa zwei Stunden ging es so in das Innere hinein. Die üppige Vegetation hörte mehr und mehr auf und der Boden fing an, immer koralliger zu werden. In einem kleinen Landhäuschen stiegen wir ab; von hier aus sollte die Jagd auf Sauen beginnen. Doch Ali ben Sef, so gern er auch von Jagd sprach, schien kein großer Jäger zu sein. Nichts war vorbereitet, und so langten wir denn schließlich nach 2—3 stündiger Wanderung, meist über große Korallenfelder, ohne ein Stück Wild gesehen zu haben, hier wieder an. Doch unsere Laune wurde dadurch nicht gestört: Durch ein frugales Picnic stärkten wir uns zu dem Rückritt.

In der Schamba angelangt, wurde wieder ein kleiner Imbiß eingenommen, und dann ging es zurück nach Sansibar.

Die Verbindung Sansibars mit der Küste ist noch eine recht unbequeme. Zwar giebt es eine beinahe regelmäßig zu nennende Dampferverbindung, doch findet diese in so großen Zwischenräumen statt, daß für den, der in kürzester Zeit seine Geschäfte erledigen muß, die Dampfer wenig in Frage kommen. Ich habe fast immer Dhaus benutzen müssen. Ein Genuß ist es nicht, mit diesen für Ostafrika charakteristischen Eingeborenen-Booten zu fahren; zumal wenn man ge-

zwungen ist, in das am Hintertheil befindliche Loch zu kriechen, hat man Höllenqualen zu erdulden. Ein Geruch dringt aus den wohl nie gereinigten Theilen des Bootes hervor, dessen Daseinsmöglichkeit man bis dahin nicht geahnt hatte. Dazu laufen einem in der Dunkelheit die allerverschiedenartigsten Thiere über den Körper; kurz, es sind qualvolle Stunden. Solche Dinge hatte ich allerdings bei der ersten Dhaufahrt von Sansibar nach Bagamojo noch nicht zu erdulden. Erst am späten Nachmittag hatte ich damals Sansibar verlassen können. Ich saß auf dem Hinterdeck und nahm mit meinem Stuhle fast den ganzen Platz ein. Auf dem vorderen Theil der vielleicht 20 Schritt langen Dhau lagen auf dem dachartigen Grasverdeck meine Leute. Eine frische Brise brachte uns schnell vorwärts, und bald verschwand Sansibar, dessen Aeußeres sich seit Jahrzehnten kaum verändert haben dürfte, unseren Blicken. Nie hätte ich geglaubt, daß man mit einer solchen Nußschale auf dem Meere fahren könne. Die Schiffsleute, meist Küstenneger, flößen aber durch ihre Ruhe und Sicherheit ein beruhigendes Gefühl ein. Schön war das bewegte Meer! Um das Boot tummelten sich Delphine, und ab und zu wurde eine Schaar fliegender Fische von irgend einem Raubfisch aus dem Wasser gescheucht. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde das Meer geradezu großartig. Wie durch eine flüssige Silbermasse fuhren wir dahin, jede Stelle, an der sich das Wasser brach, jeder Kamm einer Welle strahlte einen intensiven Silberglanz aus. Weniger schön war nachher die Landung. Ich hatte gleich am ersten Tage die Nachtheile eines mangelnden Hafens zu kosten. Als ich in tiefer Finsterniß in einem kleinen Boote das Ufer zu erreichen suchte, rannten wir verschiedene Male fest, und nicht wenig Mühe kostete es, bis wir soweit gekommen waren, daß ich mich auf dem Rücken eines Schwarzen ans Land tragen lassen konnte. So ungünstig die Rhede von Bagamojo auch für Dampfer und Passagierverkehr ist, so günstig liegen die Verhältnisse für den durch Dhaus vermittelten Frachtverkehr. Bei der Fluth ankern die Dhaus in der Nähe des Ufers und liegen dann bei eintretender Ebbe völlig auf dem Trockenen; die Waaren werden bequem aus-

und eingeladen, und die kommende Fluth macht die Dhaus wieder flott. Der Hafen von Dar es Salaam dagegen ist herrlich, allerdings erst, wenn man in demselben glücklich eingelaufen ist. Ob die Scheu vor der Benützung desselben durch größere Schiffe ihre Berechtigung hat, kann ich nicht beurtheilen. Jedenfalls hat sich die Scheu aber noch nicht gelegt, obwohl unsere Kreuzer-Flotte in den Hafen eingelaufen ist. Selbst mit einer Dhau hatte ich ein Mal das zweifelhafte Vergnügen, am Eingange mich fest zu laufen, so daß ich angesichts der Stadt Dar es Salaam einige Stunden auf die Fluth warten mußte.

Noch immer wird darüber gestritten, ob Bagamojo oder Dar es Salaam die gebotene Hauptstadt sei. Legt die Partei, welche Dar es Salaam gewählt hat, ein zu geringes Gewicht auf das Testuri — den Gebrauch — der Eingeborenen, indem sie glaubt, daß das Hinziehen der Karawanen nach Dar es Salaam leicht zu bewerkstelligen sei, so überschätzt doch andererseits die Bagamojo-Partei sehr den Einfluß des Testuri, wenn sie glaubt, daß die Karawanen um des Testuri willen nicht von Bagamojo ablassen würden.

Der Neger ist viel zu klug, viel zu habgierig, an hergebrachten Dingen um ihrer selbst willen fest zu halten. In dem Momente, wo er einsieht, daß etwas Anderes vortheilhafter ist, erhebt er das Neue zum Testuri. In dem Augenblicke, wo den Karawanen der Marsch nach Dar es Salaam vortheilhafter erscheint, werden sie nach Dar es Salaam gehen. Darin möchte aber die Schwierigkeit liegen, den Weg dahin für die Karawanen wirklich vortheilhafter zu machen.

In Tabora erhielten wir die sich ja später als falsch herausstellende Nachricht, daß bereits alle Karawanen nach Dar es Salaam gingen. Wir konnten uns diese früher kaum für möglich gehaltene Veränderung nur dadurch erklären, daß man einem Marsch nach Bagamojo solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte, daß dadurch derselbe nach Dar es Salaam als günstiger erscheinen mußte. Es wäre natürlich eine Kirchthurmpolitik gewesen, welche auf Kosten

des ganzen Handels solche Veränderungen hätte erzielen wollen. Glücklicher Weise hat man seine Zuflucht nicht zu einer solchen Politik genommen, doch mag das nicht das Verdienst der unteren Organe gewesen sein, denn auf dieser Seite war man damals sehr geneigt, Gewaltmaßregeln zu ergreifen. Der Vorschlag, allen Karawanen nur noch Scheine für Dar es Salaam auszustellen und dann alle in Bagamojo Ankommenden rücksichtslos nach Dar es Salaam zu schicken, war nichts Seltenes. Hoffentlich hat die Kolonie die damalige Krisis völlig überwunden, und ist jeder Plan, der eine Erschwerung des Handels mit sich bringt, aufgegeben. Nimmt man aber diesen Standpunkt ein, so wird Jeder gestehen, daß die einzige Möglichkeit, die Karawanen nach Dar es Salaam zu ziehen, die ist, den Karawanen positive Vortheile für den Weg dorthin zu verschaffen.

Der Bau einer Straße von Dar es Salaam nach Mkondoa würde das Gegentheil bewirken. Welcher europäischer Fußgänger würde nicht lieber einen beschatteten Fußweg wählen, als eine staubige Landstraße? Auch durch Anlage von Stationen an der Straße Dar es Salaam-Mkondoa würde man die Karawanen nicht locken. Jede Station verursacht einer Karawane zu viel Unbequemlichkeiten, als daß sie sich des ihr hier gewährten beschränkten Schutzes erfreuen sollte. Somit scheint mir für eine glückliche Lösung dieser Frage augenblicklich wenig Aussicht vorhanden zu sein, doch die Zeit wird auch hier vielleicht Mittel und Wege schaffen.

Meine Thätigkeit war in Bagamojo eine recht umfangreiche. Die erste Zeit wurde durch meine militärische Aufgabe ganz in Anspruch genommen. Ich konnte mich der nur wenigen Soldaten zu Theil werdenden Freude hingeben, mir ganz allein nach meiner eigenen Idee diejenigen Leute auszubilden, mit denen ich selber in den Krieg ziehen sollte.

Nicht nach dem Resultat einer Friedens-Inspicirung sollte man seine eigene Thätigkeit beurtheilen, sondern nach den Resultaten auf dem Kampfplatze! Dann kamen sehr bald zu dieser militärischen Thätigkeit noch die ganzen Expeditions-Vorbereitungen. Lasten

mußten gepackt, Tauschwaaren gekauft, Personal angenommen werden, kurz, all' die Arbeiten, die ja von den ersten Afrikareisenden des Längeren und Breiteren beschrieben worden sind.

Der Inder Sewa Hadji vermittelte hierbei manches Geschäft. Der Geschäftsverkehr mit ihm ist sehr angenehm, da man von ihm das einen leicht zur Verzweiflung bringende „das geht nicht," niemals hört. Man muß sich aber bei ihm sehr in Acht nehmen, um nicht übervortheilt zu werden, und seine Bereitwilligkeit, Alles zu übernehmen, legt dem Europäer die Verpflichtung auf, zu prüfen, ob Sewa Hadji einer übernommenen Verpflichtung überhaupt nachkommen kann. Mit dem Vollziehen eines Kontraktes ist es hier nicht allein geschehen, will man Enttäuschungen vermeiden.

Vor Allem macht das Gouvernement seine Geschäfte mit ihm. Geradezu gehaßt wird er von seinen europäischen Konkurrenten, die ihm an kaufmännischen Talenten unterlegen sind, ebenso auch von allen Denen, die sich von ihm übervortheilt wähnen.

Sewa Hadji ist äußerst gewandt und weiß sich viel Freunde zu verschaffen. Sein Unkosten-Konto muß eine bedeutende Höhe erreicht haben; denn nicht nur durch wohlthätige Stiftungen sucht er sich bemerkbar zu machen, nein, auch den Europäern, besonders den Beamten, macht er werthvolle Geschenke. Diese Geschenke bestehen zumeist in den theuren Rhinoceroshornstöcken, und spricht man an der Küste von den Sewa Hadji-Orden 1., 2. und 3. Classe, welche sich durch die mehr oder weniger werthvollen silbernen oder goldenen Beschläge unterscheiden. Wie gesagt, wohl fast jedem höheren Beamten, mit dem er in Berührung kam, sei er vom Zoll, oder von der Verwaltung, mochte er seiner Zeit einen, ja manchmal mehrere solcher werthvollen Stöcke geschenkt haben.

Zu jener Zeit, die für einen Abmarsch einer Karawane, vor allem über Tabora, sehr ungünstig lag, konnte und wollte nur Sewa Hadji uns die nöthigen Garantien für Träger geben; daß er hierbei viel verdienen wollte, wer könnte es ihm verdenken; auch ein europäischer Kaufmann nimmt so viel als er bekommen kann.

Meine Tageseintheilung war eine sehr regelmäßige, und meist verlief ein Tag wie der andere. Vor Sonnenaufgang stand ich auf und ging vom ersten Tag an mit meinen Leuten in's Gelände. Da der Abmarsch anfänglich als nahe bevorstehend bezeichnet wurde, mußte ich sofort mit der Ausbildung im Felddienst beginnen. In Pausen wurden mit den Leuten dann die Einzelübungen vorgenommen. Es ist eine Lust und Freude, solche schwarze Rekruten auszubilden. Ihre körperliche Gewandtheit, ihre tadellose Körperbildung macht all' die vielen Uebungen überflüssig, durch welche bei den europäischen Rekruten erst die Glieder in ihre richtige Lage gebracht werden müssen. Die Ausbildung der Schutztruppen-Soldaten konnte ich mir bei der Verschiedenartigkeit unserer Aufgaben wenig zum Muster nehmen. Die Schutztruppe verfährt fast ganz nach unserem deutschen Reglement. Ich war genöthigt, das Parademäßige noch mehr in den Hintergrund zu stellen. Auch suchte ich, wo irgend möglich, Vereinfachungen herbeizuführen. So gab es zum Beispiel bei mir nur eine Ehrenbezeugung beim einzelnen Mann, beim Posten und im Trupp. Auf das Kommando „Achtung" nahm jeder Mann die rechte Hand an die Kopfbedeckung.

Für meine mohamedanischen Soldaten war dies der natürlichste Gruß. Drei Stunden war ich am Vormittag, drei am Nachmittag mit meinen Leuten beschäftigt. Ab und zu fand eine größere Uebung statt. Bei einem solchen Ausflug kam es ein Mal zu einem Jagdabenteuer. Ich hatte eine Erkundung des Kingani vor. Von dem Fährmann, einem freundlichen Araber, ließ ich mir ein kleineres Fährboot geben. Drei Neger fuhren uns, mich und drei Soldaten, während die Hauptmasse meiner Leute Erkundungen am Lande vornahmen.

Anfänglich sahen die Ufer ganz europäisch aus; nichts deutete darauf hin, daß wir uns in den Tropen befänden, höchstens die Webervögel mit ihren kunstvoll gewebten Nestern waren dem Europäerauge etwas Fremdartiges.

Dann zeigten aber bald die Ufer die üppige Tropenvegetation, wie man sie zumeist an den Flußufern findet. Laubreiche Bäume, Palmen und Schlinggewächse, dicht gedrängt in einander verwachsen, bilden ein undurchdringliches Ganze. Herden von Affen bevölkern die Bäume. Der Kingani selber beherbergt Flußpferde und Krokodile. Letztere sind sehr gefährlich und fordern immer ihre Opfer. So fiel ein Krokodil trotz aller Vorsichtsmaßregeln später ein Pferd meiner Expedition an, das durch's Wasser gezogen wurde. Anfänglich war ein Flußpferd nicht zu sehen, da, wie der Fährmann sagte, die Fluth sei. Dann aber sah man in der Entfernung diese Kolosse. Es war mir ein eigenartiges Gefühl, hier zum ersten Male diese Riesen zu sehen, die ich bis dahin nur in zoologischen Gärten in kleinen Exemplaren angestaunt hatte. Die Thiere schienen sehr scheu zu sein; denn zum Schusse konnte ich zunächst nicht kommen. Endlich trafen wir eine Herde, welche sich wenig um uns kümmerte. Sie war beim Untertauchen an uns vorbei stromab geschwommen und tauchte vielleicht 100 Schritt hinter uns wieder auf. Ich ließ wenden und lautlos das Boot stromab treiben. Ich stand vorn zum Schusse bereit; niemand durfte sich regen. Je mehr wir uns näherten, um so mißtrauischer wurden wir von den Riesenpferdeköpfen beim Auftauchen angeäugt. Plötzlich tauchte ein solcher Kopf vielleicht 40 Schritte von uns entfernt auf. Ich schoß aus meinem Drillinge, und „kaputi, kaputi" brüllten die drei Suaheli-Ruderer und zeigten auf ihre Stirn. Vom Flußpferde war zunächst nichts zu sehen, doch im nächsten Augenblick überschlug sich der mächtige Koloß. Nur wenige Sekunden konnte das Thier jedes Mal unter Wasser bleiben, dann schnellte es mit einer Gewalt, die nur die Todesqualen verursachen konnten, außer Wasser. Meine und meiner Leute Freude war natürlich groß, und ich ließ nun meine Leute als passende Schießübung wohlgezielte Schüsse auf den Kopf des Thieres abgeben. Der Bewegung des Thieres sah man es sofort an, wenn wieder eine Kugel saß. Ich hoffte, das Thier werde bald den letzten Athemzug thun, doch hatte ich mich verrechnet. Vom Strom wurde das Thier fortgetrieben, wir folgten, uns immer

am Rande an den Aesten festhaltend, in möglichster Nähe; doch mußten wir uns hüten, zu nahe zu kommen, sonst wären wir in die Lüfte befördert worden; bei einigen Flußbiegungen wäre es fast dazu gekommen.

Unsere Reise ging somit nur langsam von statten. Schon hatten wir das Fährhaus passirt, und immer noch hatte das Thier die Kraft, sich aus dem Wasser emporzuschnellen. Jetzt gesellten sich noch einige Gefährten zu dem Nilpferd, welche es unruhig umkreisten. Unsere Lage wurde dadurch etwas unangenehmer, und mußten wir unser Feuer auf die anderen Flußpferde richten, um diese auf unsere Nähe aufmerksam zu machen. Unsere Munition ging zu Ende. Schon zwei Stunden hatten wir das Thier verfolgt. Immer schwächer schien das verwundete Flußpferd zu werden, es brachte jetzt nur noch den Kopf aus dem Wasser. Meinen letzten Schuß mußte ich ihm in den Rachen feuern, als es plötzlich nur wenige Zoll vom Boote entfernt erschien.

Die Bootsleute riethen von einer weiteren Verfolgung als nutzlos ab, da das Thier doch erst in der Nacht verenden würde. Mit den letzten Kräften würde es sich irgendwo ans Trockene arbeiten und dann liegen bleiben.

Noch wollte ich meine erste größere Jagdbeute nicht aufgeben. Da wurde mir das Glück insofern günstig, als das Thier an eine Sandbank geschwemmt wurde, von der es nicht mehr fort konnte; so waren wir denn, wenn auch ein Nahen jetzt noch nicht möglich war, doch der Beute sicher. — Von den Felddienstübungen kehrte ich in der Regel gegen 9 Uhr Morgens zurück.

In der Zeit von 9 bis 2 Uhr wurde in dem mir von Sewa Hadji zur Verfügung gestellten mächtigen Steinhause gearbeitet.

Die Mahlzeiten nahm ich allein ein und entwöhnte mich hierbei völlig der Spirituosen. Das Abendessen, das ich bald nach Sonnenuntergang — 6¹/₄ Uhr — beendet hatte, nahm ich auf dem Dache meines Hauses ein. Dann wurde noch ein halbes

Stündchen wachend geträumt, und um 7 Uhr war ich bereits schlafen gegangen. Bei dieser ruhigen, regelmäßigen Thätigkeit konnte ich dann auch etwas zu Wege bringen. Ueber 700 Lasten wurden für die Träger fertig gestellt. Noch vor Ankunft des Expeditionsführers waren meine Soldaten ausgebildet und Alles gepackt, etikettirt, journalisirt und auch alles Andere so weit fertig gestellt, daß ich bei Ankunft Oskar Borcherts, Mitte Januar melden konnte: „Alles zum Abmarsch bereit."

III.

Eine Regenexpedition.

Allerhand widrige Verhältnisse ließen unsere Expedition, die ursprünglich schon im Dezember 1891 aufbrechen sollte, schließlich erst am 1. März 1892 den Marsch in's Innere antreten. Die Expedition setzte sich zusammen aus dem Führer, Herrn Borchert, mir, dem 1. Offizier, einem Expeditionsschreiber, Kaufmann Wiegand, und den 5 Schiffshandwerkern Mundt, Nelson, Scharfenberg, Schmelzpfennig und Sörnsen. An Soldaten waren etwa 80 Sudanesen und Somali vorhanden. Ueber 300 Expeditionslasten wurden von Trägern und Eseln transportirt. Die Gesammtkopfzahl einschließlich Weiber und Kinder mochte etwa 1000 betragen.

Die große Regenzeit stand vor der Thür, doch konnten wir, wenn wir Glück hatten, noch die Usagaraberge erreichen, bevor die zu durchschreitenden Ebenen in Seen verwandelt und für eine schwere Karawane unpassirbar geworden waren. In dem zweiten Marschlager wurde in malerischer Gegend einige Tage gerastet und Alles für die kommenden Märsche vorbereitet. Unser Lager befand sich an einem Bachlauf, der, fast ausgetrocknet, nur einige Tümpel Wasser aufwies. An seinem Ufer waren die Europäerzelte halbkreisförmig aufgeschlagen, einige Hundert Meter entfernt lag auf einer Anhöhe das Trägerlager.

Unserer Expedition hatte sich noch eine Karawane des Sewa Hadji,

der uns die Träger gestellt hatte, angeschlossen, so daß ein mächtiges Lager entstanden war. Besonders am Abende bot dasselbe einen eigenthümlichen Anblick; vor jedem Zelte brannte dann ein Wachtfeuer. Jede Trägerfamilie hatte ihr kleines Zelt, und die Hunderte von Zeltchen lagen in malerischem Durcheinander; für die jungen Afrikaner wahrlich ein herrliches Bild. Aus der Ferne klangen die Lieder nicht übel, die von einzelnen musikalischen Gruppen ausgingen; wie Hyänengebell hob sich dagegen das Husten hanfrauchender Waniamwesi ab.

In dem Europäerlager war es des Abends meist ruhig, die Soldaten saßen vor ihren Zelten und besprachen den so lange ersehnten Abmarsch. An einem Wachtfeuer unter einer Baumgruppe saß ich gewöhnlich um diese Zeit noch bei Herrn Borchert, meist in ernstem Gespräche. Hatte die Expedition doch schon viel Unglück gehabt! Curt Töppen war der Expedition in Folge Krankheit verloren gegangen, auf ihn hatten Herr Borchert und unsere Auftraggeber in Deutschland große Hoffnungen gesetzt; dann war Lieutenant Lutteroth in Folge einer auf der Jagd erlittenen Beschädigung seiner Augen zur Heimath zurückgekehrt. An ihm hatten wir einen stets fröhlichen und heiteren Kameraden zu haben gehofft, der nie eine trübe Stimmung würde einreißen lassen. Beide waren nicht ersetzt worden, ja im letzten Augenblicke war der Karawane auch noch der Kapitän Spring genommen worden, der eigentlich, wenn auch nur für den Marsch, unserer Karawane zugetheilt werden sollte. Kapitän Spring war etwa 8 Tage vor unserem Aufbruch in der Hoffnung, daß er auf diese Weise sein Ziel — den Viktoriasee — früher erreichen würde, einer Gouvernements-Karawane zugetheilt worden. So hatten wir viele Personen verloren, und die Bemühungen, Ersatz zu erhalten, waren erfolglos geblieben. Herrn Borchert mochte es nicht leicht um's Herz sein, allein auf mich, den einzigen Offizier, angewiesen zu sein, der ich zum ersten Male afrikanischen Boden betreten hatte. Aber auch mir war es ernst zu Muthe, ruhte doch auf mir die Arbeit der ausgefallenen Herren! Doch wenn sich auch bei abendlichem Geplauder ernste Gedanken

nicht verscheuchen ließen, so schwanden sie über Nacht, und am nächsten Morgen sahen wir der Zukunft wieder fröhlich und voll Zuversicht entgegen.

Noch vor Sonnenaufgang des 5. März, des Tages, an dem wir dies Lager verlassen wollten, wurde ich durch einen wolkenbruchartigen Regen geweckt, und es fröstelte mich bei dem Gedanken, daß zwischen dieser Regenmasse und mir sich nur eine dünne Zeltwand befand. Im Lager herrschte lautlose Ruhe, und doch dämmerte es schon, und ich mußte mich erheben. Als ich vorsichtig meinen Kopf durch das Zeltfenster steckte, sah ich zu meinem Entsetzen, daß das Europäerlager sich in einem See befand. Alles Wasser, so weit man sehen konnte, nur das Trägerlager im Trockenen! Kein menschliches Wesen außer den traurigen Gestalten der Wachtposten! Ich fühlte keinen inneren Drang in mir, die Zeit bis zum Aufbruch etwa durch Lärmmachen zu verkürzen, und verhielt mich daher, wie alle anderen im Lager, ruhig. Jeder mochte auf den Anderen warten. Die Befürchtung, daß dieser Regen ein Vorläufer der großen Regenperiode sei, wirkte lähmend. Was sollte aus uns werden, wenn wir die Berge nicht erreichten? So verharrte ich denn wartend in meinem Zelte, bis der Mbana mkuba das Zeichen zum Aufbruch geben würde. Da öffnete sich das Zelt mir gegenüber, und heraus trat Herr Borchert. Gleich darauf fiel auch sein Zelt, was für uns das Zeichen war, daß wir uns zum Aufbruch rüsten mußten. Der afrikanische Regen wirkt im höchsten Grade unangenehm. Bei der bedeutenden Höhe, in der sich die Wolken gewöhnlich befinden, ist der Regen eiskalt. Der ganze Körper, der so sehr an die Wärme gewöhnt ist, durchbebt ordentlich, wenn ihn ein solcher Regen trifft. Gegen nichts ist auch der Eingeborene so empfindlich, als gegen Regen. Wortlos kauert er sich in seinem Lagerzelt zusammen, das dem Regen nicht Stand hält. Ein Paar glühende Hölzer sucht er der Nässe zu entziehen und sich an ihnen zu wärmen. Geradezu ein Bild des Jammers ist ein Eingeborener im Regenwetter! Die Somalisoldaten waren gar nicht wieder zu erkenntn, viele hatten Fieber, und eine große Zahl von

ihnen war so krank, daß Herr Borchert sich entschloß, sie zurückzusenden Es hielt schwer, zumal in dem mächtig ausgedehnten Lager, die Leute zum Aufbruch zu bringen. Hatte man sie auf der einen Ecke aufgescheucht, fand man sie an der anderen wieder zusammengekauert. Es schnitt ordentlich in die Seele, als die schönen Lasten aus den wasserdichten Zelten genommen und in den Regen gebracht wurden. Doch was half es, es würde nicht der letzte Regen sein! Schließlich war Alles so weit, daß Herr Borchert die Spitze übernehmen und aufbrechen konnte, während ich den Auftrag erhielt, mit der letzten Last das Lager zu verlassen. Allmählich hatte der Regen nachgelassen, und jetzt erst konnte man recht die Veränderungen erkennen, welche in der einen Nacht vor sich gegangen waren. In der tief eingeschnittenen Rinne war aus dem gestern noch ausgetrockneten Bächlein ein reißender Fluß geworden. Die Karawane mußte dieses Gewässer über eine Brücke passiren, und ich zählte hier die Lasten und Träger. Bald waren alle Träger fort, aber eine Anzahl Lasten waren übrig geblieben. Der Vertreter Sewa Hadji's hatte Recht gehabt, als er behauptete, daß mehr Lasten herausgeschafft als Träger angenommen waren. Doch ich sollte mit der letzten Last das Lager verlassen! Zu langem Unterhandeln war jetzt nicht Zeit, und so blieb mir nichts Anderes übrig, als mir die nöthigen Träger aus der anderen Karawane, die nicht zugleich mit uns aufgebrochen waren, zu greifen. Ich tröstete mich bei dieser Maßregel damit, daß es dem Träger schließlich gleichgültig sei, ob er Sewa Hadji's oder unsere Lasten trug, und daß Sewa Hadji sich mit Herrn Borchert auseinandersetzen konnte. Um 10 Uhr Vormittags konnte ich schließlich aufbrechen.

Nicht lange hatten wir die Freude der Regenlosigkeit. Stumpfsinnig marschirten wir, selbst zum Schimpfen nicht mehr aufgelegt, weiter. Anfänglich saß ich auf meinem Maulthier, bald aber wurde der Boden so sumpfig, daß ich zu gehen vorzog. Schon nach 1½ Stunde trafen wir auf die Nachzügler der vorderen Kolonne. Mühsam schleppten sich die Leute, noch des Marschirens ungewohnt, weiter. Die üppigen Tage Bagamojo's mochten ihre heutige Lage

doppelt unangenehm erscheinen lassen. Ein Träger nach dem anderen wurde so von uns aufgenommen. Um 1 Uhr kamen wir an einen reißenden Bach. Am diesseitigen Ufer befand sich ein Lagerplatz. Meine Leute verlangten dringend zu essen. Ein Träger marschirt sehr ungern über 12 Uhr hinaus, vor Allem ein Mniamwesi-Träger. Auch meinen Soldaten und mir, die wir an ein solches Regenwetter noch nicht gewöhnt waren, that Ruhe und etwas Essen noth. Die letzten Regengüsse waren nur von kurzer Dauer gewesen; der Himmel hatte sich jetzt so erhellt, daß wir hoffen konnten, für heute genug des Regens gehabt zu haben. Nach einer Rast ging es weiter. Ueber den Bach, der an einer Stelle den Leuten bis an die Schultern ging, wurde ich glücklich hinübergetragen, und wir betraten eine üppige Grasfläche mit spärlichem Baumwuchs. Meine kleine, anfänglich nur aus wenigen Leuten bestehende Nachkarawane vergrößerte sich immer mehr durch Aufnahme der Nachzügler. Schließlich schien ich den größten Theil der Leute bei mir zu haben. Schon fing es an zu dunkeln, und noch immer war kein Lager zu erblicken. Endlich um ½7 Uhr erkannten wir in einem kleinen Wäldchen Lagerfeuer. Wir fanden zwar ein Lager vor, aber nicht den Expeditionsführer. Die Leute erzählten, daß dieser etwa eine halbe Stunde entfernt ein Lager bezogen habe; sie selbst aber hätten vor Müdigkeit nicht mehr weiter gekonnt. Was nun thun? Das eigentliche Lager befand sich nicht hier, fast alle Träger aber hatten sich heimlich gedrückt und hier ein abgesondertes Lager bezogen. Vergebens versuchte ich, sie zum Weitermarsch zu bewegen. In Fällen, wo so viele Menschen von einer einheitlichen Idee bewegt werden und die Leute mit ihrem oft scharfen Instinkt sich sagen, daß ein Abweichen vom Testuri — Gebrauch — nicht dringend geboten ist, steht man ganz machtlos da. Bei der ersten Gewaltthätigkeit würde Alles entfliehen, und man würde allein zurückbleiben. Ich bin im ersten Theil der Expedition, wo ich die nicht beneidenswerthe Aufgabe hatte, mit der Nachhut zu marschiren, oft in ähnliche Lagen gekommen. Strafen sind völlig wirkungslos. Das einzige Mittel, welches wirkt, ist Belohnung. Vor allen Dingen muß man die

Trägerführer bei guter Laune erhalten, dann sind auch die Träger gefügig. Hat man jedoch, wie ich in jener Zeit, Mittel zu derartigen Belohnungen nicht zur Verfügung, so hilft schließlich weiter nichts als ruhiges Ergeben in sein Geschick. Späterhin habe ich dann oft einfach das Lager der zurückgebliebenen Träger bezogen und bin lieber einige Tage lang vom Expeditionsführer getrennt marschirt, als daß ich Unmögliches verlangte und die Leute dadurch zur Desertion veranlaßte. Ein Zeitverlust entstand auch meist nicht durch solche Verhältnisse, an den Ruhetagen des Expeditionsführers zog sich die Expedition wieder zusammen. An jenem Tage aber war ich noch nicht so gewitzigt. Als selbst die Versuche des Boy Ramasan, der sich in der ostafrikanischen Geschichte schon einen Namen gemacht hatte, erfolglos blieben, machte ich mich mit einigen Leuten auf den Weg, zumal auch unter den wenigen nicht vorhandenen Lasten gerade meine Zeltlast sich befand. Der Weg ging durch einen Wald, ein sternenklarer Himmel erhellte uns ein wenig den Weg. Statt einer halben Stunde marschirten wir bereits eine ganze. Schon überlegte ich, wie ich die Nacht verbringen sollte, wenn ich mich verirrt hätte und das Lager nicht finden würde. Schon malte ich mir eine Nacht, festgebunden auf einem Baume, aus; denn kaum konnte ich mich vor Ermüdung noch weiter schleppen. Als letztes Mittel feuerte ich drei Signalschüsse ab, und unsere Freude war groß, als dieselben durch drei Gewehrraketen beantwortet wurden. In wenigen Minuten befanden wir uns im Lager. Das war der erste Tag der Regenexpedition!

In der darauf folgenden Zeit gab es wenig Tage, an welchen es nicht regnete, richtiger gesagt, goß. Unendlich mühsam schleppten wir uns so vorwärts. In kurzer Zeit starben unsere Pferde und Maulthiere, auch eins der beiden Kameele ging zu Grunde. Mein armes Maulthier, das schon einen Tag so schwach war, daß ich es nicht hatte reiten können, starb angesichts eines zu passirenden Sees, und ich mußte mich nun zwei Stunden lang zu Fuß hindurcharbeiten. Im Allgemeinen aber waren die Verhältnisse noch

nicht zu arg; man konnte doch noch vorwärts kommen, und das war ja die Hauptsache.

Der Lugeringere, der zur Karawanenzeit in einer Furt durchschritten wird, war zu einem mächtigen, reißenden Strome angewachsen. Glücklicher Weise hatte Kapitän Spring, der kurze Zeit vor uns hier eingetroffen war, eine vorzügliche Brücke gebaut, so daß wir dieses Hinderniß ohne Zeitverlust überwinden konnten. In Mrogoro, der Missionsstation, angekommen, waren wir so ermattet, daß drei Tage gerastet werden mußte. Dann ging es weiter, und mit Sorgen gedachten wir der Mkata-Ebene. Immerhin hatten wir, da die schwersten Dauerregen noch nicht eingetreten waren, Hoffnung, die Ebene noch passirbar vorzufinden. An dem Mkata-Flusse angekommen, fanden wir die Hälfte der Brücke von der Wassermasse fortgerissen. Zum Brückenbau fehlten uns leider kleine Boote, wie man sie heute, kaum eine Last schwer, hat, und es zeigte sich schwierig, feste Punkte im Wasser zu bekommen. Schließlich gelang es uns aber, einen mächtigen Baum zu fällen, welcher herabfallend die Verbindung des diesseitigen Ufers mit dem Rest der Brücke herstellte. Nun war sehr schnell ein Uebergang für die Menschen fertig gestellt. Das Vieh mußte hindurch schwimmen, was trotz der Strömung und der vorhandenen Krokodile gut von statten ging. Eine lange Leine wurde über das Wasser gespannt, die Ziegen und Schafe an derselben befestigt und dann mit ihr hinübergezogen. Auch die Esel wurden so ohne Schwierigkeiten übergesetzt. Am einfachsten gestaltete sich das Uebersetzen unserer Rinderherde. Den ersten Stier hatten wir glücklich überlistet und in das an dieser Stelle sehr tiefe Wasser gestoßen. Im Wasser war seine Kraft so gering, daß er mit Leichtigkeit hinübergezogen werden konnte. Kaum sah die Herde den Stier dem jenseitigen Ufer zuschwimmen, so folgte sie ihm auch alsbald freiwillig in's Wasser. Allerdings wurde ein Theil sehr weit stromab getrieben, doch kamen alle Thiere wohlbehalten am anderen Ufer an.

Ueber einen Tag hatte uns der Fluß aufgehalten; dann ging es weiter, und wir alle waren glücklich, die Mkata-Ebene, wenn auch

aufgeweicht, so doch völlig passirbar zu finden. Immerhin waren wir froh, als wir diese Stellen, welche unseren Weitermarsch unter Umständen gänzlich hätten hindern können, überwunden hatten und in Mkondoa anlangten. Hier mußten wir 4 Tage verweilen, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Es wurde versucht, soweit es die Witterung zuließ, die durchnäßten Tauschwaaren zu trocknen. Manche Last Brot und Zucker war schon längst dem Regen zum Opfer gefallen, und die Bekleidungsstücke waren in traurigster Verfassung. Mit Rücksicht auf die große Zahl der bei der Karawane befindlichen Thiere wurde der südliche Weg nach Mpapua über den Ugombe-See gewählt, da der nördliche durch das Usagara-Gebirge führt. Auf dem ganzen Marsche erwiesen sich unsere Esel als eine große Plage für uns; unter normalen Verhältnissen mögen die Thiere ja ganz brauchbar sein, bei durchweichtem Boden aber sind sie nur eine Last, die ganz bedeutend ist. Bei schlechtem Boden kommen sie nur ganz langsam von der Stelle. Alle Augenblicke werfen sie ihre Last ab, und unter Krankheit haben sie bei dem Regenwetter auch so zu leiden, daß ein großer Theil nicht beladen werden kann. Ein Glück für uns, daß damals Alles dort friedlich war, sonst hätte es uns schlecht ergehen können. Wie hart wir übrigens ernstlichen kriegerischen Verwickelungen nahe kamen, erkannten wir einmal an den unseren Weg kreuzenden Spuren einer großen Zahl von Massai, welche, wie uns später in Mpapua mitgetheilt wurde, vor etwa 8 Tagen, um Vieh zu rauben, einen Einfall nach Uhehe gemacht hatten.

Trotz mancher Schwierigkeiten gelang es uns, in 5 Tagen den Weg nach Mpapua zurückzulegen. Hier wurde ich zur Führung einer Nachschubkarawane ausersehen und begab mich daher, den nördlichen Weg wählend, zunächst nach der dicht bei Mkondoa gelegenen kaiserlichen Station Kilossa in drei Eilmärschen zurück, während die Expeditionskarawane noch zur Erholung in Mpapua verblieb. Mein Plan ging dahin, den Rückweg zur Küste über Mhonda zu nehmen, um ein anderes Gebiet kennen zu lernen. Um mich aber zunächst nach einer Anzahl nachbestellter Lasten zu

erkundigen, machte ich einen Abstecher nach der Missionsstation Mrogoro. Auf diesem Marsche mochte wohl die Regenperiode ihren Höhepunkt erreichen. Allmählich hatte ich mich an die vielen Unbequemlichkeiten gewöhnt, welche eine solche Zeit mit sich bringt. Gesundheitlich hatte ich nie zu leiden gehabt, doch war ich von 8 Europäern der einzige, der ohne Krankheit diese Zeit überstanden hat, während drei von uns durch Erkrankung zum Rückweg gezwungen wurden. Cognak ist in solchen Fällen das Mittel, welches die Gesundheit bewahren hilft, und der ist dann glücklich daran, welcher seinen Körper bis dahin möglichst wenig an Alkohol gewöhnt hat. Als ich an einem Tage zwischen Mkondoa und Mpapua in einem eisigkalten Bache zwei Stunden bis an den Leib im Wasser waten mußte, während es vom Himmel goß und eine bittere Kälte herrschte, glaubte ich nicht, daß diese Leistung spurlos an mir vorbei gehen könne; der Cognak aber half mir über jede Krankheit hinweg. Ich halte diese Stelle für geeignet, meine Erfahrungen in Betreff des Alkoholgenusses mitzutheilen. An der Küste hatte ich drei Monate lang so gut wie keine geistigen Getränke zu mir genommen. Mein Getränk bestand aus Wasser und Citronensaft. Es ist das ja nicht Jedermanns Sache, wer aber einer schweren Zeit im Innern entgegen geht und wem seine Gesundheit mehr werth ist als einige kurze Genüsse, der wird gut daran thun, ähnlich zu handeln. Der Alkohol ist in den Tropen eine so werthvolle Medicin, daß man sich gegen ihn nicht abstumpfen sollte. Das ganze Leben an der Küste bringt es natürlich mit sich, daß dem Alkohol recht fleißig zugesprochen wird. Die Natur, die sonst so oft im Leben den Menschen vor ungünstigen Einflüssen warnt, handelt in dieser Beziehung heimtückisch. Der Alkohol bekommt in der ersten Zeit in den Tropen ausgezeichnet, und die ihm huldigenden Leute fühlen sich anfangs munterer als die Enthaltsamen. So fordert er geradezu zum Weitertrinken auf. In Kurzem aber raubt er dem Körper die Widerstandskraft, und ein Fieberanfall rafft einen solchen geschwächten Menschen leichter dahin als einen anderen. Selbstverständlich giebt es Ausnahmen. Viele sind leider leicht

geneigt, für sich einen solchen Ausnahmefall zu erhoffen. An der Küste mag Jeder thun, was er will; dort kann er sofort ersetzt werden; im Innern aber sollte Jeder vor Augen haben, daß sein Leben ihm nicht allein gehört. Dort giebt es so wenig Europäer, daß jede Ausschweifung des Einzelnen doppelt schädigend wirkt. Das Ansehen der Europäer im Innern muß bei der geringen Machtentfaltung in jeder Hinsicht gehoben werden, und so müßte Jeder, besonders wer durch sein Amt auf die Eingeborenen Einfluß ausüben soll, darauf bedacht sein, dem Trunke sich fern zu halten. Nichts kann uns in den Augen der Araber und Eingeborenen mehr herabwürdigen, als der Anblick eines betrunkenen Europäers im Innern! An der Küste und in Sansibar sind sie solchen Anblick ja leider gewöhnt, dort aber wissen sie, daß es viele zweifelhafte Elemente giebt und sind geneigt, auf deren Rechnung solche Ausschweifungen zu setzen. Wer sich in den Tropen einmal an den Alkohol gewöhnt hat, kann ihn schwer vermeiden, und die Gelegenheiten, wo dann des Guten zu viel gethan wird, finden sich nur zu leicht. Deshalb rathe ich jedem Neuling im eigenen sowohl, wie im Interesse der großen Sache, der er dient, von Anfang an sich möglichst der geistigen Getränke zu enthalten.

Den Ostersonntag verlebte ich auf der gastfreien Missionsstation Mrogoro. Mit unendlicher Mühe und Arbeit haben die Missionare sich hier ein Heim geschaffen. Um den nöthigen Raum für ihre Anlagen zu erhalten, mußten sie erst mächtige Felsen sprengen. Ein klares, reißendes Bergwasser giebt den Anlagen im ganzen Jahre die nöthige Feuchtigkeit, deshalb gedeiht hier auch Alles ganz vortrefflich, und besonders muß ich den ausgezeichneten Kaffee hervorheben, der seiner Qualität nach unzweifelhaft eine bedeutende Zukunft auf dem deutschen Markte haben könnte.

Am Ostermontag machte ich mich auf den Rückmarsch nach Mkondoa. Am Abende kam ich in strömendem Regen am Mkataflusse an und fand die Brücke, die ich vor drei Tagen noch passirt hatte, verschwunden. Während ich am Ufer so über die Vergänglichkeit alles Irdischen sann, überbrachte mir ein Bote einen Brief

aus Mpapua. Es wurde mir mitgetheilt, daß Oskar Borchert, lebensgefährlich erkrankt, zur Küste zurückkehre. Die Karawane habe ohne Borchert bereits den Vormarsch fortgesetzt, und mein schleuniges Kommen sei daher äußerst nothwendig. „Erstens kommt es anders, zweitens wie man denkt," sagte ich zu mir. Ich selbst hätte, als ich vor kaum 14 Tagen die Expedition verließ, am wenigsten geahnt, daß ich nach so kurzer Zeit zur Führung derselben berufen werden sollte. Auch meine wenigen Leute waren wie elektrisirt, als sie diese Nachricht vernahmen. Nun galt kein Zögern. Trotz der Dunkelheit mußten wir hinüber. Theils an den Resten der Brücke uns festklammernd, theils schwimmend gelangten wir glücklich an's andere Ufer. Bis der Mond aufging, gönnte ich uns Ruhe, dann ging es weiter im nächtlichen Marsche. Meine Leute klapperten vor Frost; alle halbe Stunden mußten wir uns an einem Feuer die erstarrten Glieder wärmen. Manches Gnu, manches Zebra und manche Giraffe wurden durch uns in der Nachtruhe gestört. So lange die Nacht dauerte, wurden wir vom Regen verschont, am Morgen aber stellte er sich wieder ein. Gegen 10 Uhr mußte ich meine Leute in einem Dorfe zurücklassen, während ich selbst nach einer Rast von einigen Stunden mich allein, von einem Führer begleitet, weiter auf den Weg machte. In den mächtig hohen Mtamafeldern, die das Usagaraland in einer Ueppigkeit hervorbringt, wie sonst kein anderer Theil Ostafrikas, verirrten wir uns. Trotzdem aber gelang es mir, mit Sonnenuntergang, also 36 Stunden nach meinem Aufbruch von Mrogoro, Mkondoa wieder zu erreichen. Der Araber-Wali, der übrigens wenige Monate später von den Wahehe erschlagen wurde, gab mir einen neuen Führer nach der kaiserlichen Station Kilossa. An diesen Marsch werde ich noch lange denken. Zwischen Mkondoa und Kilossa war nämlich eine Straße von der Station gebaut worden, die sich durch Breite und Geradlinigkeit auszeichnete. Den Eingeborenen war das Begehen dieses civilisirten Weges anempfohlen worden, und so führte mein Führer denn auch mich denselben. Es dauerte aber nicht lange, bis ich ihn in meinem Innern verwünschte, denn mehr als ein

Dutzend Mal fiel ich in Löcher und Gräben. Bei der Breite des Weges und Dunkelheit der Nacht konnte man natürlich die guten Stellen nicht finden, welche die Eingeborenen sich ausgewählt haben, um sich auf dem civilisirten Wege einen Negerpfad anzulegen. Da lobe ich mir doch die gewöhnlichen Negerwege, die führen an Löchern und Unebenheiten vorbei, und in der dunkelsten Nacht kann man vom Wege nicht abirren. Doch auch dieser Weg führte mich schließlich noch in derselben Nacht nach Kilossa, wo mich der Stationschef Lieutenant Brüning freundlichst aufnahm. Auch ihn sollte ich zum letzten Male sehen! Ein Opfer der Verhältnisse, fiel er einige Monate später auf dem Kampfplatze gegen die Wahehe. Der Agent Sewa Hadji's bediente mich vorzüglich. Bereits in zwei Tagen hatte ich Träger für den Marsch nach Mpapua, und am dritten Tage konnte ich abmarschiren. Bald darauf traf ich auf die Vorhut des zurückkehrenden Oskar Borchert, und es dauerte nicht mehr lange, bis ich auch die Tragevorrichtung, in welcher jener lag, erblickte. Wir begrüßten uns unter strömendem Regen; ein schmerzliches Wiedersehen!

Ihn, der voller Hoffnungen an diese Expedition herangegangen, dem ich meine Theilnahme an derselben zu verdanken hatte, mußte ich jetzt — wenige Wochen nach unserem Aufbruche von der Küste — in solchem Zustande wieder treffen, nur um ihn nach wenigen Augenblicken wieder verlassen zu müssen. Zum Schutze gegen den Regen wurde schnell ein Schutzdach errichtet, damit wir ungestört noch das Nöthigste besprechen konnten. Ich suchte seine Muthlosigkeit, die ihm sein nahe bevorstehendes Ende vormalte, etwas zu verscheuchen. Herr Borchert, der Rettung nur an der Küste erhoffte, drängte bald zum Aufbruch. Beim Abschied konnte mich nur der Gedanke an die gute Pflege, in der sich mein bisheriger Führer befand — er hatte den Expeditionskaufmann Wiegand mit sich zurückgenommen — etwas trösten und mir Hoffnung auf seine baldige Genesung machen. Ein letzter Händedruck, und er ging nach Osten, ich nach Westen. Die Regenexpedition aber hatte an diesem Tage ihr Ende erreicht; es war der letzte Regentag!

IV.

Nach Tabora.

Eine schwere Enttäuschung stand mir in Mpapua bevor. Mir war mitgetheilt worden, daß für meine Weiterreise in Mpapua Alles bereit stände, und ich Träger nur bis dahin nehmen solle. Ohne Unterbrechung dachte ich der fortgewanderten Karawane nacheilen zu können. Zu meinem Entsetzen aber hörte ich in Mpapua, daß kein Träger, kein Soldat von der Expedition zurückgeblieben sei. Mpapua liegt bereits in Ugogo und nicht, wie auf den Karten meist angegeben ist, in Usagara. In Ugogo aber Träger zu erhalten ist ausgeschlossen. Die Wagogo sind ein kriegerisches, räuberisches Volk, das sich zu keinem Arbeitsdienste hergiebt. So mußte z. B. seiner Zeit die Station Mpapua ohne Unterstützung der Landesbewohner allein von den Soldaten gebaut werden. Ebenso haben die Wagogo auch bei Erbauung der Station Nianguira in keiner Weise Hilfe geleistet. Ich versuchte nun zunächst, meine alten Träger zum Weitergehen zu bewegen. Diese aber scheuten sich, mit einer so unbedeutenden Macht — zwei Soldaten, von denen der eine immer krank war — durch das gefürchtete Ugogo zu ziehen, zumal die ganze Gegend durch Gerüchte von Wahehe- und Massai-Einfällen beunruhigt war. Der Stationschef selbst hatte mir noch vorher geschrieben: „Vorsicht geboten, Massai und Wahehe liegen am Wege resp. überfallen die Dörfer.“ Schon vor zehn Tagen

hatte die Karawane Mpapua verlassen, allerdings mit der Instruktion, langsam zu marschiren. Vor Allem war es nöthig, die Karawane zum Stehen zu bringen, oder, wenn der Expedition ein Stillstehen wegen Mangel an Lebensmitteln nicht möglich war, sie zum Marsche zurück, mir, dem Führer entgegen und nicht von mir fort, zu veranlassen. Die ganze Schwierigkeit war dadurch herbeigeführt worden, daß die Gegend um Mpapua herum nicht die genügenden Lebensmittel für die Karawane aufwies. Die Lage einer Karawane in der Nähe einer Kaiserlichen Station ist in dieser Beziehung nie sehr angenehm. Die Station selbst braucht schon soviel Lebensmittel, daß die Landesbewohner ungern noch mehr verkaufen. Dazu kommt, daß sie sich vor Uebergriffen sicher fühlen und selbst da, wo sie Lebensmittel schaffen könnten, in störrischer Weise solche versagen. Der geringste Uebergriff von Trägern wird mit einem furchtbaren Geschrei und großer Uebertreibung der Station mitgetheilt, welche den Schadenersatz festsetzt. Solche Erscheinungen zeigen sich bei allen Europäer-Karawanen, nicht etwa blos bei den Privat-Karawanen. Hat doch z. B. eine Gouvernements-Karawane vor mir in Mpapua als Ersatz für angerichteten Schaden drei Lasten Zeug der Station zahlen müssen! Soweit, daß ein Ersatz verlangt wurde, war es bei unserer Karawane allerdings noch nicht gekommen, wohl aber hatte man von Seiten der Station bedeutet, daß der Fortgang der Karawane erwünscht wäre und so hatte sie nach Erkrankung Borcherts die Ankunft ihres neuen Führers nicht abwarten können.

Mit Hilfe des Stationschefs engagirte ich nun Boten, welche mit meinen Befehlen der Karawane nacheilen sollten. Aber einer nach dem andern kam unverrichteter Sache wieder zurück. Nach kurzem Marsche waren sie umgekehrt, da sie sich nicht tiefer nach Ugogo hineinwagten. Endlich blieb der Sohn eines Ugogo-Häuptlings, dem die größten Versprechungen gemacht worden waren, fort. Wie sollte nun aber die Trägerfrage gelöst werden? Meine Leute erklärten mir ganz offen, daß wir zu wenig Soldaten und Gewehre hätten, um Ugogo zu durchreisen. Da erhoffte ich von der Kaiser-

lichen Station Hilfe. Ich erbat ein kleines Detachement als Begleitmannschaft. Die Station erklärte sich aber zu schwach, um mir auch nur fünf Mann mitgeben zu können. Es war hier in Mpapua zum ersten Male, daß Zweifel in mir erwachten, ob wohl die Kaiserlichen Stationen in ihrer heutigen Verfassung in der Lage seien, den gestellten Anforderungen zu genügen. Die Karawanenstraße in der Richtung nach Westen zu zu sichern, beanspruchte die Station schon gar nicht. „Vorsicht geboten, Wahehe und Massai lagern am Wege resp. überfallen die Dörfer." An diesem Zustande konnte die Station nichts ändern; aber nicht einmal fünf Mann hatte die Station übrig, um zu ermöglichen, daß der Führer einer großen und werthvollen Expedition sich mit seiner führerlos herumirrenden Karawane vereinigen konnte!

Doch auch ohne fremde Hilfe gelang es mir, aus eigener Kraft mein Ziel zu erreichen! Mit den größten Versprechungen bewog ich einen Theil meiner Träger, mir zu folgen. Als am vierten Marschtage aber immer noch keine Nachricht von der Karawane angekommen war, und als sie hörten, daß an jener Stelle, wo wir uns befanden, meine Karawane Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, da waren sie am nächsten Morgen fast alle verschwunden. Mit meinem Sudanesen Abdul Hamid, der von diesem Tage an mir stets treu zur Seite gestanden hat im Kampfe und am Krankenlager, bei Freud und Leid, machte ich mich nun unter Zurücklassung der Expeditionseffekten allein auf den Weg. Es war die letzte Möglichkeit, die Karawane vielleicht zu erreichen. So einsam dahinmarschirend, sahen wir plötzlich eine schwarz-weiß-rothe Fahne. Bald darauf ertönte Freudengeschrei, und ich war umringt von meinen braven schwarzen Soldaten. Ihr Führer, Leopold Serur konnte noch gerade die militärische Meldung hervorbringen, dann war die militärische Schranke in der Freude des Wiedersehens geschwunden. Leopold Serur, ein deutsch-österreichischer Unterthan, von Nationalität aber einer der schwärzesten Sudanesen, der deutsch besser spricht als seine Muttersprache, erzählte mir nun, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte. Das Detachement war von der

Karawane infolge meines durch jenen Häuptlingssohn glücklich überbrachten Befehles zurückgeschickt worden. Träger waren genügend vorhanden und wurden sofort in das alte Lager zum Nachholen der Effekten zurückgesandt. Dann ging es weiter, und schon am darauffolgenden Tage erreichten wie das Lager. Hier sah es trostlos aus. Die Europäer waren schwer erkrankt und konnten sich kaum fortbewegen. Unkenntniß im Gebrauch von Medizin hatte sie von der Verwendung des Chinin abgehalten. Kein Europäer war dagewesen, der die Leitung der Karawane hätte übernehmen können. Der Reis, mit dem die Soldaten früher ernährt worden waren, war schon längst aufgebraucht. Fast Alles Vieh war bereits in Mpapua gestorben, man hatte nicht verstanden, die Heerde zu erneuern. So war denn für die Soldaten ein großer Mangel an Lebensmitteln eingetreten. Dies alles bewirkte, daß die Freude meiner Leute bei meinem endlichen Kommen grenzenlos war. Ganz besonders groß war sie auch bei meinen beiden Araber-Muniampara — Trägerführer — Amer und Hassan. Ich habe mit beiden während der ganzen Expedition in größter Eintracht gelebt und mit ihnen Alles erreichen können, was ich wollte. Amer war von Natur etwas bequem und faul angelegt, so daß ich ihn manchmal etwas unsanft anreden und aufmuntern mußte, was indessen seiner Ergebenheit mir gegenüber nie Abbruch gethan hat. Vor Allem habe ich dies dadurch erreicht, daß ich in ihm stets den Araber erblickte und achtete und ihm stets mit der den Arabern eigenen Höflichkeit entgegentrat. Ich habe nie versucht, Arabern oder Schwarzen gegenüber den Mbana mkuba — großen Herrn — herauszubeißen und mich mit einer unnahbaren Würde und Etiquette zu umgeben, wie das manchmal geschieht. Gerade das, was den Verkehr mit den Eingeborenen so angenehm macht, ist, daß man den Leuten so ganz als Mensch gegenüber treten kann. Ein Neger wird nie die Grenzen überschreiten, die ihm durch seine Stellung geboten sind. Kein harmlos freundliches Benehmen wird den Eingeborenen zu einer unangebrachten Kordialität verleiten. Erst bei einem derartigen, dem Neger entgegengebrachten Wohlwollen wird die nothwendiger Weise

nebenher gehende äußerste Strenge den richtigen Eindruck machen. Andernfalls wird man leicht den Namen eines Mbana mkali — eines grausamen Herrn — bekommen. Viel habe ich nicht zu strafen nöthig gehabt. Ich habe mich nie zu der im Innern nicht selten laut werdenden Ansicht bekennen können, daß nur die Peitsche den Neger regieren kann. Ganz im Gegentheil! Der Neger ist die Prügelstrafe nicht gewöhnt, weder Araber noch die eingeborenen Sultane gebrauchen diese, und daher kann man bei vielen Vergehen ohne solche auskommen. Bei Leuten, die viel die Prügelstrafe anwenden, erreicht die Zahl der Peitschenhiebe auch zu leicht eine Höhe, die gesundheitsschädlich wirkt. Wenn ich einmal die Prügelstrafe anwandte, wurde die Exekution stets nach einer peinlich ausgeführten Untersuchung in feierlicher Weise vollstreckt. Nichts imponirt den Eingeborenen mehr, als Ruhe; nichts macht den Europäer lächerlicher, als Heftigkeit und Wuth. Wenn der Eingeborene sieht, daß dem Europäer Gerechtigkeitsgefühl innewohnt, so wird sein Vertrauen bald ein hohes sein.

Viel gab es jetzt, nachdem die Karawane etwa einen Monat lang herrenlos gewesen war, zu thun. An wie vielen Stellen hätte man zugleich anfassen mögen, aber ein mir immer und immer wiederholtes „Pole, pole“ — Ruhe, Ruhe — warnte mich vor Ueberstürzung. Daß Soldaten, die einen Monat lang ohne Führer und vorher meist als Eseltreiber verwendet worden waren, manches an der Küste Gelernte wieder verlernt hatten, war nicht zu verwundern. Um die gelockerte Disziplin wieder zu befestigen, benutzte ich jeglichen Dienst, den sie zu verrichten hatten. Wo der Platz es erlaubte, ließ ich mein Lager mit einer peinlichen Genauigkeit und haarscharf eingerichtet aufschlagen. Ich hatte eine bestimmte Lagerordnung. An der Spitze des Lagers stand mein Zelt, ihm gegenüber das Wachtzelt, hinter mir die Europäerzelte, dann in den beiden Flanken die Soldatenzelte. Hinter diesen in den Abständen der Europäerzelte lagen zwei Lastenzelte, während die hintere Spitze die Viehboma — Dornenhecke — bildete. Für gewöhnlich hatte ich nur zwei Posten nöthig, einen zwischen dem

Wacht- und meinem Zelte und einen an dem entgegengesetzten Ende, an der Viehboma. Die beiden Flanken waren durch die Soldatenzelte gesichert. Dieses Lager mußten nun die Soldaten mit einer Genauigkeit aufschlagen, die mich früher beim Aufschlagen eines heimathlichen Biwaks zur Verzweiflung gebracht hätte. Mit ebensolcher Genauigkeit wurde alles Andere durchgeführt, Wachtdienst und Marschsicherung, so daß ich ohne besondere Strafen und Uebungen meine Truppen bald in dem gewünschten Zustande hatte.

In Nianguira bekam ich den ersten großen Eingeborenen-Sultan zu Gesicht. Es war der Sultan Hassenta, der in neuerer Zeit wieder hatte von sich reden machen. Als der älteste Sohn des bekannten europäerfeindlichen Sultans Makenge hat er den größten Theil der Herrschaft seines Vaters übernommen, und von diesem auch den echten Ugogo-Charakter geerbt. Hier in Ugogo hatte ich Boten zur Ankündigung meines Kommens nie vorausgesandt und ließ daher erst nach meiner Ankunft dem Sultan mittheilen, daß ich ihn zu sprechen wünsche. Er schien anfangs mit seinem Kommen zu zögern; schließlich kam er aber an. Es schien mir ein Mann von mehr als 40 Jahren zu sein. In diesem Alter zeigen die Wagogo meist ein unsympathisches, verbittertes, faltiges Gesicht, während junge Wagogo meist ein offenes, hübsches Gesicht haben. Hassenta kam mit wenig Gefolge und brachte als Geschenk ein dürftiges Schaf. Verschiedene nicht ungünstige Barua — Certifikate —, unter diesen auch eins vom Lieutenant Hermann, der einige Monate vorher den Ort passirt hatte, wurden vorgelegt. Hassenta machte auf mich zunächst keinen besonders guten Eindruck; vor allen Dingen war es unpassend, daß er ein so geringes Geschenk brachte. Ich frug ihn daher ironisch: „Ist deine Macht so groß, wie dein Geschenk?“ Er entschuldigte sich darauf und erklärte, daß dies noch gar nicht das eigentliche Geschenk sei; dies würde erst noch bereitet. Da er aber mit leeren Händen mich nicht habe begrüßen wollen, so habe er in Eile nur dieses eine Schaf genommen. Nach einigen Stunden kam denn auch Hassenta mit großem Gefolge wieder an. Er brachte jetzt 14 Schafe und viele andere Lebensmittel. Ich saß vor meinem

Zelte, und alle Leute hockten sich in einem Halbkreise herum nieder, ab und zu einen scheuen Blick auf die vor meinem Zelte stehende Kanone werfend. Die Wagogo sind meist mit einem über einer Schulter zusammengebundenen Felle oder mit einem durch rothe Erde gefärbten Stück Zeug bekleidet. Es mag mehr als Schmuck als zur Bekleidung dienen. Auf der hinteren Körperseite tragen sie ein schürzenartiges Lederstück, welches zweckmäßiger allerdings an der vorderen Verwendung finden würde. Europäische Stoffe giebt es verhältnißmäßig wenig, ebenso giebt es wenig Gewehre, wenigstens im Verhältniß zu anderen Gegenden. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Leute nicht wie die Waniamwesi, Wassukuma, Wassagara ꝛc. Trägerdienste thun und somit sich nichts verdienen. Der Sultan sprach wenig, wohl aber hielt sein erster Muniampara — Minister — eine längere Rede. Schließlich gab ich meine Geschenke. Der Sultan erhielt, wie ich das stets gehalten habe, ein Geschenk, das reichlich dem Werthe des Erhaltenen entsprach, außerdem bekamen noch die Muniampara ꝛc. kleinere Geschenke. Dies Austauschen von Geschenken ist eine sehr schöne Sitte, die zu erhalten jeder in Afrika sein Möglichstes beitragen sollte. Dazu gehört vor Allem, daß solche Schenkungen nicht auf Einseitigkeit beruhen. Einseitige Geschenke sollen ja auch in Europa Freundschaften zerstören können, geschweige denn in Afrika.

Der anfänglich sehr zurückhaltende Hassenta wurde zuletzt ganz zutraulich und bat mich schließlich, ihm einen fieberkranken Sohn zu heilen. Sein junger, stark vom Fieber mitgenommener Sohn erhielt denn auch einige Chinin-Pillen. Die Eingeborenen setzen ungeheures Vertrauen in die medizinischen Kenntnisse der Europäer; sie verlangen zuweilen die unglaublichsten Sachen. Meist kann man aber helfen; denn es handelt sich vielfach um Geschwüre, Wunden und derartiges. Was sollte ich aber z. B. mit einem wenig Wochen alten Kinde anfangen, das tiefbetrübte Eltern stundenweit hergebracht hatten? Ich hätte noch so sehr versichern können, daß ich hier nicht helfen könne, die Leute hätten es nicht geglaubt, sie hätten mich für unfreundlich gehalten. Dem armen Wurm legte ich, um

wenigstens nichts Schädliches zu thun, etwas Gummipapier auf den Leib. Die Leute hatten mir als Geschenk eine Ziege gleich mitgebracht, und nur mit Mühe konnte ich sie veranlassen, für diese Bezahlung anzunehmen. Sie behaupteten, die Ziege sei das Gegengeschenk für meine Daua — Heilmittel —. Ein von mir in Fällen, wo ich nicht zu helfen wußte, sehr beliebtes Mittel war eine Saccharin-Pille.

Zum Abschied schüttelten Hassenta und ich uns die Hände. Ich wußte damals noch nicht, sondern habe es erst später am Victoria-See durch die Zeitung erfahren, daß zwischen einem Gouvernements-Expeditionsführer und Hassenta wenig Monate vorher Ereignisse stattgefunden hatten, die geeignet waren, den Europäerhaß Hassenta's zu nähren. Als Strafe war Hassenta körperlich gezüchtigt worden!

In Muhalala fand ein theilweiser Trägerwechsel statt; hier mußte der Proviant für einen späteren siebentägigen Marsch durch den Wald gekauft werden, und ich entschloß mich, einige Tage zu rasten und die Gelegenheit zu benutzen, um meine Expeditions-Ausrüstung nachzusehen. Den größten Theil der Ausrüstung hatte die Expedition von der Firma Selberg und Schlüter, Berlin, bezogen, und dieses Alles hat sich vorzüglich bewährt. Ueber die von anderer Seite bezogenen Sachen ließ sich das leider nicht in gleichem Maße sagen. Traurig geradezu stimmte mich die Verfassung der der Expedition mitgegebenen Bootstheile, aus denen am Viktoria-See ein Segelboot hergestellt werden sollte. Dieses Boot war direkt von einer deutschen Firma bezogen, die sich wohl kaum des Ernstes der Sache bewußt gewesen war. Wenn es schließlich gelungen ist, mit Hilfe von über 100 Meter anderer Planken und unter Verkürzung des ganzen Bootes ein brauchbares Segelboot herzustellen, so ist dies der Intelligenz und Ausdauer unserer Schiffshandwerker zu danken, nicht aber jener deutschen Firma.

In Muhalala war gleichfalls ein Sohn Makenge's, ein Stiefbruder Hassenta's, Sultan, dessen Mutter eine Watuturu-Frau war. Der reine Wagogo-Typus ist hier kaum noch zu finden, sondern

es besteht ein Durcheinander der verschiedensten Stämme. Mesomapia, so hieß der Sultan, zeigte keinen ausgeprägten Stammtypus. Er war ein langer, hochaufgeschossener, kaum 16 jähriger Mensch, der ganz im Gegensatz zu seinem Vater und Stiefbruder eine große Europäerfreundlichkeit zeigte. Bei meiner Ankunft begrüßte er mich in einem europäischen Anzuge, den er nicht lange vorher vom durchmarschirenden Kapitän Spring erhalten hatte. Auf meinem Rückmarsche fand ich ihn noch mit einem Taschentuche ausgestattet, welches er möglichst auffällig gebrauchte. Mesomapia hat sich die redlichste Mühe gegeben, mir Alles, was ich wünschte, zu besorgen. Eine stattliche Viehherde wurde angeschafft, und die ganze Karawane war bald reichlich mit Proviant versehen. Am letzten Abend kam der junge Sultan noch einmal zu mir. Als er mich vor meinem Zelte essen sah, blieb er in größerer Entfernung stehen. Ich winkte ihm jedoch zu und hieß ihn, sich zu mir zu setzen. Auf meinem Tische standen gerade Reiskuchen, eine Speise, die auch für die Eingeborenen etwas Verlockendes hat. Ich gab ihm auf einem Teller einige derselben, die er mit Freude entgegennahm. Darauf sah er einige Augenblicke nach mir, um zu sehen, auf welche Weise ich esse, nahm sich einen Löffel und aß in einer so manierlichen Weise, wie ich das nicht für möglich gehalten hätte.

Nach der langen Rast in Muhalala ging es dann mit doppelter Eile vorwärts. Wir kamen jetzt in das Uniamwesi-Land, jenes Land, das die Hauptmasse der Träger stellt, das einen bedeutenden Handel treibt und daher auch einen großen Reichthum aufzuweisen hat. Der Tembenbau der Wagogo ist in dem Uniamwesi-Lande zu einer hohen Vollkommenheit gebracht worden. Die Temben in Ugogo sind meist klein, für eine oder mehrere Familien bestimmt. Sie stehen meist mehrere Hundert Meter auseinander, und eine große Anzahl derselben bildet eine Ortschaft. Im Uniamwesi-Lande dagegen haben sich Temben zu ganzen Dörfern entwickelt, die geradezu festungsartig geworden sind. Die erste derartige Tembe, welche ich erblickte, war die des Sultans Wamba. Der alte, würdig aussehende, aber äußerst gerissene Herr nahm mich sehr liebenswürdig

auf. Auf seinem Quikurru — Residenz — wehte eine deutsche Fahne. Eine große Menge Certifikate, die er mir vorlegte, zeigten, daß er Europäern gegenüber sich stets zuvorkommend benimmt. Im Uebrigen aber soll es ihm nicht darauf ankommen, einmal eine Eingeborenen-Karawane gehörig auszuplündern.

Von hier aus sandte ich Boten nach Tabora voraus, um mich anzukünden. Je mehr wir uns Tabora näherten, um so fröhlicher wurde die Stimmung bei meinen Karawanenleuten. „Lete Unianjembe, lete Unianjembe," hörte man immer rufen. „Bringe Unianjembe her!" Die Leute kamen in ihre Heimath Unianjembe, in dessen Gebiet die Araberniederlassung Tabora liegt und dessen Sultan der weithin bekannte Sicki war. Ich selber konnte mich trüber Gedanken nicht erwehren; wie manchem Afrikareisenden hat Tabora schon Tod und Verderben gebracht. Den letzten Abend vor Tabora schloß ich mein Tagebuch mit den Worten:

„Was wird mir das Unglücksnest Tabora bringen?"

V.

Ein Kampftag.

Sturm auf Quikurru qua Sicki am 5./6. Juni 1892.

Es war am 5. Juni früh, als ich in Tabora in meiner Berasa — Veranda — saß und meine Post erledigte. Die Expeditionskarawane hatte ich bereits unter Kapitän Spring am Tage vorher fortgeschickt, um den Marsch nach dem Viktoriasee zu beginnen. Ich selber wollte am 6. Juni meiner Expedition nacheilen. Es drängte mich gewaltig, aus Tabora fortzukommen; denn gegen dieses hatte ich ein unüberwindliches Vorurtheil und hätte diesen Platz am liebsten gar nicht berührt. Es lag aber in den Expeditionsdispositionen, daß hier ein Trägerwechsel vorgenommen werden mußte, und so war ich genöthigt, etwa 8 Tage dort zu verweilen. Als meine Karawane glücklich Tabora verlassen hatte, fühlte ich mich sicher und that im Stillen für mein gehegtes Vorurtheil Abbitte; doch dies war verfrüht! Mitten in meiner Arbeit bekam ich ein Schreiben des Stationschefs, in welchem er mir mittheilte, daß in der Nacht wichtige Nachrichten angekommen seien, welche wohl geeignet wären, meine gesammten Dispositionen umzustoßen. Ich möchte ihn behufs Unterredung aufsuchen.

Der Stationschef theilte mir bei meiner Ankunft mit, daß, wie unzweifelhafte Nachrichten besagten, der Sultan Sicki nach meinem Abmarsche die Station angreifen wolle. Er erklärte ferner,

daß er einem solchen Angriff mit seiner geringen Besatzung nicht gewachsen sei und ersuchte mich, ihm Hilfe zu leisten. Er sah die Lage für so gefährlich an, daß er im Laufe der Unterredung erklärte, allein Tabora keinesfalls halten zu können und genöthigt sei, seine Station aufzugeben, wenn die Antisklaverei ihre Unterstützung ihm versagen würde. Dem ehrenvollen Ersuchen Folge zu leisten, zögerte ich natürlich keinen Augenblick. Ich stellte ihm meine Person als Offizier zur Verfügung und als Expeditionsführer meine Expedition. Als Privatmann war ich hinausgezogen, und es war mir jetzt um so willkommener, im Innern Afrika's Gelegenheit zu haben, in meinem eigentlichen Berufe, dem eines Soldaten, im Dienste einer Kaiserlichen Regierung thätig sein zu dürfen. Welchen hohen Grad von Genugthuung ich in dem Gefühle hatte, durch meine Unterstützung die Existenz einer Kaiserlichen Station zu sichern, kann nur derjenige beurtheilen, welcher weiß, wie die Stellung von Privatleuten in unserer ostafrikanischen Kolonie war.

Wir berathschlagten sofort, was zu machen sei. Die Lage war eine solche, daß, so lange ich anwesend war, Sicki nicht angreifen würde. Zog ich aber fort, so war die Station gefährdet. Ein unthätiges Verweilen in Tabora war also zwecklos, zumal es mich von meiner Aufgabe am Viktoria-See abhielt, und es sehr zweifelhaft war, ob der Gouverneur Hilfe senden würde. Die Verantwortung für ein derartiges Verweilen hätte ich nicht übernehmen können; daher beschlossen wir, unsererseits dem Sicki zuvorzukommen und seine Feste zu erstürmen. Die Nachrichten über Sickis beabsichtigten Angriff haben sich völlig bestätigt, unser Schritt war daher damals der einzig thatsächlich mögliche, um die Existenz Taboras zu sichern, ohne die Lösung meiner Aufgabe von vornherein auf viele Monate hinaus zu verschieben. Während unserer Verhandlungen kam Kapitän Spring, welcher sich ebenfalls sofort zur Verfügung stellte und freiwillig in meine Truppe eintrat. Seine ursprüngliche Absicht, in die Stationstruppe zu treten, wurde aufgegeben, da der Stationschef fürchtete, daß die Kaiserlichen Sudanesensoldaten trotz eines eventuellen Befehls in ihm, dem Privatmann,

nicht einen Vorgesetzten erblicken würden. Die Kaiserlichen Schutztruppensoldaten sehen nicht, wie die Nativsoldaten in vielen englischen Kolonien in jedem Europäer eine im Range über ihnen stehende und mit Achtung zu behandelnde Person, der sie ihre Ehrerbietung durch einen militärischen Gruß vorschriftsmäßig zu zeigen haben, sondern sie theilen die Europäer in zwei Klassen ein, in solche mit und ohne Achselstücke. Der Europäer mit Achselstücken, mag es nun ein Offizier, Post- oder Zollbeamter oder ein Schreiber sein, wird als Vorgesetzter begrüßt. Die anderen Europäer, denen ein Gruß nicht zukommt, sinken naturgemäß unter die niedrigsten Beamten herab, ja man möchte beinahe sagen, werden vielfach von den Sudanesenaskari kaum als Europäer betrachtet. Im Innern ist es dann schwer, den Leuten eine andere Ansicht beizubringen, und das macht sich bei einem Zusammengehen der Kaiserlichen Truppe mit den Privatleuten, worauf in unseren Fällen die erstere angewiesen war, recht unangenehm fühlbar.

Der Nachmittag verging mit den Besprechungen. Kapitän Spring und ich traten für eine baldige Ausführung des geplanten Angriffs ein. Eine große Gefahr für unser Vorgehen lag darin, daß unser Plan verrathen werden konnte. Nur ein überraschender Angriff konnte Erfolg bringen. War Sicki auf unser Kommen vorbereitet, so konnte ein Angriff bei unserer geringen Stärke keinen Erfolg haben.

Schon hatten wir einige Boys des Stationschefs beim Lauschen abgefaßt, also: „entweder — oder" war unsere Parole. Auch der Araber-Wali war bei den Berathungen zugegen. Er hatte erklärt, daß er und seine Freunde uns unterstützen würden; vor den anderen Arabern solle der Plan geheim gehalten werden. „Ote tajari," erklärte er fortwährend. „Alles fertig!" Er sollte vor Allem uns über die zu stürmende Feste Aufschluß geben. Es war keine Kleinigkeit, sich aus den Angaben des Arabers ein Bild des Quikurru qua Sicki zu machen. Wir entnahmen seiner Schilderung aber doch so viel, daß die Sultanshütte innerhalb einer vierfachen Verschanzung sich befinde, von der die äußere aus einem hohen

Palissadenzaune und die drei inneren aus Tembenringen beständen. Die Feste hatte vier Fronten in der Richtung der Windrose. Die Südfront hatte zwei Thore, die anderen je eins. Ich machte den Angriffsplan, der vom Stationschef angenommen wurde. Mit Morgengrauen sollte die Feste nach kurzer Feuervorbereitung im Sturm genommen werden. Der Stationschef übernahm die Nord- und Ostfront mit zwei Thoren; ich, der ich eine größere Kopfzahl stellen konnte, die West- und Südfront mit drei Thoren. Der Sturm sollte gegen die Nord- und Westseite gerichtet sein, während die beiden anderen Seiten beschäftigt werden sollten. Der Stationschef wollte direkt gegen die Nordfront vorgehen, ich dagegen wollte mittelst einer nächtlichen Umgehung das Quikurru umfassen. Die Herstellung von Sturmleitern auch für die Stationstruppe übernahm ich ebenfalls.

Um 4 Uhr etwa waren die Besprechungen so weit gediehen, daß der Angriff beschlossen war, und wir gingen auf einige Zeit auseinander, um die Vorbereitungen zu beginnen. Es galt, mit der größten Vorsicht Alles zu betreiben; denn Tabora wimmelte, wie uns der Stationschef erklärte, von Spionen Sickis.

Eine gewisse Unruhe war in meiner Tembe zu bemerken. Meine lange Abwesenheit mochte aufgefallen sein. Nachdem ich aber ein halbes Stündchen auf der Verasa gesessen, Kaffee getrunken und mit einigen Arabern über die harmlosesten Dinge gesprochen hatte, war Alles wieder in dem alten Geleise. Ich sandte nun zunächst nach meinem Lager, um die Handwerker zur Herstellung der Sturmgeräthschaften kommen zu lassen. Ebenso mußte auch die gesammte Munition geholt werden. Um 6 Uhr vereinte uns das Mittagsmahl bei dem Stationschef, an dem auch Herr Rindermann Theil nahm, welcher seit einigen Wochen halb im Dienste des Gouvernements, halb in dem der Kolonialgesellschaft sich hier aufhielt. Ihm wurde vom Stationschef der Auftrag, während unserer Abwesenheit das Stationsgebäude mit den Leuten des Araber-Wali zu besetzen. Wir waren uns bewußt, daß ein schwerer Kampf bevorstand, und konnten nicht hoffen, daß wir Alle wieder zurück-

kehren würden. Unsere letzten Wünsche sprachen wir daher noch vor dem Auseinandergehen aus oder schrieben sie nieder. Bei völliger Dunkelheit, gegen 7 Uhr, trennten wir uns und gingen an unsere Arbeit. In meiner Tembe war schon Alles in Thätigkeit; aber von Außen war Nichts davon zu bemerken. Die Mannschaft schlief in einer kleinen Nebentembe, und der Posten ging ruhig auf und ab. Still wurden die Ehrenbezeugungen gemacht. Es erscholl das „Antreten," „Das Gewehr über," „Richt Euch," „Achtung," „Achtung," „Gewehr ab," „Abtreten" der Wache in der gewohnten Weise. Im Innern aber sah es nicht alltäglich aus. Ein Posten stand schon auf dem Flur und ließ jeden Menschen in den Tembenhof hinein, aber Niemanden hinaus. Im Tembenhof, der von Magnesiumfackeln tageshell erleuchtet war, sah man ein wildes Durcheinander. Hier war der Kapitän Spring beim Füllen der Granaten beschäftigt, dort zimmerte der Arbeiter Mund eine Sturmleiter; an dieser Stelle kauerte eine Anzahl in weiße Tücher eingehüllte Wassukuma, welche als Träger für mein Kriegsgeräth dienen sollten, und an jenem Ort wurde Reis und Ziegenfleisch gekocht. In einer Ecke lagen offene Säcke mit Reis, und in einer anderen meckerten Ziegen. Jeder konnte nach Belieben zulangen. Es galt, die Leute, die so plötzlich, meist wider ihren Willen, hier die Nacht zubringen mußten, mit ihrem Schicksal auszusöhnen und für die kommenden Stunden zu stärken. So wurde die ganze Nacht gearbeitet, bis etwa gegen 2 Uhr Alles in schönster Ordnung war. In der Zwischenzeit hatte ich mich noch einmal zum Stationschef begeben. In seinem Zimmer kauerten wir — der Stationschef, der Araber-Wali, ein Spion und ich — auf der Erde um eine Kreidezeichnung, welche das Quikurru darstellen sollte, um uns nochmals einige Klarheit über die Feste zu verschaffen. Der Araber-Wali war sehr befriedigt. Er hatte die Nachricht erhalten, daß Sicki keinen Verdacht geschöpft hätte.

Um 2 Uhr Morgens stiller Alarm; Keiner ahnte, was ihm bevorstand. Oftmals hatte ich meinen braven Leuten erzählt, daß wir kaum zum Kampfe kommen würden; denn ich würde die Eingeborenen nicht angreifen, und diese würden mich sicher auch in

Ruhe lassen, da ich viel zu stark sei. Nun wurden sie doch zum Angriff geführt, und nicht einmal zum Schutze der Expedition, für die sie angeworben waren, sondern zum Schutze der ihnen ganz fern stehenden Kaiserlichen Station. Aber ebenso brav, als wenn sie gerade für diesen Kriegszug angeworben worden wären, bewährten sie sich. Ich selber mußte jetzt auf die Erfüllung eines Wunsches verzichten, die Hoffnung aufgeben, meine Aufgabe in Afrika zu erledigen, ohne einen Schuß auf Menschen abzugeben.

Beim Antreten wurden zwei Sudanesen und 18 Somali als krank festgestellt. Jeder Soldat erhielt 150 Patronen; dann stellte ich Jedem frei, nach Belieben mehr zu nehmen. Vor dem Abmarsche hatte ich noch eine große Freude an einem meiner Boys, Namens Ascalla. Erst vor kurzer Zeit hatte ich zwei junge Burschen, fast noch Kinder, Sklaven des Araber-Wali, gemiethet. Diesen Kindern wollte ich natürlich nicht zumuthen, mich in den Kampf zu begleiten, und sagte ihnen, daß sie sich in der Tembe aufhalten sollten, bis ich zurückkäme. „Mimi hapana bibi“ — „ich bin keine Frau,“ sagte da Ascalla ganz traurig; „ich will mit Dir gehen.“ So gab ich ihm die Erlaubniß, mich zu begleiten, und habe es auch nicht zu bereuen gehabt. Mit einer kleinen Leibwache, von zwei Führern begleitet, übernahm ich die Spitze, während ich dem Kapitän Spring die Queue übergab. Hinter je einem Träger folgten ein oder mehrere Soldaten. Nach einer halben Stunde ließ ich zur Kontrolle den Zug an mir vorbei; er bestand aus zwei Deutschen (Kapitän Spring und ich), zwei Wegführern, 30 regulären Expeditionssoldaten (davon 22 Sudanesen, 8 Somali und Abessinier), 17 irregulären Soldaten, einer 3,7 cm-Kanone, 4 Kanonen- und 4 Gewehr-Munitionslasten, 3 Sturmleitern und den nöthigen Trägern.

Alles war in Ordnung. Ein stummer Händedruck mit dem Kapitän, und ich ging wieder nach vorn. Uns war es wohl bewußt, daß ein anderer Kampf beginnen würde als jene Kämpfe, wie sie in Afrika alle Augenblicke vorkommen; daß er allerdings so blutig sich gestalten würde, das ahnten wir nicht.

Zweimal kamen wir durch Ansiedelungen; die erste gehörte einem Araber, von dem man noch nicht wußte, ob er auf Seiten des Sercal's oder Sicki's stand. Auf den Zehen ging es hier hindurch. Ein Glück, daß die Araber keine Hunde haben!

Mittlerweile war der Mond verschwunden, der Sternenhimmel aber glänzend licht. Das Kreuz des Südens zeigte mir, daß die Führer uns richtig führten. Jenseits des Höhenrückens, an dessen Fuße wir entlang gingen, hörten wir plötzlich Gomaschlag und Geschrei; die Führer konnten keine Auskunft geben. Es war leicht möglich, daß Sicki von unserem Vorhaben Nachricht erhalten hatte und die Kriegsgoma schlagen ließ — es konnte aber auch ein benachbartes Dorf seine Schesa, d. h. Tanz machen. Vorwärts mußten wir, schlimmsten Falles war der Angriff vereitelt; im offenen Felde waren wir stets die Herren. Nach einiger Zeit konnten wir an der Richtung des Geschreis feststellen, daß es nicht vom Quikurru kam; ein anderes Dorf machte zu dieser nächtlichen Stunde noch Schesa. Ich ging immer voraus, sehr langsam, um die Kolonne zusammen zu halten.

Endlich sagte der Führer: „Hier ist Quikurru!" Wo? Nichts war zu sehen! Ich ließ die Kolonne halten und ging mit einem Führer allein vor. Plötzlich tauchte aus der Finsterniß eine mächtige Palissadenreihe auf; noch einige Schritte, und ich berührte das Thor. Mein erster Gedanke war, mit meiner Truppe sofort die Palissaden zu übersteigen und so den Angriff zu beginnen. Der Plan mußte aber leider aufgegeben werden, da vor dem Angriff das Quikurru nach dem Angriffsplane umstellt sein mußte, um Sicki an der Flucht zu hindern. Ich war somit genöthigt, zunächst ein Detachement an der Südfront zu postiren. Mit 50 Schritten erreichte ich wieder die Spitze meiner Kolonne und beauftragte nun den Kapitän Spring mit der Aufstellung der Kanone auf einer kleinen, etwa 50 Schritte vom Thore gelegenen Anhöhe, während ich selbst mich nach der Südfront begab, um dort das Detachement aufzustellen. Einige Zeichen genügten, um den Leuten klar zu machen, um was es sich handele. Als ich fort ging, konnten sie

ihre innere Bewegung nicht zurückhalten, und einer nach dem andern küßte mir die Hand. Nun galt es für mich, bald zurückzukehren, denn der östliche Horizont begann sich schon zu färben. Meist ging es im Laufschritt über Hecken und Gräben, durch Felder und Gestrüpp. Kapitän Spring hatte die Sturmkolonne und die Kanone so vorzüglich aufgestellt, daß ich ihrer erst ansichtig wurde, als ich bei ihm war. Im Innern des Quikurru konnte man schon einige Stimmen vernehmen; auch kamen einige Weiber von außerhalb gelegenen Hütten, um Wasser zu holen, in unsere Nähe. Zwischen den beiden äußeren Verschanzungen, dem Tembenringe und dem Palissadenzaune, schienen sich Leute zusammenzurotten; aber sehen konnte man noch nichts. Ich hatte verabredeter Maßen den Signalschuß abzugeben, und setzte mich auf meine Kanone, mit dem Abfeuern noch zögernd, in der Hoffnung, daß das Thor zum Quikurru vielleicht geöffnet würde. Als das jedoch nicht geschah, feuerte ich die Kanone 5 Uhr 15 Minuten ab. Hierauf übergab ich dem Kapitän Spring die Bedienung derselben, um mit Geschossen ohne Zünder auf das Thor ein lebhaftes Feuer abzugeben. Meine Soldaten ließ ich in Linie antreten und kommandirte die erste Salve. Nach derselben begann ohne Weiteres ein wüstes Schnellfeuer. Meine Stimme war natürlich nicht zu hören; auch meine Pfeife wurde bei dem nun von drei Seiten stattfindenden Gewehrfeuer nicht vernommen. Ich lief die Linie hinter der Front ab, gab Jedem einen zärtlichen Stoß und riß ihm das Gewehr herab. Das Erstaunen hierüber war sehr groß; noch größer aber wurde es, als ich vor die Front trat und einige Griffe machen ließ. So war die erste, wohl sehr natürliche Aufregung beseitigt, und nicht ein einziges Mal entzogen die Leute sich wieder meiner Feuerleitung. Der erste Schuß war auf der Nord- und Südfront mit Feuer beantwortet worden und hatte im Quikurru eine nicht geringe Aufregung verursacht. Diese muß sehr groß gewesen sein, denn es dauerte wohl 5 Minuten, bis die Kriegsgoma geschlagen wurde. Die Soldaten Sicki's aber, die in den Außentemben wohnten, waren sofort bereit, und es währte nur kurze Zeit, so pfiffen die

ersten Kugeln über uns hinweg. Der Feind schoß glücklicher Weise viel zu hoch. Sehr bald wurde er durch unser Feuer genöthigt, den ersten Tembenring zu verlassen. Ich stopfte das Feuer, und mit „Marsch, Marsch, hurrah!" stürmten wir gegen das Thor. Halbwegs lagen die Sturmleitern, welche in Folge mangelnder Zeit nicht näher herangebracht worden waren, und die jetzt mitgenommen wurden. Das Thor, welches weit nach Innen gebaut war, fanden wir leider noch fest verschlossen. Die Granaten hatten die mächtig dicke, eisenharte Thür zwar glatt durchschlagen, aber weder Angeln noch Riegel getroffen. Es war ein unangenehmer Moment, hier dicht gedrängt vor der festen Thür zu stehen, wie in einem Kessel an drei Seiten von den mächtig hohen Palissaden umgeben. Die Sturmleitern hatten nur für die Höhe der Temben hergestellt werden können und reichten den Palissaden nur bis zur halben Höhe. Wir machten nun vergebliche Versuche, mit Gewehren, Aexten, Sägen uns einen Eingang zu verschaffen. Auch die Kanone trat noch einmal aus unmittelbarster Nähe in Thätigkeit, aber vergeblich! Was hätte ich in diesem Momente für etwas Schießbaumwolle gegeben! Dem Feinde blieb unsere Lage natürlich nicht verborgen, und er wagte sich wieder heraus. Wir machten aber nach drei Seiten Front, und nach einigen Salven zog er sich wieder zurück. Jetzt errettete uns ein Sudanese von affenartiger Gewandtheit aus der Noth. Ihm gelang es, die mächtigen Palissaden zu erklettern, und offen war das Thor. Mit Jubelgeheul stürzten wir hindurch. Der erste Tembenring war verlassen; aber aus den vielen kleinen Temben und Hütten kam lebhaftes Feuer. Sehr vorsichtig und langsam gingen wir vorwärts, nach reichlicher Feuervorbereitung eine Hütte nach der andern nehmend. Die zweite Verschanzung, ein Tembenring, konnte ohne Sturmgeräth genommen werden, da das Thor nicht geschlossen war. Unser Feuer mochte den Feind verhindert haben, das Versäumte nachzuholen. So erreichten wir die dritte Verschanzung, ebenfalls einen Tembenring, dessen Thor aber verschlossen war. An diesem Tembenringe wurde eine kleine Gefechtspause gemacht. Die ersten gefangenen Frauen wurden ge-

bracht; auch stellte sich hier ein Araber ein, der im späteren Verlaufe des Gefechts einen Schuß in den Fuß erhielt. Das Thor war nicht sehr stark und konnte bald eingeschlagen werden. Als ich dann nach reichlicher Feuervorbereitung mit einem aufmunternden „Hurrah!“ das Thor durchstürmte, rief mir noch der Kapitän Spring ein warnendes „Vorsicht, Graf!“ zu. Doch auch hier glückte es, Alles ohne Verlust auf meiner Seite zu säubern. Der Feind zog sich nun hinter den letzten Verschanzungsring, eine Mauer mit offenem Thor, zurück. Ich sammelte zunächst meine ganze Sturmkolonne und ließ ein starkes Salvenfeuer auf die innerhalb des inneren Mauerringes liegenden Gebäude eröffnen. Bald verstummte das anfängliche feindliche Feuer. In der Verlängerung des Thores lag die Sultanshütte. Als ich glaubte, daß der Feind durch unser Feuer aus den angrenzenden Hütten getrieben sei, stürmten wir durch das Thor. Kaum hatte ich aber dieses Thor passirt, da fiel aus einer etwa vier Schritt vor uns liegenden Hütte ein Schuß. Er war so nahe gefallen, daß er sicher getroffen haben mußte; denn dicht hinter mir drängten meine Leute durch das Thor nach. Ich drehte mich um, zu sehen, wer das erste Opfer des Kampfes gewesen war. Da erst merkte ich, als mich einige meiner Leute anfaßten, daß ich selbst der Betreffende sei. Das Blut rieselte mir an der rechten Brust herab. Ich ging, gestützt auf zwei Leute, zurück und fügte mich ohne Murren in das grausame Geschick, das mich so kurz vor Erreichung des Zieles gepackt hatte. Kapitän Spring kam mir entgegen. Er war sehr bewegt. Ich übergab ihm meine Truppe; dann ein stiller Händedruck, und wir schieden. Es sind eigene Momente, wenn man so dicht vor dem Ende seines irdischen Daseins zu stehen glaubt; doch der Soldatentod, der mir diesmal nicht bestimmt war, muß wirklich ein schöner Tod sein. Mich beseelte das Gefühl der absoluten Zufriedenheit. Durch keine Einbildungen, durch keine philosophischen Gedanken suchte ich mir mein Schicksal zu erleichtern; Alles wurde durch das eine Gefühl „Du hast Deine Pflicht gethan“ zurückgedrängt. Bald wurde ich zu schwach und mußte mich in einer improvisirten Trage fortschaffen

lassen. Zunächst wurde ich außerhalb des Quikurru nach dem Nordthor gebracht. Hier lagen manche Leidensgenossen. Der Stationschef Dr. Schwesinger, auch der Kapitän Spring kamen auf einen Moment heraus, um nach mir zu sehen, und dann wurde ich mit anderen Verwundeten zusammen nach Tabora geschafft. Herr Rindermann nahm sich meiner, sowie der anderen Verwundeten sofort an. Unmittelbar vom Kampfplatz kamen dann auch Dr. Schwesinger und Kapitän Spring. Meine erste Frage war: „Ist Sicki todt?“ Der Stationschef vermied eine Antwort; Kapitän Spring aber sagte: „Ja, Ihre Fahne hat auf Sicki's Tembe geweht.“ Diese Nothlüge hat mir vielleicht mein Leben gerettet; denn hätte ich damals erfahren, daß trotz des Sieges Sicki leben geblieben und sein Quikurru nicht zerstört worden war, so hätte wohl meine Kraft zur Ueberwindung der schweren Verletzung nicht ausgereicht.

VI.

Die kaiserliche Station Tabora und die deutsche Antisklaverei.

Die Station Tabora wurde von Herrn Sigl gegründet, nachdem vorher Emin Pascha gegen Wißmann's Willen sich dort engagirt hatte. Die Stadt Tabora ist jedenfalls unser wichtigster Platz im Innern, wenn auch ihre jetzige Bedeutung vielfach bei Weitem überschätzt wird. Vor etwa 60 Jahren errichteten die Araber in Unjanjembe, dem größten Sultanat im Uniamwesi-Lande, befestigte Niederlassungen, um sich eine neue Operationsbasis zu schaffen, nachdem auf der früheren Operationsbasis in Sansibar und an der Küste die Konkurrenz eine zu starke geworden war. Von der Operationsbasis aus schicken die Elfenbeinhändler — Araber, Inder ꝛc. — einzelne Trupps mit Tauschwaaren in's Land hinein, und diese im Allgemeinen, nicht die Araber selbst, kaufen dann das Elfenbein auf. Es war stets Prinzip bei den Arabern, auf der Operationsbasis sich den Frieden möglichst zu erhalten, ebenso wie auf den rückwärtigen Verbindungen. Sie, die an Stellen, wo sie das Land ausbeuten, kriegerisch sind und mit großer Macht vorgehen, sind in der Operationsbasis verhältnißmäßig schwach und scheuen keine Geldopfer, um in Frieden zu leben, denn Krieg kann ihnen nur schaden.

Aus diesen Handelsrücksichten ist es zu erklären, daß die Araber

so selten in Tabora Krieg geführt haben. In der Hauptsache ist der Handel nur einmal, durch den Krieg mit Urambo, unterbrochen worden. Mit Sicki, der uns so viel Schwierigkeiten bereitet hat, haben die Araber stets in Frieden gelebt. Sicki war ein Sklave des früheren Sultans von Unjanjembe und hatte es nach dem Tode seines Herrn, bei dem er die Stellung eines einflußreichen Muniam-paras einnahm, verstanden, die thronberechtigte Tochter, die Bibi Niasso, zu verdrängen und sich selber zum Sultan zu machen. Er fand die Unterstützung der Araber. Sicki wird von Vielen als ein unbedeutender Mensch geschildert, dessen Macht von den Arabern heraufgeschraubt wurde, damit sie wieder von dieser Macht profitirten. Jedenfalls verstand er es aber, nun auch seinerseits seine Macht den Arabern gegenüber auszunützen. Er war nicht ein Spielball in deren Händen, sondern diese mußten sich verschiedentlich seinen Launen fügen und seine unverschämten Forderungen befriedigen. Die Araber brachten natürlich großen Reichthum in das Land, und es war daher nicht zu verwundern, daß dieses weitaus größte Sultanat Unjanjembe weithin einen großen Einfluß ausübte. Die meisten angrenzenden Staaten mußten sogar Tribut zahlen, und fast nur Urambo suchte sich hiervon frei zu halten.

Diese politische Lage erhielt sich bis in die neueste Zeit hinein. Charakteristisch für diese Verhältnisse war die Antwort eines Inders, der vom Viktoria-See kam und auf meine Frage, wie sich die Leute am See verhielten, antwortete: „Sie sehen auf Sicki." Sicki benahm sich früher den durchziehenden Europäern gegenüber sehr entgegenkommend, ebenso wie die Araber. Dieses Verhalten hörte jedoch in dem Momente auf, als die Araber in dem Reisenden nicht mehr den Forscher sahen, sondern denjenigen, der Macht im Innern erlangen, ihnen also dieselbe nehmen wollte. Das wurde ihnen klar beim Vorgehen des Dr. Peters und der ostafrikanischen Gesellschaft an der Küste, und nun war es ihr Streben, den Europäern Schwierigkeiten zu machen. Diesen Verhältnissen fielen die Missionsstation Kipalapala, sowie die Handelsexpedition der Firma H. A. Meyer zum Opfer. Kipalapala mußte aufgegeben werden, und der Kauf-

mann Giseke wurde am 3. Oktober 1886 ermordet. Die Araber waren selbstverständlich die Urheber aller Intriguen, und Sicki wurde nur von ihnen vorgeschoben. Die Wißmann'schen Erfolge mochten den Arabern zeigen, daß an einen Widerstand ihrerseits auf die Dauer nicht zu denken war, und daher gelang es diesem, sich schriftlich mit den Arabern zu verständigen.

Die Bedeutung Tabora's hatte schon längst verloren, die Araber mußten sich immer weiter in's Innere vorschieben und Tabora war daher überhaupt keine Operationsbasis für den Handel mehr. Ihre eigentliche Operationsbasis war vielmehr inzwischen nach dem Viktoria-See und dem Tanganika-See vorgeschoben. Tabora war lediglich noch Stapelplatz. Viele, meist die angesehensten Araber, hatten den Ort verlassen, theils nach Sansibar zurückkehrend, theils in's Innere vorgehend. Die von den alten Reisenden berichtete Araberherrlichkeit hatte einem Krämerthume Platz gemacht; wo früher die Afrikareisenden als Gäste mit dem größten Pomp aufgenommen wurden, müssen sie heute um Pfennige feilschen. Nur dem Umstande, daß nun einmal dort eine Anzahl Arabertemben vorhanden sind, verdankt es Tabora, daß es noch immer fortbesteht. Wie es für uns eine Annehmlichkeit ist, nach langen Märschen auf einer Missionsstation sich etwas zu erholen und wieder ein wenig europäische Kultur zu genießen, so ist es auch dem Araber angenehm, im Innern einen Platz zu haben, wo er wieder seiner Kultur sich freuen kann. Günstig ist es ja auch, einen befestigten starken Platz zu haben; Zeit und Trägerverhältnisse lassen sich so besser ausnützen, als wenn die Karawanen von den Seen bis zur Küste durchmarschiren müßten; aber von einer „Araber-Hochburg" kann man heutzutage gar nicht mehr sprechen. Die Aufgabe Tabora's Seitens der Araber würde für unseren Handel schädlich werden können, da ein Magnet, der das Manjema-Elfenbein nach unserer Küste zieht, dann weniger vorhanden wäre. Wo Araber sind, wird auch Sklavenhandel getrieben, und Tabora war schon lange bekannt als Sklavenmarkt. Wißmann erkannte die Wichtigkeit Tabora's, hat sie aber nicht, wie so mancher Andere, überschätzt. Er wußte

sehr wohl, daß es angenehm sein würde, diesen Platz in Händen zu halten, andererseits wußte er aber auch, daß, wenn man sich hier festsetzte, man moralisch gezwungen war, gegen den Sklavenhandel vorzugehen. Um dies zu können, mußte man die Eingeborenen und Araber beherrschen. Daß ein Laviren den Arabern gegenüber nicht am Platze war, hatten gerade erst die Ereignisse an der Küste gelehrt. Für uns konnte es zunächst ganz gleich sein, ob wir Tabora einige Jahre früher oder später in Besitz bekamen, und so erklärte sich die sehr weise Absicht Wißmann's, Tabora in Ruhe zu lassen. Emin Pascha aber vereitelte diese Absicht, hißte in Tabora die Flagge und marschirte dann ab. Einige Monate später zog Sigl mit einer Stationswache ein. Die durch Wißmann erlassene Zurückberufungs-Ordre für Sigl kam zu spät, Tabora war schon besetzt, jetzt würde die Aufgabe natürlich auf Schwierigkeiten gestoßen sein. So war also Wißmann und das Gouvernement wider Willen in Tabora engagirt.

Sigl faßte sein Amt als das eines militärisch-politischen Beobachtungspostens mit polizeilicher Macht über die Stadt Tabora auf. Er vermied jegliche Gewaltmittel den eingeborenen Sultanen gegenüber, erreichte aber auf friedlichem Wege, daß viele die deutsche Flagge annahmen. Seine Person war den Arabern sympathisch, und es fand zwischen ihm und diesen eine Verständigung der Art statt, daß kein Sklavenhandel unter den Augen Sigl's getrieben wurde. Das Resultat seiner dortigen Thätigkeit also war, daß kein Sultanat in offener Feindschaft mit der Station lebte, daß sogar viele freundlich gesinnt waren und der Station auch einen gewissen Tribut entrichteten. Sultan Sicki, der aus eigener Ueberzeugung nie deutschfeindlich gesinnt war, verhielt sich nur ablehnend. Er ist eben ein Mniamwesikopf, der sich an Neuerungen nicht mehr gewöhnen kann; an sich war es auch etwas viel verlangt, daß der mächtige Sultan, der schon über 25 Jahre regierte, nun plötzlich sein Haupt vor einer etwa 20 Mann starken Stationswache beugen sollte. Dank der Klugheit Sigl's waren aber die Beziehungen gute; er suchte einmal sogar den Sultan auf. Sicki erklärte, Sigl

möchte die deutsche Fahne schicken, so werde er sie hissen. Der Stationschef ging jedoch darauf nicht ein, da Sicki nicht als Zeichen seiner Unterwerfung auf der Berasa der Station erscheinen wollte. Diese Unterredung hatte aber auf die Beziehungen einen günstigen Einfluß. Das ganze Land war in Frieden, Ruga Ruga — Räuber — gab es nicht, und es war daher für die Karawanen eine glückliche Zeit. Sicki's Entgegenkommen ging sogar soweit, daß er nie versäumte, durch Tabora ziehenden Europäern Geschenke zu senden. Die Festigkeit aller dieser Verhältnisse entsprach aber natürlich dem Fundamente, der Stärke der Station. Wenn auch in Afrika vielfach die Personen und nicht die Macht ausschlaggebend sind, so kann auf die Dauer doch nur die Macht entscheidend sein. Es kann Keiner verlangen, daß Jemand mit 20 Mann einen dauernden Einfluß ausübt. Ein Afrikareisender hat einmal Tabora als die Cloake Afrika's bezeichnet; die Cloake war, soweit sie überhaupt beim Eintreffen Sigl's noch bestand, nicht beseitigt, sondern nur parfümirt worden. Der offene Sklavenmarkt z. B. hatte aufgehört, auch nahmen die Araber Rücksicht auf den Stationschef, indem sie ihm in Tabora keine Sklavenkarawanen vorführten. Dafür fand nun aber der Sklavenmarkt heimlich, resp. nicht öffentlich statt, und die dem Stationschef vorgeführten Karawanen waren nur Scheinkarawanen, welche, nachdem sie in Tabora ihren Marschschein von der Station erhalten hatten, nun zum Sultan Sicki gingen, wo sie endgültig formirt, d. h. in ihnen die gewünschten Sklaven untergebracht wurden. Sicki gab dann seinerseits durch Uebersendung seines Stabes die Erlaubniß zum Abmarsch. Diese Verhältnisse waren offenkundig und Jedermann bekannt, aber — man brauchte sie nicht zu erkennen. Es war hier ein Modus geschaffen worden, durch welchen die Araber einmal nicht geschädigt wurden, andererseits der Station gegenüber aber die Form gewahrt wurde. Daß überhaupt von Arabern und Eingeborenen die Station derart beachtet wurde, hat seinen Grund einerseits in dem persönlichen Einfluß des Stationschefs, andererseits aber in der Furcht vor Wißmann. Wir hatten schon gesehen, daß es zwischen Wißmann und

den Arabern zu einer schriftlichen Verständigung gekommen war, und nun wußte Sigl, indem er sich als einen Vorläufer Wißmann's ausgab und von dessen Herannahen mit einer großen Macht sprach, sein Ansehen und seinen Einfluß auf eine Höhe zu bringen, die der thatsächlichen Macht nicht entsprach. Will man die Taboraverhältnisse in den letzten Jahren, sowie überhaupt die Eingeborenenverhältnisse verstehen, so hilft hier kein Beschönigen; die Wahrheit, wenn sie auch manche Illusionen zerstört, muß gesagt werden; wäre sie ein Paar Jahre früher gesagt worden und hätte man die Sigl'schen Erfolge ihrem inneren Wesen nach erkannt, so wäre uns vielleicht manche Enttäuschung erspart worden. Durch das Erscheinen der Stationswache hatte thatsächlich nur die Macht Sicki's gewonnen, denn nun mußten die Araber das, was sie nicht unter den Augen der Station vornehmen wollten, unter den Augen Sicki's vornehmen; sie hatten Sicki also jetzt mehr wie früher nöthig. Die Verhältnisse mußten über kurz oder lang zusammenbrechen, das war unzweifelhaft, wenngleich dies, zumal bei Sigl's Anwesenheit, noch nicht so bald hätte eintreten brauchen, wie es geschehen.

Die Verhältnisse erlitten einen inneren Stoß bei dem Heranrücken der neuen Stationsbesatzung unter Dr. Schwesinger. Außer dieser traf noch eine andere Gouvernements-Expedition ein, und im März 1892 befand sich in Tabora eine nicht unbedeutende Macht. Von Europäern waren dort anwesend die Gouvernementsbeamten Lieutenant Hermann, Dr. Schwesinger, Sigl und die Antisklavereibeamten Baron Fischer und Lieutenant Meyer, ferner Herr Rindermann, außerdem eine Anzahl Unteroffiziere, im Ganzen 11 Europäer. Die Militärmacht verfügte über etwa 225 Hinterlader, wovon sich aber nur die Hälfte in den Händen von ausgebildeten Soldaten befand. Die Eingeborenen erkannten sofort, daß das Ablösungskommando für Tabora kaum so groß war als die bisherige Stationswache, es kam ihnen also sofort zum Bewußtsein, daß der ihnen so oft vorgehaltene Bubumann „Wißmann" mit seiner großen Macht nur ein Phantasiegebilde war.

Die Uebernahme der Station durch Dr. Schwesinger ging

jedoch infolge der anwesenden Macht ohne Schwierigkeiten von statten. Das Europäeransehen mußte aber wohl einen starken Stoß erlitten haben, denn als die Expedition Hermann Tabora verließ, benahmen sich die sonst freundlichen Landesbewohner frech. Den Ipulikampf, oder richtiger die Möglichkeit, daß dieser Kampf entbrannte, kann man als den Ausfluß des allgemeinen Zustandes betrachten. Der Kampf an sich hätte aber leicht vermieden werden können und ist, zumal er nicht den erhofften Eindruck auf die Landesbewohner machte, nur zu bedauern. Die Ereignisse im April waren folgende:

Die Expedition Hermann verließ, auf dem Weitermarsch zum See, Tabora am 1. April, Feldwebel Hartmann hatte die Vorhut, der Führer Lieutenant Hermann war noch in Tabora geblieben; die Straße führte an einer starken Tembe, dem Sitz eines Untersultans und Sohnes Sicki's — eines Knaben — vorüber. Als die Spitze schon die Gegend passirt hatte, die Nachhut aber noch zurück war, verließ ein Expeditionskoch die Straße und ging zu den vor dem Dorfe stehenden Eingeborenen. Es kam hier zu einer Art Prügelei, wobei der betreffende Koch in's Dorf gezogen wurde. Der Sudanesen-Bedschauch (Sergeant) befreite jedoch den Koch wieder. Hierbei kann vielleicht von den Waffen Gebrauch gemacht worden sein. Die Tabora-Verhältnisse, die Stellung Sicki's der Station gegenüber waren den Soldaten natürlich kein Geheimniß geblieben, und nun spielte die Phantasie den Leuten im ersten Augenblick einen Streich. Indem sie in der Prügelei, welche sicher in der Verminderung des Ansehens der Station ihre Ursache, aber doch nur einen ganz lokalen Grund hatte, einen vorbereiteten Ueberfall vermutheten, entstand eine gewisse Aufregung. In dieser wurde ein Sudanese zu der Station zur Meldung zurückgeschickt; er kam etwa zwei Stunden, nachdem die Spitze der Karawane Tabora verlassen hatte, dort wieder an und machte die durchaus falsche Meldung, daß Ipuli die Karawane überfallen hätte und zwei Sudanesen bereits gefallen seien. Den Askari war es aber gar nicht eingefallen, zu kämpfen; sie warteten ruhig, in einem Graben liegend, der Dinge,

die da kommen würden. Sollten wirklich einige Schüsse Anfangs gefallen sein, so war doch keinesfalls bis dahin Jemand verwundet worden. Solche übertriebene Meldungen sind nichts Ungewöhnliches, sie haben meist ihren Ursprung in dem Bewußtsein der eigenen Schuld und in dem Bestreben, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf Nebensachen abzuziehen. Die Nachricht fiel in Tabora auf fruchtbaren Boden, denn dort machte man sich über den Einfluß der Station keine Illusionen. Es wurde schleunigst alarmirt und Lieutenant Hermann marschirte mit Sigl und Dr. Schwesinger ab. Die Antisklaverei-Beamten, Baron Fischer und Lieutenant Meyer, sollten zunächst mit ihren Leuten in Tabora bleiben, da man Sicki's Vorgehen gegen die Station erwartete. Als Lieutenant Hermann vor Ipuli erschien, war von einem Gefecht natürlich keine Rede, Ipuli war verschlossen und die Bewohner waren nicht zu sehen. Die Soldaten lagen in einiger Entfernung von der Tembe; Lieutenant Hermann erkannte sofort, daß die Verhältnisse ganz anders lagen, wie gemeldet. Es war daher sein Wunsch, mit Ipuli „Schauri" zu machen, um auf friedlichem Wege für den Uebergriff Sühne zu erlangen. Er umritt den Ort in allergrößter Nähe und suchte durch Anrufe die Leute zu einem Schauri zu bewegen. Seine Bemühungen waren aber erfolglos, Niemand zeigte sich, Niemand schoß aber auch auf den ungeschützten Lieutenant Hermann, ein Zeichen, daß die Leute keinen Krieg wünschten. Nach diesem vergeblichen Versuche glaubte Lieutenant Hermann den Uebergriff nicht anders als mit Blut bestrafen zu können; er gab den Befehl zum Angriff und stürmte mit Sigl. Lieutenant Hermann war der Erste auf dem Tembenring; von hier aus wurde das Innere bald gesäubert und das Dorf zerstört. Der Feind hatte große Verluste erlitten, während der Verlust auf Seiten der Schutztruppe nur aus fünf verwundeten Schwarzen bestand. Durch das Schießen herangelockt, erschienen noch, während die Schutztruppe sich auf dem Tembe-Dach befand, die Bewohner eines Nachbardorfes, wurden aber durch ein Paar Salven vertrieben. Dieser militärisch-taktisch schöne Erfolg wurde auch bald belohnt, indem „in Anerkennung

der in dem Gefechte bei Ipuli bewiesenen Tapferkeit und Umsicht" der Dr. Schwesinger den Rothen Adler-Orden IV. Klasse mit Schwertern und der Lieutenant Hermann und Sigl den Kronen-Orden IV. Klasse mit Schwertern erhielten.

Auch Lieutenant Meyer war, nachdem die sichere Nachricht gekommen, daß Sicki an keinen Angriff denke, vom Baron Fischer nachgesandt worden, wurde aber von dem außerhalb Ipuli's lagernden Dr. Schwesinger festgehalten, da einmal das Dorf beinahe völlig eingenommen war, ferner auch die nicht uniformirten Meyer'schen Leute leicht bei weiterer Annäherung hätten für Feinde gehalten werden können. Auch die Araber Tabora's hatten sofort Hilfsmannschaften geschickt. Während des Sturmes hatte sich ein mit einer weißen Fahne winkender Mann gezeigt und wurde beim Rückmarsch nach Tabora aufgegriffen. Es war ein Abgesandter Sicki's, welcher die Unschuld seines Herrn versicherte und erklärte, daß das Vergehen Ipuli's nur der Streich eines unbesonnenen Kindes sein könne. In Tabora befand man sich aber trotzdem in Ungewißheit über Sicki. Charakteristisch für die Stellung desselben der Station gegenüber war, daß man in der Station einen Angriff Sicki's nicht für ausgeschlossen hielt. Den Arabern war natürlich an einem baldigen Frieden gelegen, sie übernahmen daher die Friedensvermittelung mit Sicki. Am 2. April fand die Berathung statt; die Station nahm die Stellung ein, daß Sicki als Vater und als Obersultan für Ipuli verantwortlich sei. Man glaubte damit nicht zufrieden sein zu können, daß Ipuli zerstört und der vermeintliche Urheber des Kampfes, Sicki's Sohn, verjagt worden war, sondern wollte nun die Kosten für die Bestrafung von Sicki bezahlt haben. Die Station setzte ihre anfänglichen Forderungen jedoch bedeutend herab; vor allen Dingen ließ sie die Bedingung, daß Sicki auf der Berasa der Station erscheinen solle, fallen und war schließlich mit 6 Trasila Elfenbein (je 35 Pfund englisch) zufrieden. Trotz der Friedensverhandlung traute man Sicki aber nicht und hielt einen nächtlichen Angriff für möglich. Am 5. April kam dann ein Muniampara Sicki's und überbrachte der Station 6 Trasila Elfenbein. Leider aber rührte

das Elfenbein nicht von Sicki her, sondern war von den Tabora-Arabern gesammelt worden. Sollte dieser Ursprung nicht schon damals bekannt geworden sein, so muß dies doch sehr bald geschehen sein, erfuhr ich doch diesen Sachverhalt bereits 30 Tage später, am 5. Mai, auf dem Marsche, 20 Tage vor meinem Eintreffen in Tabora. Es erscheint mir sogar zweifelhaft, ob Sicki von der ganzen Komödie etwas gewußt hat. Was mögen die Araber dem Sicki überhaupt mitgetheilt haben?

Am 7. April verließ Lieutenant Hermann, am 14. April die Expedition Baron Fischer Tabora. Sicki ließ seit dieser Zeit nichts wieder von sich hören. Auf die Machtverhältnisse hatte das Unternehmen keinen Einfluß haben können, denn Sicki war nicht gedemüthigt hervorgegangen. Dieses Unternehmen mochte Sicki klar gemacht haben, daß ein solches Nebeneinanderleben auf die Dauer nicht möglich sei, und daß die Station nach dem Muster Ipuli's auch gegen ihn vorgehen würde, wenn sie die Macht hätte. Von nun an mag er auf ein angriffsweises Verfahren gesonnen haben und begann bei allen ihm befreundeten Sultanen für ein gemeinsames Vorgehen gegen die Europäer und gegen die Station Stimmung zu machen. Aeußerlich zeigte er seinen Mißmuth über die Ipuli-Angelegenheit dadurch, daß er den durchziehenden Europäern keine Geschenke mehr sandte; die Station schien jedoch immer noch die Hoffnung zu hegen, den alten Zustand wieder herzustellen, und that das Möglichste, um Sicki friedlich zu stimmen. Bezeichnend für dieses Verhältniß ist folgende Thatsache: Wamba, etwa acht Tage von Sicki entfernt, gab sich für einen selbstständigen Sultan aus, die Station aber hatte erfahren, daß er dem Sultan Sicki Tribut zahlen müsse. Als ich durch Qua Wamba marschirte, bat Wamba mich um Regelung einer Streitigkeit, worauf ich ihm anrieth, in dieser Angelegenheit einen Muniampara, der sich meiner Karawane anschließen könne, zum Stationschef von Tabora zu senden. Als nun dieser Muniampara später um eine „Schauri-Audienz" bei dem Stationschef nachsuchte, wurde er, wie mir der Stationschef mittheilte, mit seiner Bitte abgewiesen, es sei denn,

daß ein Großmuniampara Sicki's, als des Oberherrn Wamba's, sich der Sache annähme. Wamba hatte einige Monate vorher der Station seinen Tribut entrichtet, auch wehte auf seinem Quikurru die deutsche Fahne! Solches Liebäugeln mit dem Sultan Sicki änderte die Lage jedoch nicht.

Die Verhältnisse spitzten sich immer mehr zu, und der Stationschef von Tabora erkannte schließlich, daß ein Zusammenstoß in kurzer Zeit unvermeidlich sei. Er gab sich in Bezug auf die Macht Sicki's keinen Illusionen hin und gewann die Ueberzeugung, daß aus eigner Macht die Station sich nicht mehr halten könnte.

Als dann die sichere Nachricht von einem von Sicki geplanten Unternehmen gegen die Station eintraf, fand der Stationschef Hülfe bei den beiden in Tabora befindlichen Antisklaverei-Expeditionen, der des Kapitän Spring und der meinigen. Gemeinsam ergriffen wir die Offensive, da der Stationschef einen Krieg für unvermeidlich hielt, und erstürmten am 6. Juni die Residenz des Sultan Sicki, des Quikurru qua Sicki.

Im vorigen Kapitel habe ich meine Erlebnisse bei diesem Kampf geschildert. Unser Angriff war siegreich. Die Truppen waren, nachdem sie die vierfache Verschanzung erstürmt hatten, nach schweren Verlusten bis dicht vor die Sultanshütte gelangt. Ein Drittel unserer Soldaten war todt und verwundet und 3 Europäer — unter ihnen ich — verwundet.

Der Eindruck dieser schweren Verluste mag ein großer gewesen sein, und ist es wohl dadurch zu erklären, daß man sich jetzt nicht entschloß, das bis dahin siegreiche Vorgehen auf die letzte unbefestigte Hütte auszudehnen. Sultan Sicki mit 6 lebenden Soldaten blieb in einer Hütte, umgeben von todten und verwundeten Soldaten, und die siegreichen Truppen begaben sich auf Befehl des Stationschefs nach Tabora zurück. Wie man damals nach Einnahme Ipuli's trotz des Sieges sich nicht völlig der Freude hingeben konnte, indem man an einen Angriff Sicki's dachte, ebenso war dies jetzt im erhöhten Maße der Fall. So völlig wir auch Sieger waren und so wenig der Rückzug durch die taktischen Verhältnisse geboten war,

so konnten die Tabora-Bewohner doch nicht an einen freiwilligen Rückzug glauben. Sie glaubten an eine Niederlage, denn Niemand hatte in Tabora eine Ahnung von dem Kampfe gehabt und waren die Tabora-Leute daher auch nicht zugegen gewesen, um unser Vorgehen zu sehen. Da man versäumt hatte, nachhaltige Zerstörungen an den eroberten Theilen der Festung vor dem Abmarsch vorzunehmen, verfügte Sicki wieder über eine gleich starke Festung wie vorher.

Die in Tabora herrschende Aufregung legte sich erst, als der von Baron Fischer dem Kapitän Spring entgegen geschickte Lieutenant Meyer am dritten Tage nach dem Kampf mit 30 bewaffneten Suaheli-Trägern eintraf. Ihm waren unterwegs schon die widersprechendsten Mittheilungen gemacht worden, und er hatte die sehr richtige Ansicht, daß es eine Hauptsache sei, zu zeigen, daß wir uns auch wirklich als Sieger fühlten; es mußte deshalb offensiv vorgegangen werden, wenn auch natürlich nicht gegen das Quikurru, dazu reichte unsere Macht nach dem Verluste nicht mehr aus, so doch gegen die kleineren Dörfer in Unjanjembe.

In der Hauptsache wurden diese Kämpfe von Lieutenant Meyer mit unseren Truppen durchgeführt, die Station betheiligte sich an diesen Kämpfen weniger und beschränkte sich meist darauf, die Direktiven und Befehle zu geben, sowie die Wegführer zu stellen.

Unmittelbar nach Eintreffen des Lieutenant Meyer trat eine Veränderung in unserer Stellung der Kaiserlichen Station gegenüber ein. Wie schon oben erwähnt, hatten wir es als eine Ehrenpflicht betrachtet, der Aufforderung des Stationschefs Folge zu geben, ohne Betrachtungen anzustellen, ob wir hierzu verpflichtet seien oder nicht. Nun lag es dem Stationschef daran, uns gesetzlich zu binden. Beim Eintreffen des Lieutenant Meyer erklärte er, daß er uns requiriren müsse, die Station befinde sich in Gefahr, und in einem solchen Falle habe er das gesetzliche Recht, Privatpersonen zu requiriren, d. h. unter seinen militärischen Befehl zu stellen. Das Kaiserliche Gouvernement habe den uns daraus erwachsenden Schaden zu ersetzen. Der Requisition wurde Folge geleistet in dem Glauben, daß die Angabe des Stationschefs in Bezug auf ein Requisitions-

recht auf Richtigkeit beruhe. Die Möglichkeit, daß der Stationschef ein Requisitionsrecht nicht besäße, hielten wir für ausgeschlossen. Hat doch jeder deutsche Festungs-Kommandant im Kriegsfalle ein sehr weitgehendes Requisitionsrecht. Da wir somit unter dem Befehl der Station standen, fanden die kleineren, jetzt folgenden Unternehmungen stets auf Befehl und nach Anweisung des Stationschefs statt. Das erste von Lieutenant Meyer geleitete Unternehmen brachte einen bedeutenden Umschwung in der Stimmung Tabora's hervor. Die Unternehmungen fanden fast stets im Verein mit Wangwana — den Einwohnern Tabora's — statt, welche, nachdem die Truppe die Tembe genommen, das Zerstörungs- und Plünderungswerk ausübten. Dieser erste Kampf fand statt am 11. Juni bei Qua Magohe und Qua Massavo und endete mit der Einnahme und Zerstörung der Ortschaften.

Lieutenant Meyer wurde bei seiner Rückkehr festlich von den Weibern und Kindern empfangen, und ein Jubel ging durch ganz Tabora; es war dies aber auch die höchste Zeit, sonst wäre es Sicki gelungen, sich als Sieger des ersten Kampfes bei Quikurru darzustellen. Diesem Unternehmen folgte am Tag darauf eine größere Recognoscirung unter Lieutenant Meyer gegen das Quikurru und am 13. Juni die Einnahme und Zerstörung von Qua Mbana Kitako durch denselben.

Am 16. Juni wurde unter Lieutenant Meyer, in dessen Begleitung auch Kapitän Spring sich befand, Qua Kakusi eingenommen. Nach dieser Unternehmung kam die Nachricht, daß Sicki 100 Lasten, welche theilweise auch für uns bestimmt waren, auf dem Wege nach Tabora geraubt habe. Hierdurch wurden die Araber daran erinnert, wie schädlich für sie ein Kriegszustand ist, sie setzten nun Alles daran, wieder in ihrer Eigenschaft als Vermittler zwischen Sicki und der Station Frieden zu machen. Diese Versuche mißlangen; die Forderung, die man stellte, erfüllte Sicki nicht, trotz einer gegen das Quikurru am 20. Juni von Lieutenant Meyer vorgenommenen Demonstration. Es trat nun an uns die ernste Frage heran, ob wir mit den Unternehmungen weiter fortfahren, oder ob wir ruhig ab-

warten sollten, bis die vom Stationschef gleich nach dem Kampf erbetene Verstärkung eintreffen würde. An einen Angriff des Quikurru war nicht zu denken, wir waren noch zu geschwächt und die Verluste waren noch nicht ersetzt, wenn auch die Station mit ihrer Rekruten-Einstellung bereits begonnen hatte. Vor allen Dingen mußte aber die Ankunft eines Schutztruppen-Offiziers abgewartet werden, da die Ereignisse nach meiner Verwundung gezeigt hatten, welche Nachtheile eintreten, wenn nicht genügend taktisch geschulte Europäer vorhanden sind. Es hätte sich also nur um Unternehmungen gegen die schwächeren, unter Sicki stehenden Dörfer handeln können. Mein Rath, den ich an einem Tage, an dem es mir vorübergehend besser ging, gab, war der, von weiteren Unternehmungen Abstand zu nehmen. Ich ging dabei von der Ansicht aus, daß wir den Zweck, den die Unternehmungen haben sollten, erreicht hatten, indem wir überall im Lande als Sieger galten. Ein weiteres Kriegführen, das auf beiden Seiten mit Ruga Ruga geführt und einen afrikanischen Charakter hatte, mußte das Land verwüsten und ruiniren, das Land, das uns gehört, wenigstens sobald Sicki fällt.

Bei dem im Allgemeinen schwachen Bevölkerungsstande Afrika's ist es schon aus wirthschaftlichen Rücksichten um jeden Neger schade, der zwecklos erschossen wird. Vor allen Dingen ist es auch schade, ein verhältnißmäßig so fruchtbares Land in eine Wüste zu verwandeln. Da Sicki für unser Vorgehen sich rächte, war das ganze Land unsicher, die Weiber Tabora's wurden vom Felde geraubt, und die Karawanenstraße bis nach Ugogo war gesperrt. Nach meiner Ansicht war bei einem friedlichen Verharren unsererseits es sehr wahrscheinlich, daß auch Sicki auf einen solchen Waffenstillstand stillschweigend eingehen würde. Bezeichnend dafür ist, daß Lieutenant Meyer bei seiner letzten Demonstration gegen das Quikurru mit nur 30 Mann auf kaum 50 m an demselben vorbeimarschiren konnte, ohne daß von den zahlreichen vor dem Orte versammelten Ruga Ruga auf ihn geschossen wäre. Sehr erhebend war ein solcher Zustand natürlich nicht. Im Hinblick auf die Zukunft aber konnte man dies ruhig

annehmen, ist man doch in Afrika gewöhnt, mehr von der Zukunft zu erhoffen, als sich der Gegenwart zu erfreuen. Ich drang mit meiner Ansicht durch, und es herrschte 14 Tage lang Ruhe. Dann aber begannen die Züge von Neuem. Am 2. Juli wurde Lieutenant Meyer vom Stationschef gegen das früher zerstörte Ipuli gesandt, in das sich die aus anderen zerstörten Ortschaften geflüchteten Leute zurückgezogen hatten, um ein Ruga=Ruga=Wesen zu treiben. Unter dem Eindruck der ersten Kämpfe hatten die mit Sicki unzufriedenen Sultane der Station Unterstützung angeboten und ihre Sympathien bekundet. Vor allen Dingen waren es die Erbfeinde Sicki's, die Warambo, welche ein energisches Vorgehen gegen ihn versprachen. Nach dem Tode Mirambo's, der Jahre lang mit den Arabern und Sicki im Kriege gelegen hatte, und dem seines Bruders, war Mirambo's Sohn Tukumoto zur Regierung gekommen. Während seiner Minderjährigkeit führte aber eine Schwester Mirambo's, Kambemba, die Regentschaft und eine andere Schwester leitete als Kriegsherrin die militärischen Sachen. Kambemba war eine schlaue Regentin, sie sah jetzt den Moment gekommen, wo sie sich rächen und ihr Gebiet ausdehnen konnte. Die Warambo gingen jetzt auch gegen Unjanjembe vor und zerstörten mehrere Dörfer. In dieser Zeit, am 17. Juli, wurde Lieutenant Meyer wiederum vom Stationschef zu einem größeren Unternehmen nach dem Distrikt etwa drei Stunden westlich Tabora entsendet, wobei viele Dörfer zerstört wurden. Am 9. Juli entschloß sich der Stationschef, den Lieutenant Meyer gegen ein Dorf, dem Sitze der Sultanin Membeli, einer der mächtigsten Bundesgenossen Sicki's, zu entsenden, während es ursprünglich in der Disposition lag, daß die Warambo dies Dorf nehmen sollten. Bei diesem Zuge betheiligte sich auch die Station durch Entsendung eines Lazarethgehülfen und einiger Mann. Ebenso der Kapitän Spring. Das Dorf Membeli wurde nach heftigem Kampf genommen, beim Sturm wurde aber Lieutenant Meyer von einer Kugel am Fuß verwundet. Während die Warambo nach Süden zogen, um die Hauptstütze Sicki's zu zerstören, fanden noch zwei Unternehmungen statt, die erste unter Kapitän Spring am

12. Juli gegen Qua Manahomba, die zweite unter Unteroffizier Müller bei Qua Suetu; letztere mißglückte leider und hatte mehrere Verluste zur Folge. Unser Ansehen war aber schon zu befestigt, als daß nachtheilige Folgen hätten eintreten können. Als sich mein Gesundheitszustand besserte, kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Station sich nicht mehr in höchster Gefahr befinde und daß die vielen glücklichen kleinen Unternehmungen ihr Ansehen bedeutend erhöht hatten. Alle mit Sicki unzufriedenen Elemente hatten sich um uns geschaart und sich so engagirt, daß an einen Abfall zu Sicki in der nächsten Zeit nicht zu denken war. Ich machte nun bei der Station Vorstellungen in Bezug auf unsere Requisition. Wenn uns auch vom Stationschef erklärt wurde, daß das Kaiserliche Gouvernement den durch die Requisition entstandenen Schaden zu ersetzen hätte, so war doch der durch die ganze Verzögerung entstehende ideelle Schaden so groß, daß derselbe nur durch bedeutende Erfolge in Tabora hätte ausgeglichen werden können. Mehr aber, als die Station Tabora vor der Vernichtung zu bewahren und ihr eine Stellung zu geben, welche sie bis zum Eintreffen einer Verstärkung jeder Gefahr enthob, war unter den damaligen Verhältnissen nicht zu machen. Wie die Lage zu jener Zeit in Tabora gewesen ist, mag aus einer hier folgenden Stelle eines am 27. August der Kaiserlichen Station übersandten Briefes hervorgehen. Ich schrieb damals: „Das Bild nun, welches ich mir aus den Gerüchten und dem, was ich gesehen, gemacht habe, ist, daß seit langer Zeit eine Gefahr für die Existenz der Station nicht mehr besteht. Sie hat im Gegentheil an Ansehen gewonnen, und haben die Ereignisse vom 6. Juni keine Nachtheile hinterlassen. Die Station macht Unternehmungen, die sie vielleicht nicht ausführen könnte, wenn sie nur den Schutz der ihr vom Kaiserlichen Gouvernement zugebilligten Besatzung hätte; sie muß sich also sehr stark fühlen. Es kamen Gerüchte, daß die Station in wenigen Tagen Quikurru angreifen wollte, dann wurde dies dementirt und damit begründet, daß sie warten wolle, bis Antwort von der Küste eingetroffen sei. Jetzt ist mir wiederum das Gerücht zu Ohren

gekommen, daß das Quikurru angegriffen werden soll. Die Station muß sich also stark fühlen, wenn sie zum zweiten Male, ohne Verstärkung von der Küste abzuwarten, angreifen will. Ferner habe ich gehört, die Requisition der Station Nianguira sei aufgehoben worden, weil eine Expedition nach Udjidji am 27. August erwartet wird. Da Letztere immerhin noch unsicher ist, verzichtete also die Station auf Hülfe dort, wo sie in erster Linie sie suchen konnte. Ich mußte mir also sagen, daß wenn die Station auf Unterstützung, die, wie sie annahm, am 4. nächsten Monats eingetroffen sein mußte, verzichtet, von diesem Momente (4.) an Privatunterstützungen nicht gebraucht werden." Ich erreichte denn auch, daß die Requisition zum 4. August aufgehoben wurde, und wir trafen unsere Vorbereitungen so, daß wir am 4. Tabora verlassen konnten. Sehr bald aber wurde ich vom Stationschef zwar nicht requirirt, wohl aber gebeten, freiwillig noch einige Zeit in Tabora zu bleiben, da wir durch ein solches Verbleiben der Station wesentliche Dienste leisten würden und anderenfalls alle seine Verhandlungen und Pläne umgestoßen werden könnten. Es war für mich eine schwierige Sache, einer solchen Bitte Folge zu leisten, da ein Requisitionsgrund nicht vorlag. In Afrika wird man abergläubisch, und hätte ich am liebsten um Mitternacht im Moment der Beendigung der Requisition Tabora verlassen; jeder Tag konnte neue unabsehbare Folgen haben. Wenn wir uns aber doch entschlossen, auf eigene Verantwortung hin, der Bitte des Stationschefs nachzukommen, so war eben das Gefühl vor allen Dingen in uns maßgebend, daß wir eine Kaiserliche Regierung mit Hintansetzung aller Privatinteressen nach Möglichkeit unterstützen müßten, nicht nur bloß dort, wo eine gesetzmäßige Verpflichtung vorliegt. Am 3. Juni wurde die Macht und die Stellung der Station äußerlich durch Einsetzung der Sultanin Bibi Niasso als Sultanin von Unjanjembe an Stelle des in Acht erklärten Sultan Sicki ausgesprochen, nachdem sie in feierlichster Weise von ihrem Sitze nach Tabora, das jetzt der neue Sultansitz werden sollte, geholt worden war. Drei Schüsse der Stationskanone verkündeten dem Lande, daß ein neuer Sultan eingesetzt

worden war. Ein großer Theil Unjanjembe's huldigte ihr, und selbst mehrere Muniampara von Sicki erkannten die neue Sultanin an. Sicki war jetzt ganz auf sein Dorf beschränkt. Plötzlich, am 5. August Abends, erklärte der Stationschef, von Neuem gegen das Quikurru ziehen zu wollen. Die Warambo wollten es angreifen; er bat uns, mit unseren Soldaten mit auszuziehen und ein Biwak vor dem Quikurru zu beziehen. Mit schwerem Herzen sagten wir zu, meine braven Soldaten waren durch Krieg und Krankheit sehr zusammen geschmolzen, und der Ersatz war gerade in der ersten Ausbildung begriffen; unsere Kräfte waren, wie wir dem Stationschef erklärten, unter Berücksichtigung der uns am See erwartenden Aufgaben erschöpft. Lieutenant Meyer und ich waren noch lange nicht so weit wieder hergestellt, daß wir hätten an einem Kampfe Theil nehmen können. Die Verantwortung, unsere Theilnahme abzulehnen und dadurch bei den Eingeborenen den Gedanken zu erwecken, daß wir uneinig seien, konnten wir aber nicht auf uns nehmen. Da der Stationschef sich einmal zum Angriff entschlossen und diesen Entschluß auch schon den Eingeborenen verkündet hatte, so blieb uns nichts Anderes übrig, als ihn nach Möglichkeit zu unterstützen, und so beschlossen wir denn, zur Beaufsichtigung unserer Leute mit in's Biwak zu rücken. Die Ereignisse des nun folgenden zweitägigen Kampfes am 6. und 7. August habe ich in einem besonderen Kapitel beschrieben. Die Hoffnungen des Stationschefs erfüllten sich nicht. Die deutschen Antisklaverei-Expeditionen waren dazu berufen gewesen, das Schlimmste von der Kaiserlichen Truppe abzuwenden. Unsere anfängliche Absicht, am 9. August abzumarschiren, gaben wir aber doch auf, nachdem wir vom Stationschef nunmehr schriftlich mit eingehender Begründung requirirt wurden, und uns der Araber-Wali Sef ben Said und die Seva Hadji-Agenten erklärten, daß ein Abmarsch jetzt nicht nur allein Tabora verderblich werden könne, sondern auch für unsere ganze Interessensphäre. Wir beschlossen also zu bleiben, und wurde ein Modus gefunden, bei dem wir, ohne dem Stationschef militärisch zu unterstehen, doch als requirirt galten. Das erfolglose Vorgehen gegen Quikurru hatte aber weniger geschadet, als in

Tabora zuerst angenommen wurde; die Anhänger der Station waren dem Sicki feindlich gesinnt, nicht aus Liebe zur Station, sondern aus Haß gegen Sicki, und ein großer Theil Unjanjembe's hatte sich schon so weit engagirt, daß ein Zurücktreten nicht mehr möglich war. So blieb denn Alles zunächst beim Alten, ja Sicki's Stimmung wurde sogar niedergedrückter; er selber war beim Kampfe verwundet und mehrere einflußreiche Freunde und Untersultane getödtet worden. Die bei den Ausfällen erlittenen Verluste waren auch nicht unbedeutend. Tabora erschien jetzt so sicher, daß uns selbst der vorsichtige Araber-Wali zum Abmarsche aufforderte. Wir beschlossen daher, am 26. August abzurücken, zunächst aber zur Beobachtung des Eindruckes, den unser Weitermarsch machte, unweit Tabora ein offenes Lager zu beziehen.

Zur Bezeichnung der Lage möge eine Stelle aus einem Protokoll folgen, welches die Antisklaverei-Beamten am 25. August dem Stationschef übersandten:

„Wir halten aber überhaupt ein offensives Vorgehen Sicki's gegen die Station in absehbarer Zeit für ganz unwahrscheinlich. Wenn es auch Sicki durch eine glückliche Vertheidigung gelungen ist, unseren Bemühungen zu trotzen, so hat doch seine Macht und sein Ansehen vom 6. Juni an abgenommen. Große Gebietstheile sind verwüstet worden, andere sind abgefallen; wie wenig Gefahr vorhanden ist, daß diese Letzteren wieder zu Sicki übergehen, zeigt der Umstand, daß die unsichersten Elemente, die Muniampara Sicki's, trotz der Ereignisse am 6. und 7. d. Mts., jetzt officiell der Sultanin Bibi Niassa gehuldigt haben. Durch das Einsetzen der Bibi Niasso als Sultanin hat sich die Station einen Schutz geschaffen. So lange sich die Station der Person der Bibi Niasso versichert hält, ist es ihr Interesse, das Sercal zu schützen; ihre Macht ist nicht unbedeutend, was schon daraus hervorgeht, daß sie dem Sicki nicht unterthänig war, und wird sie jetzt auch noch von der mächtigen Sultanin Discha von Igunda unterstützt, die, wie Sie angeben, 300 Mann Unterstützung gesandt hat. Allein die Macht der Niasso im Verein mit der der Discha ist vollauf im Stande, Tabora gegen

Sicki zu schützen. Diese Macht ist aber unter allen Umständen völlig unabhängig von unserem Bleiben und Gehen. Außerdem hat auch der Sultan von Ujui wiederholt seine Unterstützung angeboten und haben die Warambo seit Wochen die Station thatkräftig unterstützt. Wir glauben nicht, daß sie dies gethan haben, weil wir hier anwesend sind, und können uns daher auch nicht denken, daß sie abfallen, wenn wir fort gehen. Der Manangua, Sultan Suetu, hat sich bis jetzt neutral gehalten und wird dies wohl auch weiter sein; denn der Grund seiner Neutralität wird wohl in seinem körperlichen Befinden liegen, sowie in seinem Bewußtsein, daß das Sercal siegen wird. Ein Aufgeben seiner Neutralität ist um so weniger zu fürchten, als es ja gelungen ist, durch Verbreiten falscher Nachrichten den Glauben zu erwecken, daß die Udjidji-Expedition schon vor langer Zeit in Muhalala war. Der Manangua, Uniampara und Sultan Kassui, der gezwungen Sicki unterstützte, soll nach den neueren Nachrichten gefallen sein. Im Süden hat Sicki seine Hauptstütze im Dorfe Sebba durch Zerstörung desselben verloren, und grenzt sein Gebiet dort an das der ihm feindlich gesinnten Sultanin Discha von Igunda. Die Manangua, Sultanin Mlembeli, ist vertrieben und ihr Dorf zerstört. Es ist somit anzunehmen, daß Sicki seine Macht nach Außen hin nicht weiter ausdehnen kann, zumal das letzte Unternehmen am 6. und 7. d. Mts. ihn sehr geschwächt hat. Nach Ihrer Mittheilung sollten ja 38 Mann gefallen und Sicki selbst verwundet sein. Die Verhältnisse scheinen also jetzt durchaus günstig zu liegen. Unser Abmarsch möchte höchstens die Warambo soweit beeinflussen, daß sie etwas zurückhaltender werden. Dies erscheint uns aber kein Nachtheil zu sein, denn das offensive Vorgehen jener Leute könnte der Kaiserlichen Station zu einem gleichen Vorgehen Veranlassung geben. Es scheint also nach alledem weder eine Gefahr, noch höchste Gefahr augenblicklich zu herrschen, noch glauben wir, daß solche durch unseren Abmarsch herbeigeführt werden kann."

Am 26. Vormittags erschien plötzlich Lieutenant Duvivier von der belgischen Expedition unter Kapitän Long, der von diesem

mit einer kleinen Truppe auf die Nachricht von unseren Kämpfen hier in Eilmärschen vorgeschickt worden war. Am Nachmittage rückten wir ab, am 30. kam die Hauptmasse der belgischen Antisklaverei-Expedition an mit einer weißen Friedensflagge an der Spitze.

Am 1. September verließen wir das unbefestigte Lager, nachdem wir bis dahin von Sicki oder seinen Anhängern in keiner Weise belästigt worden, in der bestimmten Hoffnung, daß bis zum Eintreffen der Verstärkung die Lage weiter so günstig bleiben würde. Die Anwesenheit der belgischen Expedition, welche wohl Monate dauern konnte, ließ jede Gefahr für die Station ausgeschlossen erscheinen. Während wir am See waren, kam nach Tabora die Nachricht, daß der Gouverneur Unterstützung von der Küste versage; da versuchte der Stationschef es von Neuem, zum dritten Male, das Quikurru zu nehmen. Der Lazarethgehülfe Jurock wurde hierbei schwer verwundet und wäre beinahe im eigenen Lager vom Feinde gefangen genommen worden, da dieses bei einem feindlichen Angriff von der Schutztruppe entblößt war. Nur mit Mühe konnte er sich fortschleppen. Dann, ich glaube, nach achttägiger Belagerung, zog der Stationschef wieder ab. Für die Araber wurde jetzt die Lage kritisch. Die Karawanenzeit lag nicht ferne, und war nicht das ganze Land bis dahin beruhigt, so mußten sie großen Schaden erleiden. Da gestattete man denn den Arabern, den Frieden zu vermitteln. Das Kolonialblatt hat den Vertrag veröffentlicht. Leider ging die Station geschwächt hervor, denn Sicki hatte seinen Willen durchgesetzt. Ohne auf der Berasa der Station zu erscheinen, erhielt er die Fahne und zahlte für die vielen der Station verursachten Verluste keine Kriegsentschädigung. Die Vertrags-Arabesken, Unterwerfung, Verhinderung des Sklavenhandels 2c. 2c. spielen natürlich in solchen Verträgen keine Rolle. Die Muniampara Sicki's werden sich gehütet haben, dem Sultan etwas davon zu sagen. Sicki mußte sich als Sieger fühlen und nahm den augenblicklichen Zustand nur als eine Art Waffenstillstand an. Noch bevor der Vertrag veröffentlicht wurde, zerriß Sicki die Fahne.

Im Januar hat nun endlich Lieutenant Prince, der nach Tabora gesandt worden war, um den Dr. Schwesinger abzulösen, das Quikurru zum zweiten Male eingenommen. Als Sicki in seiner Hütte die letzte Hoffnung aufgab, da sprengte er sich selber mit seinen Frauen in die Luft; ein würdiges Ende fürwahr des tapferen und energischen Vertheidigers des Quikurru qua Sicki.

Mit ihm endete der Hauptwidersacher der Station Tabora, und jetzt ist zu hoffen, daß eine Periode der friedlichen Entwickelung in Tabora eintritt.

VII.

Ein zweiter Kampf vor dem Quikurru qua Sicki.

Am 6. und 7. August 1892.

Am 6. August 1892 früh 7 Uhr stand die ganze Militärmacht Tabora's angetreten. Wiederum sollte gegen das Quikurru gezogen werden, doch anders als das erste Mal! Ein Unbetheiligter hätte glauben können, es ginge auf das Paradefeld! Alles hatte sich geputzt, selbst unter den Tabora-Bewohnern war eine gewisse Fröhlichkeit nicht zu verkennen. Unsere reguläre Militärmacht war nicht sehr groß, und vor Allem hatte meine Truppe sich gewaltig verändert. Kaum 20 meiner alten Leute waren noch übrig, alles Andere waren neue, erst vor Kurzem eingestellte Rekruten. Gar mancher meiner Braven ruhte in kühler Erde und manchen andern hatten die Kriegsstrapazen dauernd unbrauchbar gemacht. Doch es sollte ja nicht in den Kampf, sondern nur in ein Biwak gezogen werden; es sollte keine Patrone verfeuert werden, so versicherte der Stationschef, der sich von der bloßen Anwesenheit meiner Truppe viel versprach. Da konnte ich nicht anders, als den Bitten desselben Folge zu leisten und diese mit hinausgehen zu lassen.

Um meine Leute nicht unter fremdes Kommando zu stellen, entschloß ich mich, selbst mit zu ziehen. Welches Opfer es für mich war, sah jeder von ihnen, und im entscheidenden Momente haben sie sich desselben auch würdig gezeigt. Nach siebenwöchent-

lichem Krankenlager war ich seit kurzer Zeit außer Bett und machte die ersten Gehversuche. Für meinen Transport hatte ich mir eine Tragevorrichtung machen lassen; ihre Benutzung gab ich allerdings im letzten Augenblick auf, um den eigenthümlichen Eindruck, den sie auf den Feind machen mußte, zu vermeiden. Der Araber-Wali stellte mir dann einen sehr bequem gehenden Esel zur Verfügung, dessen Benutzung mir aber noch sehr schwer wurde. Meine Nerven waren in einem Zustande, der mich bei jedem Schuß zusammenfahren ließ. Etwa ebenso erging es Lieutenant Meyer, der auch von seiner beim Sturm auf qua Mlembeli davon getragenen Verwundung noch nicht wieder hergestellt war. Aber, wie gesagt, wir hatten uns, wenn auch mit schwerem Herzen, entschlossen, dem Stationschef Folge zu geben.

Auf der breiten Straße vor meiner Tembe standen die Truppen zum Abmarsch bereit. In meiner Tembe blieben die Expeditions-Handwerker, in der Stationstembe der Lazarethgehülfe Weidner, mein Leidensgefährte vom ersten Kampfe, zurück. Bei der Stationstruppe, befehligt vom Kaiserlichen Stationschef, Arzt, Dr. Schwesinger, befand sich noch Unteroffizier Müller, der erst vor einigen Wochen angekommen war, und Lazarethgehülfe Jurock, der auch am ersten Kampfe betheiligt gewesen und dabei leicht verwundet worden war. Beim Lieutenant Meyer befand sich Kapitän Spring. Große Massen Wangwana — Küstenleute — mit Gewehren bewaffnet und viele von befreundeten Sultanen gesandte Trupps füllten den Marktplatz aus, und am Quikurru sollten uns bereits seit einigen Tagen 1600 Warambo erwarten, welche sich erboten hätten, das Quikurru zu erstürmen. Ueberall wehten die deutschen Fahnen, Dutzende konnte man zählen — am 6. Juni war meine kleine Kriegsfahne die einzige gewesen! Bald nach 7 Uhr ließ ich mich auf den Esel heben und, gestützt von meinem braven Abdul Hamid, ging es fort.

Befehle waren vom Stationschef nicht ausgegeben worden; der Araber-Wali Sef ben Said schien aber den Aufmarsch der Irregulären organisirt zu haben; jedenfalls ging alles gut von statten, und mit Freude konnte man sehen, wie wir uns in drei mächtigen

Kolonnen dem Quikurru näherten. Die linke Flügelkolonne bestand aus den regulären Truppen, an deren Spitze sich Herr Dr. Schwesinger und an deren Queue ich mich befand. Zwischen den einzelnen Truppenabtheilungen hatten wir unsere Bagage. Gegen 9 Uhr tauchte das Quikurru auf, und wir erblickten an der sichtbaren Nordfront mächtige Feuer. Sollten die Warambo schon das Werk vollbracht haben?

Der ursprüngliche Plan ging dahin, daß mittelst eines Umgehungsmarsches um das Quikurru herum ein geeigneter Platz für das Biwak ausgesucht werden sollte. Doch der Plan gelangte nicht zur Ausführung, da unsere linke Flügelkolonne zu dicht an das Quikurru herangeführt wurde. Fast in derselben Stellung, die ich am 6. Juni inne hatte, nur etwa 80 m von den Palissaden entfernt, wurde Halt gemacht. Der Feind mochte durch unseren Marsch, den er für mehr als unverfroren halten mußte, so stutzig geworden sein, daß er zunächst das Schießen vergaß und sich nur einzelne Leute auf den Wällen hin- und herlaufend zeigten. Herr Dr. Schwesinger erklärte, hier halten zu wollen, bis alle Irregulären an ihren Plätzen seien und begab sich dann auf einem vielleicht 40 m hinter der Front liegenden mit einigen Bäumen bestandenen Platz. Schon fingen unsere Soldaten an, die Leute im Quikurru zu verhöhnen, da begann das feindliche Feuer. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß die Lage eine angenehme gewesen wäre. Anstatt ein ruhiges Biwak beziehen zu können, standen wir 80 m vom feuernden Feinde entfernt, rechts befand sich Lieutenant Meyer, zur Linken die Kaiserliche Truppe. Ich ließ meine Leute das feindliche Feuer erwidern, erhielt dann aber nach einiger Zeit vom Stationschef folgende Mittheilung:

„S. g. H. Graf! Bitte, kommen Sie hierher in's Lager. Es müssen alle Irregulären noch eingetheilt werden, so daß sie sich hier am besten orientiren und ausruhen können. Meine Leute haben bestimmten Befehl, nicht zu feuern, nur zu lagern.

6./8. 92. M. b. Gr. gez. Dr. Schwesinger."

Ich übergab dem Sudanesen-Offizier Leopold Effendi das Kommando, konnte mich aber nicht entschließen, den Leuten, die vom Feinde beschossen wurden, das Schießen zu verbieten. Nicht lange darauf wurde übrigens, als der zweite Kaiserliche Askari verwundet war, der Kaiserlichen Truppe das Schießen ebenfalls erlaubt.

In der erwähnten Baumgruppe angelangt, fand ich ein kleines Lager vor, in welchem Herr Dr. Schwesinger und der Araber-Wali mit ihrem Gefolge sich aufhielten. Diesem Lager widmete der Feind große Aufmerksamkeit; es wurde ununterbrochen beschossen. In einer ganz kurzen Zeit zählte ich 70 Schuß, welche in den kleinen Raum desselben trafen. Die Schüsse kamen fast ausschließlich aus Hinterladern, unter welchen man ein Magazingewehr und ein Gewehr mit Explosionsstoffen deutlich erkennen konnte. Das Hauptziel bildeten die Europäer, selbst auf große Entfernung hörten sie die Kugeln um sich herumsausen. Die Feinde zeigten eine ausgezeichnete Feuerdisciplin. Nirgends konnte man ein sinnloses Schießen bemerken. Im Innern des Quikurru schien man Umzüge zu halten, während die gesammten Weiber Gesänge zur Aufmunterung der Krieger ertönen ließen. „Meine Mutter will, daß ich sterben soll," war der Kehrreim der melancholischen aber energischen Gesänge. Es machte auf uns alle einen tiefen Eindruck, den Gegner so entschlossen und diszipliniert zu finden, von dem der Stationschef gehofft hatte, daß er ihm den Kopf Sicki's bei seiner Annäherung entgegenbringen werde.

Schwer enttäuschende Nachrichten erhielt ich sehr bald in dem Lager. Die Warambo, welche, wie uns vom Stationschef in Tabora mitgetheilt worden war, bereits seit einem Tage vor dem Quikurru stehen sollten, und um derentwegen allein wir hinauskamen, waren noch gar nicht eingetroffen. Herr Dr. Schwesinger war völlig unrichtig berichtet worden; denn als die Warambo schließlich eintrafen, kamen sie sogar aus einer anderen Himmelsrichtung als erwartet. Die Nachricht war ein schwerer Schlag für uns; der ganze Tag war verloren, und alle Verluste ganz nutzlos. Da unsere Truppen so nahe am Feinde lagen, mußte ununter-

brochen geschossen werden. Wir konnten dem Feinde aber wenig Schaden zufügen, da er sich meist hinter den Verschanzungen aufhielt.

Nicht lange dauerte es, und unsere tapferen Hülfsvölker liefen vom rechten Flügel fort, an uns vorbei, ohne daß auch nur einer den Grund seiner Flucht angeben konnte. Gleich darauf vernahmen wir lebhaftes Salvenfeuer von unserem rechten Flügel, und es lief folgende Mittheilung ein:

„Aus einer in meiner rechten Flanke gelegenen Pforte ist meine rechte Nebenabtheilung, neben der nichts zu stehen scheint, soeben angegriffen worden. Dieselbe (ca. 25 Mann) floh sofort. Ich mußte den Ausfall durch Salven zurückwerfen.

gez. Meyer, 11 Uhr."

Damit wurde die traurige Gewißheit gebracht, daß der Muth der Sicki-Leute sehr gehoben war und daß unsere Bundesgenossen für einen Kampf nicht zu brauchen waren.

Endlich am Nachmittage erschienen die Warambo und flößten dem Stationschef neue Hoffnung ein, da ihr Führer einem sofortigen Angriffe zustimmte. Schließlich aber kam die Nachricht, daß die Warambo etwa 1000 m südlich der Südfront des Quikurru ein Lager bezogen hätten und abkochten. Da gab auch er die Hoffnung auf und entschloß sich nunmehr, das Biwak zu beziehen. Etwa 800 m von der Westfront entfernt, suchte ich ein solches aus. Beim Abzuge machte der Feind wieder einen Ausfall gegen unseren linken Flügel, der vom Unteroffizier Müller zurückgewiesen wurde. Endlich hatten wir das Biwak bezogen! Welch' trauriger Tag war es gewesen. Auf unserer Seite Enttäuschung und Verluste — acht Verwundungen hatte ich allein gezählt — auf Seiten des Feindes freudige Hoffnungen!

Zur Herstellung von Befestigungen hatten wir keine Zeit mehr und mußten das Lager daher mit einer dichten Postenkette umgeben. Viel Ruhe brachte uns die Nacht nicht, schon das ununterbrochene Abrufen unserer eigenen Posten erlaubte uns kaum, die Augen zu schließen. Dann hörte man stundenlang den Feind mit den Warambo

parlamentiren. Ein Muniampara Sicki's hielt mit mächtiger, weit hinschallender Stimme Ansprachen an die Warambo. „Warambo! Unser alter Zwist möge aufhören, wenn es sich um die Wasungu handelt. Wir wollen Euch viel Stoffe, viel Pulver, viel Gewehre geben, wenn Ihr nicht den Wasungu helft. Laßt uns gemeinsam gegen die Wasungu ziehen, später kann dann unsere Fehde von Neuem beginnen. Laßt Euch nicht mit den Wasungu ein. Ihr seht, Kanonen haben sie, aber keine Kugeln, Ihr seht, woher der Mbana mkuba seine Soldaten hat. Fremde Leute sind es, die nach dem Niansa ziehen wollen, welche ihm jetzt helfen; bald werden diese Tabora verlassen, dann ist er so schwach wie früher. Was wollt Ihr Euch mit einem solchen einlassen; kommt, wir wollen jetzt Frieden machen." So wurde stundenlang den Warambo der Frieden angeboten. Diese hörten, ohne dem Sprecher etwas zu thun, die Rede ruhig an und warfen bloß ab und zu einige spöttische Bemerkungen hinein. Von uns wurde einige Male der Versuch gemacht, dem Muniampara den Mund zu stopfen, doch vergebens.

Noch am Abend hatte uns Herr Dr. Schwesinger die Mittheilung gemacht, daß die Warambo im Schutze der Nacht Palissaden ausgraben wollten. Hieran würden wir, die wir unsere Zweifel an der Zuverlässigkeit der Warambo nicht zurückhalten konnten, am besten sehen, ob es ihnen ernst mit dem Angriff sei. Mein Vorschlag ging dahin, in der Nähe des Biwaks an einem Platze, von dem aus man das Gelände bis zum Quikurru beherrschen konnte, einen Schützengraben auszuheben und im Uebrigen den ursprünglichen Plan des Stationschefs, uns in einem Biwak abwartend zu verhalten, nicht aufzugeben. Am nächsten Morgen brachte uns Herr Dr. Schwesinger die freudige Mittheilung, daß die Warambo die Erdarbeiten in der Nacht gemacht hätten, und schon dachten wir, wir hätten den Leuten Unrecht gethan, da erhielt ich durch meine Patrouille die Nachricht, daß überhaupt keine Erdarbeiten gemacht worden seien und die Warambo auch gar nicht beabsichtigten, solche zu machen.

Gegen 9 Uhr Vormittag war die Lage folgende: Auf der

Südfront lagen die Warambo, zu deren Schutz der Führer auf ihre Bitte 12 Askari gesandt hatte; an der Westfront lag der Rest der Kaiserlichen Truppe, ca. 200 m von den Palissaden entfernt in einem leichten Schützengraben und führte ein hinhaltendes Gefecht mit Kanonen- und Gewehrfeuer. Die Antisklaverei-Truppen hatten mit einigen Mann einen Schützengraben vor dem Biwak besetzt, und die Hauptmasse befand sich im Biwak.

Da kam von der Südfront die Meldung von den dort befindlichen Kaiserlichen Sudanesen, daß sie verschiedene Sicki-Leute, die Wasser hätten holen wollen, todtgeschossen hätten, und jetzt an der Südfront kein Feind mehr zu sehen sei. Darauf hin erklärte uns Herr Dr. Schwesinger, daß er mit der Kaiserlichen Truppe an der Südseite die äußere Verschanzung stürmen wolle, um den Warambo eine Oeffnung zu schaffen. Wir konnten ihm zu diesem Unternehmen nicht zureden; wir mußten einen solchen Sturm für zwecklos halten, da es sich bei der Einnahme vom Quikurru nicht um eine, sondern um mindestens vier Verschanzungen handelte. Herr Dr. Schwesinger blieb bei seiner Absicht und bat mich, seine Stellung an der Westseite einzunehmen und von hier aus seinen Sturm, dessen Anfang wir durch eine Salve erkennen würden, zu unterstützen und während fünf Minuten ein intensives Feuer zu unterhalten. Um Punkt 10 Uhr marschirte er an der Spitze seiner aus 1 Unteroffizier, 1 Lazarethgehülfen, 42 Askari (die übrigen waren bereits an der Südfront) und 1 Kanone mit 3 Schuß bestehenden Macht nach der Südfront ab. Ich begab mich zur selben Zeit in unsere Schützenlinie, wo mich Lieutenant Meyer und Kapitän Spring erwarteten. Letzterer wollte als Unverwundeter nicht gleich uns beiden Kranken zurückbleiben, sondern begab sich nach der Südseite, um dort zu helfen. Um 10 Uhr 28 Minuten konnten wir eine Salve unterscheiden und richteten nun auf die Westfront des Quikurru ein intensives Salven- und Kanonenfeuer. Innerhalb 8 Minuten wurden 30 Salven und 33 Schuß mit der Kanone abgegeben. Dann stopfte ich das Feuer, der Sturm mußte ausgeführt sein!

Anstatt der Siegesnachricht kam jedoch ein Zettel vom Kapitän Spring an, der lautete:

„Es ist nicht möglich, nahe zu kommen, da das Feuer zu stark, wir keine wirksame Kanone haben. Schicken Sie Ihr Geschütz, wenn Sie wollen. Die Askari haben keine Patronen, ich kann nicht weiter vor, wo der Doktor?"

Diese Nachricht erschien uns räthselhaft, doch kam der Schreiber bald selber. Traurig theilte er uns mit, daß an der Südseite die Kaiserlichen Soldaten herrenlos verstreut lägen; keiner wisse, wo ihre Führer seien. Als er versucht habe, einen Theil unter sein Kommando zu nehmen, hätten die Leute ihn überhaupt nicht beachtet. Nothgedrungen habe er sie ihrem Schicksal überlassen müssen.

Nicht lange darauf kam der Boy des Herrn Dr. Schwesinger, dann dieser athemlos selbst zu uns und bat um Munition, seine Soldaten könnten nicht vor und nicht zurück. Was wir glaubten entbehren zu können, gaben wir, und ich beauftragte meinen Leib-Askari Abdul Hamid mit dem persönlichen Schutze des Führers. Als ersterer zurückkam, meldete er mir, daß er vom Biwak aus mit den Patronen nach der Südfront entsandt worden sei. Unterwegs habe er den Sudanesen Ibrahim angetroffen, welcher bei dem Versuch, den Leichnam des gefallenen Unteroffiziers Müller zu retten, schwer verwundet worden sei. An der Südfront sei ihm die Munition von den Soldaten mit wahrer Gier entrissen worden.

Bald darauf erhielt ich vom Stationschef aus dem Biwak folgenden Zettel:

„S. g. H. Graf! Schicken Sie bitte 5 Mann in's Lager als Wache. Unser Angriff ist mißglückt, Müller gefallen, ohne Patronen.

gez. Dr. Schwesinger."

Ein schwerer Schlag für uns! So pessimistisch wir auch dem ganzen Plan gegenüber gestanden hatten, ein solches Ende hatten wir nicht für möglich gehalten. Noch war uns die ganze Lage unbekannt, erst allmählich lichtete sich das Dunkel. Auf der Südfront

hatte sich Folgendes zugetragen: Auf Befehl des Herrn Dr. Schwesinger war Unteroffizier Müller in einem etwa 40 m von den Palissaden der Südfront entfernt liegenden Graben vorgegangen, während der erstere mit dem Lazarethgehülfen das Geschütz bediente. Auf dem linken Flügel der Stellung befanden sich die zwölf schon früher hingeschickten Soldaten, die übrigens keine Verbindung mit der Haupttruppe aufgenommen hatten. Mit diesen Leuten scheint Kapitän Spring den vergeblichen Versuch, sie unter sein Kommando zu stellen, gemacht zu haben, und zwar zu der Zeit, wo der Führer und der Lazarethgehülfe die drei Schuß mit der Kanone abgaben. Etwa zur selben Zeit haben dann alle drei den Kampfplatz verlassen. Kapitän Spring, um nach jenem erfolglosen Versuch sich wieder zu uns zu begeben, der Lazarethgehülfe, da ihn ein schwerer Fieberanfall gepackt hatte und der Führer, um sich von uns Munition zu erbitten. Sehr bald darauf, wenn nicht zur selben Zeit, mußte der Unteroffizier Müller gefallen sein. Er lag mit den Soldaten in jenem Graben, wollte sich aber zu einer etwas mehr vorn befindlichen Vertiefung begeben. Noch hatte er seine Leute instruirt: „Wenn ich „auf“ rufe, dann stürmt Alles;“ doch es sollte nicht zu jenem Ruf kommen; noch ehe er jene Vertiefung erreicht hatte, ereilte ihn eine tödtliche Kugel. Der brave Ibrahim wollte den Leichnam zurückholen, wurde aber bei dem Versuche auch getroffen.

Ibrahim war der einzige vielleicht, der die Führung hätte übernehmen können; jetzt aber war Niemand mehr da, und herrenlos lagen die Leute in dem Graben. Niemand wagte den Kopf zu erheben, geschweige denn vor- oder rückwärts zu gehen. Jeder Halt war verloren gegangen, sinnlos verschossen sie ihre Munition, ohne zu bedenken, daß sie mit der letzten Patrone ihr Schicksal besiegelten.

Diese Vorgänge wurden uns erst allmählich klar. Anfangs nahmen wir ein weit schwereres Unglück an, da wir nach der Mittheilung des Herrn Dr. Schwesinger glauben mußten, der Sturm sei unternommen, aber abgeschlagen worden. Dies hätte der Kaiserlichen Truppe natürlich die größten Verluste verursacht. Nach der ganzen Lage war jetzt die Hauptsache, derselben Munition zu senden.

Um in zwecklosem Feuergefecht nicht unnütz Patronen zu verbrauchen, begaben wir uns in unseren Schützengraben am Biwak. Ich nahm meinen Soldaten bis auf einige wenige Patronen zur Selbstvertheidigung alle fort und übergab sie dem Herrn Dr. Schwesinger. Ohne Murren gaben meine Leute ihre Patronen her! Im Biwak sah es wüst aus. Viele Hundert Mann, sogenannte Hülfsvölker, hielten sich dort auf; die Ereignisse auf der Südfront schienen sie etwas für ihre Sicherheit besorgt zu machen. Für uns bildeten sie eine große Gefahr; denn diese Masse wäre bei einem feindlichen Ausfall in sinnloser Furcht davon gelaufen und hätte leicht mit solcher panikartigen Flucht unsere Leute anstecken können.

Mit großer Mühe versuchte der Araber-Wali, das Lager zu säubern. Um den Feind von der Kaiserlichen Truppe abzuziehen, begann ich jetzt ein ruhiges Feuer mit meiner Kanone. Ich gabelte mich mit 750 zu 800 m ein und schoß dann in die einzelnen Hütten. Die Resultate waren recht günstige, auch wurden hierbei ein Untersultan Sicki's getödtet und Sicki selber am Arme verwundet. Schon bald nach dem Verlassen der Südfront hatte der Führer Herrn Rindermann gebeten, Munition aus Tabora zu holen. Der stets zu jedem Opfer bereite Herr Rindermann hatte sofort dies gefährliche Wagniß übernommen. Es galt, ohne Bedeckung den von vielem Gesindel beunruhigten Weg mit den werthvollen Lasten zurückzulegen. Herr Rindermann löste seine Aufgabe in der denkbar kürzesten Zeit und erschien im Biwak wie ein rettender Engel. Auf Bitten des Herrn Dr. Schwesinger entsandte ich die Munition zur Kaiserlichen Truppe. Der Führer hatte zu seiner Bedeckung von der Südfront 15 Soldaten mit fortgenommen. 10 von diesen Leuten, sowie einige der Antisklaverei, alle befehligt von einem tüchtigen Schausch meiner Truppe, betraute ich mit der Ueberführung der Munition. Bei Absendung derselben glaubte ich noch, daß die Kaiserliche Truppe von dem Lazarethgehülfen befehligt würde, erst später erfuhr ich, daß derselbe schon lange krank im Biwak liege. Die Munition sollte nur benutzt werden, um den Rückzug zu ermöglichen. Niemand war aber auf der Südfront, der einen eigenen

festen Willen auf die Leute übertragen hätte. Keiner wollte zuerst aufstehen, denn er wußte, daß, wenn er allein aufstände, er sicher von einigen Kugeln sofort durchbohrt werden würde. Nach dem verunglückten Versuch des Sudanesen Ibrahim suchte auch keiner mehr den Versuch zu machen, den Leichnam des Unteroffiziers Müller zurückzuholen.

Ein Europäer-Leichnam ist bei einem afrikanischen Kriege immer ein sehr wichtiges Objekt. Ganz abgesehen von den grausigen Verstümmelungen, die die Feinde an einem solchen vornehmen, bereiten sie auch allerhand Daua — Zaubermittel — aus dem Körper, und hierdurch wird das moralische Element im höchsten Maße gestärkt. Aus diesem Grunde war es sehr wichtig, daß der Leichnam nicht in die Hände des Feindes kam. Sich dessen bewußt, sagte uns denn auch Herr Dr. Schwesinger: „Die Warambo wollen meinen Unteroffizier nicht holen, ich will selber gehen und ihn zurückbringen." Doch nach einiger Zeit kehrte er zurück und sagte: „Es ist nicht möglich, den Leichnam zu holen; wie aus einem Siebe geschossen, schlagen die Kugeln um den Leichnam ein." Was sollte nun werden? Die Kaiserliche Truppe hatte nach Empfang der Munition wieder ihr wüstes Schnellfeuer begonnen; es konnte nicht lange dauern, dann war auch diese Munition verschossen. Wir waren uns über die nothwendig eintretenden Folgen klar und ließen auch den Führer nicht im Unklaren darüber, daß binnen Kurzem die Truppe niedergemetzelt werde. Doch es schien keine Möglichkeit vorhanden, die Truppe zu retten; der Führer erklärte: „Die Leute gehorchen mir nicht mehr; ich habe ihnen befohlen, vorzugehen, sie thaten es nicht; ich habe ihnen befohlen, zurückzugehen, sie thaten es nicht; wie die Hölzer blieben sie im Graben liegen."

Abgesehen von unserm körperlichen Zustande war für Meyer und mich ein Eingreifen ausgeschlossen, wir waren ja Privatleute! Erst vor wenig Stunden hatten die Leute gezeigt, daß sie nicht gewillt seien, Privatleuten zu gehorchen.

Da führte Herr Dr. Schwesinger eine Aenderung dadurch herbei, daß er mir mit den Worten: „Herr Graf, ich übergebe Ihnen

die Kaiserliche Schutztruppe, die Kaiserliche Station und unterstelle mich Ihnen", den Oberbefehl übertrug.

Welch' Vermächtniß! doch die Pflicht rief mich! Jetzt war ich offizieller Befehlshaber der Kaiserlichen Truppe, wenngleich eine Bestätigung von der Küste in der Eile nicht zu erlangen war, und wehe dem Mann, der, in mir noch die Privatperson sehend, mir nicht gehorcht hätte. Meine wenigen Sudanesen waren die einzigen Leute, denen ich mich ganz anvertrauen konnte. Ich wußte, daß diese sich eher in Stücke reißen lassen, als mich verlassen oder meine Befehle nicht ausführen würden.

Von zwei Sudanesen geführt, ging ich denn mit meiner kleinen Schaar und der Kanone fort nach der Südfront. Kurz war der Abschied von Lieutenant Meyer und Kapitän Spring gewesen; sie mochten nicht glauben, mich lebend wiederzusehen. Das Bewußtsein, in den Augen der beiden mir theuren Kameraden gethan zu haben, was Alles man als Offizier und Soldat thun kann, gab mir Kraft. Wie anders war mein Zug am 6. Juni! Damals wurde mir der Gang leicht, galt es doch meine Feuertaufe. Inzwischen hatte die rauhe Wirklichkeit manche idealen Träume verwischt. Zog ich auch jetzt als Befehlshaber der Kaiserlichen Truppe, als Vorsteher der Kaiserlichen Station in den Kampf, mein geschwächter Zustand ließ mir die Uebernahme als ein nicht zu vermeidendes Unglück erscheinen.

Kapitän Spring wollte sich mir anschließen, ich konnte dies jedoch nicht zugeben, da er der einzige gesunde Offizier der Antisklaverei war und als solcher noch schwere Aufgaben zu lösen hatte. Ich ertheilte ihm daher den Befehl, in's Biwak zurückzukehren.

Dagegen begleiteten mich freiwillig der Inder Ismail, Seva Hadji's Agent und einer meiner Trägerführer. Beide haben sich hervorragend benommen, und hat der erstere von mir einen werthvollen Vorderlader, der andere ein Zeuggeschenk als Dank für die mir und dem Gouvernement geleisteten Dienste erhalten.

Wie oftmals in Afrika, so war auch dies Mal das Glück mir hold. Es gelang mir, nach einer Umgehung ziemlich gedeckt an die Südfront zu gelangen. Mein Eintreffen, meine entschlossene Mittheilung, daß ich den Gehorsam mir nöthigen Falls mit einer Kar-

tätschenladung erzwingen würde, machte den erwünschten Eindruck. Nach einigen Kanonenschüssen ging es mit einem Hurrah auf den Leichnam, und in wenig Augenblicken war er in Sicherheit. Ein Freudengeschrei durchzitterte die ganze Linie; wie auf Kommando richtete sich Alles auf und salutirte vor dem Leichnam. Sobald der Feind merkte, daß ich die Kaiserliche Truppe zurückholen wollte — auch wohl infolge des Geschützfeuers — räumte er anscheinend zum größten Theil die Front, um sich auf einen Ausfall vorzubereiten. Kaum hatte ich die Kaiserliche Truppe zum Aufbruch veranlaßt, so erfolgte dieser. Ich ließ ihn durch einige Salven meiner Mannschaft abweisen, während die Kaiserliche Truppe weiter zurück nach dem Lager der Warambo zog. Der übermüthige Feind machte zwar noch einen zweiten Ausfall, doch auch dieser wurde glücklich zurückgewiesen. Hierbei zeigte sich so recht der Unterschied zwischen den Sudanesen und den Eingeborenen-Soldaten. Kaum drehte der Feind seinen Rücken, so stürzten nach ihrer Landeskampfweise alle Eingeborenen-Soldaten demselben sinnlos nach, fortwährend feuernd, auch wenn schon kein Mensch mehr zu sehen war. Nur meine kleine Schaar Sudanesen blieb bei mir. Im Warambo-Lager wurde Alles gesammelt, der Warambo-Führer kam mir entgegen und sprach mir seine Freude über das gelungene Unternehmen aus. Dann ging es in's Biwak zurück. Hier übergab ich dem Herrn Dr. Schwesinger wieder das Kommando über die Kaiserliche Schutztruppe und die Kaiserliche Station. Widerstrebend nahm er das Kommando wieder an, nachdem ich ihm erklärt hatte, nicht länger als irgend nöthig ihn seinen Funktionen entziehen zu können.

Herr Dr. Schwesinger befahl darauf den Rückmarsch nach Tabora. Die Beschreibung dieses Marsches möge man mir ersparen, glücklicher Weise war ich wieder Privatmann, andern Falls hätte mich wohl das Freudengeheul der Sicki-Leute und deren Ausfälle zu neuem Kampfe veranlassen können. Außer den Todten und Verwundeten hatte uns der Kampf etwa 20,000 Mauserpatronen gekostet, also 40 Trägerlasten, eine Menge Geschützmunition und das viele von den Hülfsvölkern und Irregulären verschossene Pulver!

VIII.

Unser Leben in Tabora.

---

99 Tage mußte ich in Tabora weilen. War es auch eine schwere Zeit, so würde ich doch undankbar sein, wenn ich mich nicht auch an einige dort verlebte fröhliche Stunden erinnern wollte. Die ersten Tage meiner Anwesenheit verliefen schnell, sie waren ganz der Expeditionsarbeit gewidmet. Meist erst der Abend vereinte uns, den Stationschef, Kapitän Spring, Herrn Rindermann und mich.

Hier in Tabora kam ich zum ersten Mal seit Verlassen der Küste unter ein festes Dach. Ich hatte eine Arabertembe gemiethet, deren solche jetzt in Tabora eine ganze Anzahl leerstehen; auch die Kaiserliche Station hatte in einer solchen Wohnung genommen.

Eine Arabertembe bildet immer eine von der Umgebung getrennte, befestigte Niederlassung. Die meinige war von der der Station nur wenige Minuten entfernt. Beide lagen in Tabora's Centrum. Tabora besitzt viele solcher zerstreut liegenden Araberniederlassungen, deren jede außer einer oder mehrerer Arabertemben noch aus den Hütten der dazu gehörigen Wangwana — Gefolgschaft — besteht. Eine Arabertembe ist nach dem Muster der Eingeborenen-Tembe gebaut. Sie ist jedoch bedeutend fester und kleiner wie die Uniamwesi-Temben und nur für eine Familie bestimmt. Um einen kleinen viereckigen Hof schließt sich ein ca. 5 Meter hoher Wall,

in dem sich die kasemattenartigen Wohnräume befinden. In der Außenmauer, die aus sehr starken Steinen gebaut ist, befinden sich Schießscharten. Fenster giebt es nur in der Mauer, an der sich vorn die Veresa anschließt. Für Europäer ist daher eigentlich nur dieses eine mit Fenstern versehene Zimmer bewohnbar. Eine solche Tembe ist für Eingeborene im Sturm uneinnehmbar, und auch Europäer dürften sich ohne Geschütze an ihr die Köpfe einrennen. Außer der Stations- und meiner Tembe lagen noch in diesem Theile Tabora's diejenigen des Lieutenant Meyer, des Araber-Wali Sef ben Said, des Seva Hadji — Agenten Dossa und mehrere andere leere. Die Tembe des Lieutenant Meyer und die meinige hatten wir durch Telephon verbunden, damit wir bei unserem kranken Zustande uns schnell verständigen konnten.

Hier war auch der Markt, auf dem das ganze Leben Tabora's pulsirt. Damals besonders herrschte ein reges Treiben, da es die Zeit war, in der die Eingeborenen-Karawanen zur Küste zogen. Genau wie auf unseren Märkten bringen die Marktweiber ihre Lebensmittel dorthin. Um Uebertheuerungen und Betrügereien vorzubeugen, waren für die Gegenstände bestimmte Preise festgesetzt, und jeder Käufer oder Verkäufer machte sich strafbar, wenn das Bezahlte mehr betrug. In gewöhnlichen Zeiten hatte sich dieses vom Stationschef eingeführte Gebot wohl bewährt, sobald die Zeiten aber etwas unruhiger und die Konkurrenz dadurch geringer wurde, hörte die Möglichkeit, das Gebot durchzuführen, völlig auf. Die Preissteigerung ist in solchen Fällen sehr bedeutend. Am Nachmittage promeniren auf dem Marktplatze Männlein und Weiblein wie bei uns bei Promenaden-Concerten. Hier werden die Neuigkeiten ausgetauscht, hier werden alle Geschäfte abgeschlossen. Als Geld sind in Tabora Zeuge und Perlen in Umlauf. Zwei Armspannen eines mittelguten weißen Baumwollenstoffes, Bombay genannt, gilt als die Münzeinheit. Dieses Maaß, ein Dotti, hat einen Werth von ca. 3 Mark. Man versteht sich ausgezeichnet auf die Güte der Stoffe. Die schlechten oder besseren Stoffe kann man eigentlich nicht als Geld bezeichnen. Sie haben vielmehr

einen oft wechselnden Marktwerth. Als Kleingeld dienen Perlen von der Art, wie man sie auf europäischen Sophakissen zc. findet. Für 1 Dotti Zeug bekommt man 16 Fundo à 10 Ketti Perlen, deren Größe und Zusammenhang sich nach den Markt- und Modeverhältnissen richtet. Zu meiner Zeit bestand 1 Ketti aus 200 Perlen, und war eine Mischung aller Farben am beliebtesten. Die Mode ist es hier, welche auf die Finanzverhältnisse regulirend einwirkt; denn, droht die zu große Einfuhr eine Entwerthung herbeizuführen, so wird plötzlich eine gerade wenig vertretene Perlensorte modern und dadurch werthvoll. Diese Mode bei den Perlen ist um so eigenthümlicher, als diese hier lediglich die Bedeutung von Geld haben und nicht etwa auch gleichzeitig Tauschmittel im Sinne der Stoffe sind. Die Perlen werden von den Leuten hier gar nicht als Schmuck benutzt. Die Araber Tabora's sind Kaufleute en gros und en detail. Die jetzigen Araber nehmen durchaus keinen Anstand, mit einem Negermädchen um ein buntes Kleid zu feilschen. Hier in dem Karawanen-Knotenpunkte, wo jede Karawane sich mindestens einige Tage aufhält, und wo also in der Karawanenzeit immer viele Tausend Träger anwesend sind, muß der Detailverkauf auch großen Gewinn abwerfen. Das europäische „non olet“ wissen auch die Araber zu schätzen. Ihnen gehören eine große Zahl von Restaurationen mit Damenbedienung, um mich civilisirt auszudrücken. Schwarze Damen sitzen vor ihrer Hütte und suchen durch alle Evakünste die schwarze Lebewelt an sich zu locken. Der Duft der Pombe, die hier in Tabora ganz besonders schön sein soll, unterstützt die Lockungen, und bald ist die Hütte mit lustigen Zechern angefüllt. Mit schwerem Kopfe, an Hab und Gut aber oft so erleichtert, daß er für keine andere Hebe mehr verlockend erscheint, verläßt der schwarze Jüngling wankend die Hütte. Afrika wird eben civilisirt!

Interessant war es immer für mich, auf meiner Veranda sitzend, das verschiedenartige Volk zu beobachten. Hier gehen zwei in schöne weiße Araberhemden gekleidete Neger spazieren; es sind Haussklaven eines Arabers oder auch gewöhnliche Küsten-

leute, die ihren Sonntagsnachmittags-Ausgehanzug spazieren tragen. Dort geht ein Trupp Waschensi — Wilde —, wie die Landeseinwohner stets von den eingewanderten oder auch nur durchziehenden Küstenleuten genannt werden. Man erkennt sie sofort, ebenso wie bei uns in der Stadt einen Dorfbewohner. Ihre Kleidung besteht zumeist aus zwei, je eine Armspanne langen Stücken Zeuges. Das eine, das Kikoy, wird um die Hüften geschlungen und dadurch festgehalten, daß vorn eine Wulst gedreht wird. Für solche Kikoy sind besonders die theuren, bunten Stoffe beliebt und die Sehnsucht eines jeden Negers geht nach einem solchen bunten Tuche. Die andere Armspanne weißen Zeuges wird um die Schultern geschlungen. In dem civilisirten Tabora fürchten sich auch die Frauen nicht mehr so, wie in den Eingeborenen-Dörfern. Am Nachmittage nach gethanem Tagewerke sieht man sie kichernd und schäkernd herumspazieren. Auch sie legen auf die Kleidung einen großen Werth. Ist es hier in Tabora auch noch nicht so weit gekommen, wie in Sansibar, wo kein Mädchen ein Muster haben will, das sie schon irgendwo gesehen hat, so sind die Damen doch sehr wählerisch, und beim Einkauf wird manches Muster als veraltet entrüstet zurückgewiesen. Auch sie kleiden sich mit zwei Stücken Zeug und zwar in einer höchst dezenten und malerischen Weise. Die beiden Stücke haben die doppelte Breite der für die Männer üblichen Stoffe, das eine wird unter den Armen über die Brust und um den Leib gehüllt und wie bei den Männern befestigt, sodaß vom ganzen Körper nur Kopf, Schultern und Arme entblößt sind. Das zweite Stück Zeug wird togaartig verwandt, indem meist eine Schulter sichtbar bleibt.

Sieben Wochen meines Aufenthaltes war ich an's Krankenbett gefesselt. Kapitän Spring war es, der die ersten Tage mich in rührender Weise wie eine Mutter pflegte, in jener Zeit, wo eine Entzündung der Wunde mir sofortigen Tod gebracht hätte. Später war es dann mein braver Abdul Hamid, der wie im Kampf auch am Krankenlager nicht von mir wich. Wohl dem, der im inneren Afrika eine so treue, brave, schwarze Seele findet! Die Behandlung meiner Person hatte Herr Dr. Schwesinger übernommen,

während meiner vielen verwundeten Soldaten sich Herr Rindermann auf das Liebenswürdigste annahm. Er fand Zeit, neben seinen Berufsarbeiten — Aufnahmen — nicht nur meine Leute zu verbinden, sondern auch noch viele Leute aus Tabora, die Hilfe suchend sich an ihn wandten. Herr Rindermann war allerdings ein Laie auf dem medizinischen Gebiete, doch hat seine glückliche Hand ihm das fehlende Studium ersetzt. Diese Hilfe war uns Allen um so willkommener, als das Kaiserliche Sanitätspersonal in Tabora im höchsten Maße durch schriftliche Arbeiten in Anspruch genommen war.

Als ich in der Genesung war und mir Manches mangelte, was in solchem Zustande zuträglich ist, war es die Missionsstation Urambo, welche dem Mangel abhalf. Mrs. und Mr. Shaw leben seit Jahren in Urambo und standen mit uns in Tabora in brieflicher Verbindung. Der junge Sultan Tukumoto, ein Sohn des großen Mirambo, wird jetzt in ihrem Hause erzogen.

Eine kleine Abwechselung in das tägliche Leben brachten die Besuche mit sich. In dieser Beziehung ist es üblich, den Arabern gegenüber ein offenes Haus zu haben. Ein Araber wird nie an der Tembe eines Europäers vorbeigehen, ohne ihn zu begrüßen; Kaffee oder Limonade müssen dann bereit sein.

Reges Leben herrschte nach dem zweiten Kampfe am 6. und 7. August in meiner Tembe. Wie ein Lauffeuer hatte sich in Tabora verbreitet, welchen Antheil an den Ereignissen mir das Schicksal zugewiesen hatte, und die Araber kamen nun in ihren Saatsgewändern, ebenso die beiden Inder, und die Sultanin Bibi Niasso, um mir ihren Dank abzustatten.

Sehr komisch war der Antrittsbesuch, den mir die Bibi Niasso machte. Am 3. August hatte der Stationschef die vielleicht zwei Stunden entfernt wohnende Dame in Begleitung des Araber-Wali abgeholt, und dann festlich in ihr neues Amt eingesetzt.

Ich hatte dieser Feier nicht beigewohnt, und die Dame, die nun auf dem Papier Sultanin eines der größten Reiche Deutsch-Ostafrikas war, kam zur Abstattung ihres Antritts-

besuches zu mir. Geleitet von dem Araber-Wali, bewegte sie sich in langsamer Prozession auf meine Tembe zu. Ich saß gerade und trank meinen Nachmittagskaffee. In wenigen Augenblicken war meine ganze Veranda angefüllt, und Massen Volkes standen außerhalb derselben herum. Die Sultanin, ebenso der Araber-Wali erhielten Stühle, die anderen kauerten sich in üblicher Weise auf die schönen Matten hin. Ich kannte die Bibi Niasso schon von meinem Marsche her, da ich ihr Dorf seiner Zeit berührt hatte. Die schon in reiferes Alter getretene Dame hatte ihre Tage, an welchen sie durchaus nicht häßlich aussieht. Damals hatte aber die Aufregung der letzten Tage ihren äußeren Reizen sehr Abbruch gethan. Nach den üblichen Begrüßungen wurde Kaffee herumgereicht, und ich bot ihr auch ein Stück eines trefflichen, von mir gebackenen Kuchens an. Ich hatte damals noch keine besondere Uebung in dem Empfange solch schwarzer Potentaten und reichte ihr den ganzen Kuchenteller hin. Kaum traute ich aber meinen Augen, als sie, nachdem sie ein Stückchen gekostet hatte, sich gleich noch ein zweites nahm und dann ihrer Begleitung ein Stück nach dem anderen reichte, so daß der Teller, ehe ich mich von meinem Schreck erholen konnte, völlig geleert war. Doch man mußte gute Miene zum bösen Spiel machen; um mich aber zu rächen, deutete ich auf ihre kleinen Füße, mit denen sie fortwährend kokettirte, und deren Schönheit durch eine große Zahl um die Knöchel geschlungener Fußbänder erhöht werden sollte; ich sagte ihr, daß es mein sehnlichster Wunsch sei, als Andenken an die geschätzte Person der Sultanin eine Anzahl dieser schönen Fußringe zu besitzen. Sie willfahrte auch meinem Wunsche und ließ sich von ihrem ersten Minister einige Fußringe lösen, welche sie mir holdselig lächelnd übergab.

Der 31. Juli wurde in Tabora festlich begangen; es war der Geburtstag des Herrn Lieutenant Meyer, der nach alter, guter deutscher Sitte nicht ungefeiert vorübergehen durfte. Kapitän Spring gebührt die Ehre, das Fest zu einem solchen gestaltet zu haben, wie es das Innere Afrika's in gleicher Weise kaum bisher gesehen haben dürfte. Ganz Tabora wußte, daß heute der Sikkuku des Mbana

Meyer war. Die festlich geschmückte Berasa desselben vereinte zum Festmahle den Stationschef, Herrn Rindermann und uns drei Antisklaverei-Beamte. Eine kunstvoll ausgeführte Speisekarte kündete uns die kommenden Genüsse an. Diese lautete:

Tabora, Sonntag, den 31. Juni 1892.

Zur Geburtstagsfeier des Herrn Lieutenant Ludwig Meyer.

Menu.

Kraftbrühe von Huhn.
Sardinen in Oel, geröstetes Brot.
Cocktail, Zimmetplätzchen.
Sardellenbrötchen.
Reis und Kurry.
Spargel ohne Beilage. (Siehe Scheibler, Kochbuch 641.)
Entenbraten, junge Erbsen.
Omelette.
Kalte Zunge und Selleriesalat.
Hühnerfricassée.
Hammelbraten.
Champignons, Mohogo, Mapera-Compot.
Torte, Weinsauce, Rädergebackenes.
Früchte.
Kaffee, Cognak, 1862er aus der Friedrich Krupp'schen Kellerei.

Musik während des Essens,
ausgeführt von der Graf von Schweinitz'schen Expeditions-Kapelle.

Jeder der Herren Gäste ist angewiesen, zur Verherrlichung des Festes und zur Hebung der allgemeinen Stimmung von seinen eigenen Weinen seinen Bedarf mitzubringen.

Dem Kapitän Spring hatten wir zu danken, daß die Qualität der Speisen auch der Quantität entsprach. Der Abend entwickelte sich zu einem Volksfeste, indem wir ein Feuerwerk abbrannten, das selbst den in dieser Beziehung verwöhnten Arabern imponirte. Wir

hätten uns ganz der Fröhlichkeit hingeben können, wenn nicht die Gewehre der Araber, ohne die sie in diesen Zeiten, zumal am Abende, nicht auszugehen wagten, uns daran erinnert hätten, daß wir ja im Kriege lebten.

Viel Angenehmes hat Tabora uns nicht gebracht; an Etwas denke ich aber immer noch mit ganz besonderer Freude zurück, nämlich an meinen Mtoto, den mir Tabora geschenkt hatte. Als ich krank im Hofe der Station lag, wurden in den glücklichen Kämpfen Meyer's viele Weiber und Kinder zu Kriegsgefangenen gemacht. Diese waren, wenn sie nicht arbeiteten, auf dem Hofe untergebracht, und meinen Augen nur durch eine Zeugwand entzogen. Die Kinder führten ein wenig angenehmes Dasein. Ihrer hatte sich auch schon mein treuer Pfleger Abdul Hamid angenommen, indem er den armen, oft vor Kälte zitternden nackten Würmern einen Fetzen Zeug gab. Um diese Kinder unterzubringen, stellte der Stationschef einen als Boy bei sich an und einen übergab er mir. Der mir so übergebene Junge hieß Majombo, war aber nur unter dem Namen Mtoto bekannt, auf deutsch „Kind". Bei der Erziehung dieses ganz verschüchterten und natürlich heruntergekommenen Jungen ging ich ganz systematisch vor. Die erste Zeit ließ ich ihn völlig ungestört und sorgte nur für sein körperliches Wohlbefinden, indem er Kleidung, Schlafstelle und Essen erhielt, bis er die Angst und Scheu vor mir verlor. Wochenlang habe ich ihm keine besonderen Dienstleistungen aufgetragen. Der kleine Junge beobachtete aber Alles sehr scharf und hatte es sehr bald heraus, was und wie es die anderen Boys machten. Schwierigkeiten hatte er anfänglich durch seine Nichtkenntniß des Kisuaheli, doch lernte er es bei dem, den meisten Negern eigenthümlichen Sprachtalente sehr schnell. Nachdem ich mein Krankenlager verlassen hatte, dauerte es auch gar nicht lange, bis er mir ohne Aufforderung allerhand Boydienste verrichtete. Der Junge hatte das Gefühl der völligen Zugehörigkeit zu mir gewonnen. Der gewöhnliche Boy ist meist ein ausgezeichneter Diener. Ein wirkliches Gefühl treuer Anhänglichkeit an eine bestimmte Person wird er aber kaum gewinnen. Um dies zu erlangen, muß er das

Gefühl der absoluten Abhängigkeit, wie es der Sklave zu seinem Herrn hat, besitzen. Wenn ich dem Jungen auch oft erzählte, daß er völlig frei sei, so fühlte er es doch gewissermaßen als sein gutes Recht als Kriegsgefangener, mich als seinen Herrn betrachten zu können.

Als ich Tabora verließ, frug ich ihn, ob er dort zurückbleiben wollte, aber davon mochte er nichts wissen, und sein Wunsch war, mit mir zu ziehen. Der kleine Bengel war in der ganzen Karawane bekannt und beliebt. Er hielt sich für die erste Person nach den Europäern, und es war komisch, anzusehen, wenn der Junge einen fast doppelt so großen Träger ausschalt. Wenn ein solcher irgend Etwas, das der Mtoto für richtig hielt, nicht thun wollte, zerrte er ihn zu mir. Halb ärgerlich, halb lachend über den Knirps, folgte dieser dem Jungen. Wenn die Leute auf dem Marsche mir nicht schnell genug Platz machten, so hieb er kräftig um sich. Eine komische Scene erlebte ich mit ihm in Masali, nicht weit vom Viktoria-See. Ich sitze vor meinem Zelte; da kommt der Mtoto angestürzt und erzählt mir ganz aufgeregt, daß in dem Wasser, das uns zum Trinken diente, ein Träger sich bade. Als ich mit dem Mtoto dahinging, lief er voran, und ich kam gerade noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie er mit einem langen Stocke unbarmherzig auf einen in dem einer Pfütze gleichenden Wassergraben stehenden Neger einhieb. Die Situation war so komisch, daß wir uns Alle, trotz der an sich ja recht bedauerlichen Begebenheit, des Lachens nicht erwehren konnten. Die Reinlichkeitsliebe der Neger hatte sich hier einmal von der unangenehmeren Seite gezeigt. Der Neger liebt ein Bad ungemein. An der Küste, am See und an Flüssen wird er täglich sein Bad nehmen. Er schätzt diese Wohlthat so hoch, daß vielfach die Reinlichkeit seines äußeren Körpers auf Kosten der des inneren geht, und es ist nichts Seltenes, daß man im Innern auf dem Marsche die Leute, in ihren eigenen Trinkwassertümpeln badend, vorfindet. Im Allgemeinen war daher auch der erste Posten, der ausgesetzt wurde, der am Trinkwasser, nur an jenem Tage war dies vergessen worden.

Ich hatte den Mtoto bald daran gewöhnt, mir zu erzählen, was ihn bewegte. Jeden Abend kam er dann und erzählte mir den Lagerklatsch. Durch ihn habe ich manch' tiefen Blick in das Negerleben thun können. Auch aus seiner Vergangenheit erzählte er mir Manches. Er hatte, so jung er war, schon manches Land durchzogen, da sein Vater anfänglich Elfenbeinhändler war, bis er sich zur Ruhe setzte und Muniampara — Minister — der Sultanin Mlembeli, wurde. Hier ereilte die Familie ihr Schicksal. Die Residenz der Sultanin wurde im Kriege gegen Sicki auf Befehl der Kaiserlichen Station vom Lieutenant Meyer, der hierbei verwundet wurde, gestürmt. Die ganze Familie des Muniampara hatte fliehen können, ihn, den Mtoto, der durch die Flucht seiner Verwandten nun für immer verwaist war, hatte das Schicksal mir zugeführt. Wenn man sieht, wie schnell die jungen Negerkinder ihr altes Heim vergessen, wie Heimweh bei ihnen kaum vorkommt, so könnte man sie leicht für herzlos halten. Doch möchte die Schlußfolgerung zu hart sein. Ein Negerkind entwickelt sich sehr schnell, und ein solcher fünf- bis siebenjähriger Junge steht geistig in der Regel weit über den europäischen gleichaltrigen Kindern. Kann man sich also wundern, daß jene in dem Fernsein von der Heimath so frühzeitig nichts finden und sich so benehmen, wie sich unsere europäische Jugend ja auch, wenn auch in einem höheren Alter, benimmt? Diese Eigenthümlichkeit der schnellen geistigen Entwickelung arbeitet ja auch so sehr der Sklaverei in die Hände. Die Kinder sind meist noch so jung, daß sie aus diesem Grunde die Heimath schnell vergessen, oder schon so klug, daß sie sich leicht in das, was nicht zu ändern ist, fügen. Durch das murrenlose Fügen in das Unvermeidliche zeichnet sich überhaupt der Neger vor uns aus. Ein zum Tode verurtheilter Neger zuckt kaum mit der Wimper. Eine gestern im Kriege gefangene Frau fühlte sich heute schon als Frau dessen, der sie gefangen hat. Der Neger sieht Alles mehr als eine Schickung des Himmels an. Rache ist daher auch etwas wenig Bekanntes. Während in früher Jugend indessen ein Negerkind dem europäischen geistig überlegen ist, so tritt später bei ihm sehr schnell

ein Stillstand ein; leider so schnell, daß die Zeit, in welcher es entwickelungsfähig ist, zu gering bemessen erscheint, um es auf die geistige Höhe zu bringen, wie man es anfänglich vielleicht geglaubt hatte. Diesen Stillstand habe ich bei meinem Mtoto nicht mehr erleben brauchen, und habe ich an ihm bei seiner Erziehung daher nur angenehme Resultate erzielt. Er hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, in mir ein günstiges Urtheil über unsere schwarzen Mitbrüder zu erwecken.

IX.

Nach dem Viktoria-See.

Inbrünstiger kann wohl kaum Jemand dem Himmel für eine Gnade gedankt haben, als wir am 1. Sept. 1892 dies thaten, nachdem wir die Fesseln Tabora's gebrochen hatten. Unser langer Aufenthalt, das lange Krankenlager, die vielen Gemüthserregungen mannigfacher Art auf dem Kampfplatz und in der Station, das Alles hatte uns geradezu erschlafft. Gewaltsam mußten wir uns aufraffen, um den als richtig anerkannten Abmarsch auch auszuführen. Sehr zu statten kam es uns dabei, daß der Sewa Hadji-Agent in hervorragender Weise uns bediente. Am 25. August faßten wir den Entschluß, die Stadt Tabora zu verlassen und am 26. bereits hatte der Agent die Träger zur Stelle, so daß wir abmarschiren konnten. Immerhin war es aber noch nöthig, einige Tage in jener Gegend zu verweilen, um den Eindruck zu beobachten, den unser Aufbruch auf Freund und Feind machen würde. Es galt, zu zeigen, daß Sicki gar nicht so gefährlich sei, wie dies vielfach angenommen wurde und bezogen wir daher etwa $1^1/_2$ Stunde von der Kaiserlichen Station entfernt ein offenes Lager. Der Führer der Belgischen Antisklaverei-Expedition, Kapitän Long, und einer seiner Offiziere, Lieutenant Duvivier, verlebten noch den letzten Nachmittag in unserem Lager, und dann konnte nichts in der Welt uns noch aufhalten, dem Orte unserer 99 tägigen Qual den Rücken zu

kehren. Schwere Sorge bewegte uns Alle; hatten wir doch in Tabora unsere beste Kraft gelassen. Dieser Platz hatte uns unsere besten Leute geraubt, und die Europäer hatten ebenso dort Manches eingebüßt. Dennoch sollte die Lösung unserer eigentlichen Aufgabe erst beginnen. Welche großen Unkosten hatte uns die Kaiserliche Station verursacht! Wir hatten sie zu vertreten. Würde wohl die Regierung die von ihrem Beamten hier eingegangenen Verpflichtungen und gemachten Versprechungen erfüllen?

Das Bewußtsein aber, unsere Pflicht gethan zu haben, die Freude über die militärischen Erfolge der Deutschen Antisklaverei-Truppen, die innerhalb des ihr angewiesenen Rahmens stets durchgreifend aufgetreten waren und durch ihre tadellose Haltung einen wohlthuenden Einfluß auf die anderen Truppen ausgeübt hatten, sowie die Gewißheit, daß die Deutschen Antisklaverei-Unternehmungen hier jedenfalls einer Kaiserlichen Regierung nicht unwesentliche Dienste geleistet hatten, Alles das ließ uns allmählich etwas aufleben und vermochte uns wieder heiterer zu stimmen. Je mehr Raum wir zwischen uns und der Kaiserlichen Station brachten, um so wohler wurde uns. Unser Marsch ging zunächst durch das waldreiche Uniamwesi. Allein, soviel Wald sich auch hier vorfindet, so gewährt er doch infolge seiner Schattenlosigkeit keine Freude; kein grünes Blättchen war weit und breit zu sehen. Die dürftigen Bäume, die selbst zur grünen Jahreszeit nur sehr geringen Schatten spenden, boten jetzt fast gar keinen.

Nach Norden zu folgt Ussukuma, welches sich bis an den Viktoria-See ausdehnt. In diesem Lande giebt es gar keine Waldungen; Tage, ja Wochen lang kann man wandern, ohne einen Baum, ohne einen Strauch zu erblicken. In den Grenzgebieten dieser beiden Länder ist der Affenbrotbaum sehr vertreten. Während man diesen Baum sonst meist nur vereinzelt antrifft, kommt er hier in Waldungen vor; von Waldungen kann man mit Recht bei diesen Riesenbäumen sprechen, wenn auch die einzelnen Stämme ein oder mehrere Hundert Meter von einander entfernt stehen. Durch die Verschiedenheit in der Vegetation sind auch die Be-

wohner dieser beiden Nachbarländer in ihrer Entwickelung verschieden beeinflußt worden. Das mit mächtigen Waldungen bedeckte Uniamwesi-Land hat seinen Einwohnern die Herstellung von äußerst starken Wohnplätzen ermöglicht. Die großen Sultane des Landes haben sich festungsartige Residenzen hergestellt, die den eingeborenen Nachbarn gegenüber als uneinnehmbar gelten können. Diese festen Plätze gaben dem Volke eine große Sicherheit, und da das Land ihm auch das, was es zu seinem Leben brauchte, im Ueberfluß bot, konnte es sich einer behaglichen Ruhe hingeben. Die Leute hatten nicht nöthig, Fremden gegenüber sich mißtrauisch zu zeigen und nahmen sie daher stets freundlich auf.

Als die Araber ihre Handels-Operationsbasis von der Küste nach dem Innern verlegten, hätten sie für dieselbe kein günstigeres Gebiet finden können als Uniamwesi; in dem mächtigsten der Wanjamwesi-Sultanate, — Uniamjembe — wurden sie freundlich aufgenommen und gründeten Tabora.

Den Wassukuma hingegen war es nicht möglich, sich solche festen Plätze zu errichten. Mit einigen oft von weit her geholten Stangen bauten sie sich dürftige Hütten, deren einziger Schutz Euphorbien- — Wolfsmilch- — Hecken bilden. Das, was diese Wohnplätze an Festigkeit einbüßten, mußten die Leute durch ihre persönlichen Eigenschaften ersetzen. Ununterbrochen mußten sie vor ihren Nachbarn auf der Hut sein, und keiner Ruhe konnten sie sich hingeben. So wurden oder blieben sie ein kriegerisches und mißtrauisches Volk, das Fremde ungern bei sich sah. Hier war daher der Platz, wo sogar in den friedlichen Zeiten, vor Beginn einer europäischen Herrschaft, von den alten Afrika-Reisenden oft Kriege geführt werden mußten. Die Eingeborenen haben es aber verstanden, dem Einflusse Fremder, vor Allem dem der Araber, Widerstand zu leisten. Ihre alte Negerkultur begegnete keiner fremden und hat sich daher erhalten. Während bei den Wanjamwesi die eingedrungene Kultur einen Niedergang der einheimischen herbeigeführt und einen Rückgang in den Neger-Industrien verursacht hat, findet man in Ussukuma noch schöne industrielle Erzeugnisse. Vor Allem haben die

Flechtarbeiten eine hohe Vollkommenheit erreicht. Diese zumeist zur Aufbewahrung des Eingeborenen-Bieres dienend, sind wasserdicht und zeigen einen Formenreichthum und eine Fülle schöner Ornamente, die auf einen noch nicht verdorbenen Schönheitssinn schließen lassen.

In dem nördlichen Theile des Uniamwesi-Landes liegt eins der größten Sultanate, Ussongo. Der Sultan dieses Landes — Mitinginia — ist schon seit vielen Jahren ein Freund der Europäer. Dem Mr. Stokes verdanken wir diese Freundschaft. Wie überall dort, wo Mr. Stokes Eingeborene als Freunde braucht, hat er es auch hier verstanden, sich solche zu erringen. Er erreicht dies durch eine Verbindung der beiderseitigen Interessen, ein Mittel, das man in Europa als ein allgemein übliches ansieht, das aber in Afrika eigenthümlicher Weise meist vergessen wird. Stokes hat hier in Ussongo eine Niederlassung, auf der er einen schwarzen freien Amerikaner — für einen solchen wenigstens giebt derselbe sich aus — als Verwalter hält. In einem Grenzdorf Ussongo's residirt eine Frau Mitinginia's. Sehr freundlich empfing uns diese Dame bei unserem Einmarsch. Es war ein idyllisches Bild, das sich uns an diesem Nachmittage in unserem Lager bot. Die Sultanin mit ihren Kindern war uns besuchen gekommen und saß mit an unserem Tisch. Sie belustigte uns sehr durch ihre harmlose Fröhlichkeit, und als sie schließlich in lustigster Laune dem Lieutenant Meyer die Brille nahm und sich dieselbe aufsetzte, war das Bild einer von ihren Schützlingen umgebenen Mädchen-Pensionsdame unverkennbar. Die kleinen Töchterchen, von denen das eine schon ein Backfisch war, hatten niedliche Gesichtchen. Hier gewannen wir so recht den Eindruck, das wir ein zufriedenes Völkchen vor uns hatten, dem eine lange Friedenszeit herzlich zu wünschen war.

Am Tage darauf zogen wir in Mitinginia's Residenz ein. Hier kam es mir so vor, als ob ich zu einem wohlhabenden, braven, deutschen Bauern, der sich schon lange auf eine seltene Einquartierung gefreut hat, in's Quartier kam! Ich dachte hier so recht an meine Manöverzeit zurück!

Mitinginia weilte lange bei uns und überhäufte uns mit Geschenken. Man sah ihm deutlich die Freude an, welche ihm das Schenken bereitete. Beim Abschied sogar überließ er mir noch eine Herde Schafe. „Bei anderen Sultanen magst Du kaufen, von mir mußt Du sie als Geschenk annehmen," sagte er mir. Mitinginia thut den Deutschen Alles zu Liebe, was er nur kann; möchte er dauernd Freude und Nutzen davon haben.

Im höchsten Grade charakteristisch war die Antwort, die Mitinginia gelegentlich gab. Er erzählte uns, daß er seinen Sohn in den Wald gesandt habe, um Regen-Daua zu machen, d. h. durch Zaubermittel Regen herbeizuführen. Als Mitinginia nun gefragt wurde, ob er daran glaube, daß nach solcher Daua Regen käme, erwiderte er verschmitzt: „Natürlich, ich lasse nur Regen-Daua machen, wenn ich genau weiß, daß Regen eintritt." Oft stellt man sich die Neger wohl mit dem unsinnigsten Aberglauben behaftet vor. Dem ist jedoch durchaus nicht so. Ihr Aberglauben dürfte kaum größer sein, als der unsrige und kommt hauptsächlich bei den unteren Klassen in kindlich naiver Weise zum Vorschein. Wenn Europäer in der Sylvesternacht Blei gießen, soll es ein harmloses Spiel sein, wenn aber der Neger mit seinen kleinen Mittelchen sich die Zukunft zu enthüllen sucht, soll das ein kindisches Unterfangen sein! Der Neger sowohl als der Europäer lacht gewöhnlich über solche Versuche, die Zukunft zu erfahren, und doch können beide sich nicht ganz dem eigenthümlichen Einflusse, den ein Orakelspruch bewirkt, entziehen. Die Neger der oberen Klassen, die sich auch kaum den Einflüssen der Zauberei ganz werden entziehen können, denken aber sehr frei über dieselben; sie bedienen sich der Zauberei meist nur als Mittel, um auf die unteren Klassen einzuwirken und Einfluß zu gewinnen. Der Schwarze, der keine Philosophie hat, dem die Religion in unserem Sinne fehlt, bedarf auch eines gewissen Haltes, eines Vertrauens. Eines Tages kam z. B. ein ganzer Trupp Träger an; er bat um Daua gegen die Wahehe und die wilden Thiere, da er am nächsten Tage eine unruhige Gegend zu durchschreiten hatte. Es fehlte ihm hier eben die moralische

Kraft, die dem Araber der Glaube an sein Kismeth giebt; einige Saccharin-Pillen mit dem Bemerken, daß, wenn Mungu — Gott — mit ihnen zufrieden sei, die Pillen sie beschützen werden, ersetzte ihnen dann jene fehlende Kraft, und mit dem Gefühl der Sicherheit haben sie ohne Zweifel jene unruhige Gegend durchzogen. Manch' spöttisches Gesicht habe ich bei Europäern gesehen, wenn sie die Muscheln und Hölzchen betrachteten, mit denen sich die Neger geschmückt hatten, und die sie als „Daua" priesen. Hier ist eben Daua weiter nichts als „Andenken", „Talisman". Freuen sollte es uns, wenn wir sehen, daß z. B. ein Mniamwesi einen Halsschmuck, bestehend aus einer geschliffenen dreieckigen Muschel, pietätvoll von Generation zu Generation bewahrt und in Ehren hält!

Von Ussongo ging es dann weiter nach Massali, wo der junge 12jährige Sultanssohn die Honneurs machte. Hier wurde mir Manches über die Staatseinrichtungen erzählt. Jeder Eingeborene hat die Pflicht, sich ein Feld anzubauen, und zwar von einer Größe, daß er und seine Familie davon ernährt werden können. Außerdem hat er aber auch die Pflicht, dem Vorsteher des Dorfes, dem Mtongi, Feldarbeit zu verrichten. Hierdurch erhält der Mtongi eine größere Menge an Lebensmitteln. Von diesen bestreitet er die Geschenke, wenn nicht besonders große die Requisition bei seinen Unterthanen nöthig macht. Vor Allem aber bilden diese Lebensmittel einen Fond, aus dem Leute, die infolge irgend welcher Verhältnisse ihren Lebensunterhalt verloren haben, ernährt werden. Armuth giebt es im eigentlichen Sinne nicht; vermag der Eingeborene sich seinen Lebensunterhalt nicht zu erringen, so findet er Unterstützung bei seinem Dorfältesten. Käme es jedoch vor — so versicherte man mir —, daß einer sein Gut aus Leichtsinn öfters verschwendet und dann den Aeltesten um Lebensmittel angehe, so würde er einfach ausgewiesen werden. Vielleicht nimmt ihn dann ein anderes Dorf an, bessert er sich aber nicht, so würde ihm die Aufnahme fernerhin auch dort versagt, und beim Stehlen ergriffen, würde er dann sehr bald erschlagen werden. Es soll aber äußerst selten vorkommen, daß einer nicht seine nöthigen Lebensmittel produzirt und sie verwaltet.

Ebenso wie jeder seinem Dorfältesten Dienste leisten muß, so muß er es auch seinem Sultan. Hier ist daher die Anhäufung von Lebensmitteln auch eine bedeutende: in den Sultanstemben sieht man mächtige, bottichartige Gefäße, oft von mehreren Metern im Durchmesser, in denen Mtama — Hirse —, oder Bohnen, oder Mais aufbewahrt werden. Der Sultan hat dann die Verpflichtung, für ein Dorf, das etwa in Noth gerathen, zu sorgen. Durch dieses System erreichen es die Leute, daß viel mehr produzirt, als gewöhnlich gebraucht wird, und diesem Umstande ist es zu verdanken, daß sie immer noch so verhältnißmäßig gut die Hungersnoth überstanden hatten. Sowohl der Sultan wie der Dorfälteste verfügen rücksichtslos über die Arbeitskräfte der Untergebenen, wenn es sich um Bauten oder sonstiges handelt, das für das Gemeinwohl in Betracht kommt. Es wurde mir versichert, daß es kaum vorkäme, daß Leute sich von diesen Arbeiten zu befreien suchten. Auch hier würde mit einem Mann, der sich dauernd renitent zeigt, nicht viel Federlesens gemacht werden. Er würde ausgestoßen werden und somit der baldigen Vernichtung anheimfallen. Diebstahl wird in der Regel mit Geld, d. h. mit Ziegen bestraft, Mord dagegen stets mit dem Tode. Hierüber entscheidet der Sultan meist ohne Gericht. In zweifelhaften Fällen wird „Daua" gemacht, d. h. es wird zu einem Gottesurtheil geschritten, bei dem oft schwere Gifte verwandt werden und dessen Ausgang natürlich in den Händen des Zauberers liegt. Die Flucht eines Mörders sucht man dadurch zu verhindern, daß man für den Entflohenen stets den nächsten Anverwandten desselben verantwortlich macht und eventuell tödtet. Man hört so oft von der moralischen Verkommenheit der Neger sprechen, denen Stehlen und Lügen zur zweiten Natur geworden seien. Dort, wo die Neger noch nicht von der europäischen Kultur verdorben sind, ist dies Urtheil aber ganz unzutreffend, selbst wenn sie Europäer vielfach belügen. Wie die Kinder Erwachsene belügen, weil es eben Personen sind, die über ihnen stehen, so belügt auch der Neger den Europäer, oft sogar entspringt die Lüge blos aus der Höflichkeit; es ist eine conventionelle Lüge. Vielfach habe ich die

Antwort erhalten, wenn ich einem Neger eindringlich wegen einer Lüge Vorhaltungen machte, daß er geglaubt hätte, mir durch jene Antwort eine Freude zu bereiten. Meistentheils überlegt er sich gar nicht die Sache, um die er befragt worden ist, sondern nur dasjenige, was wohl der Frager am liebsten hören würde. Es ist eine kindlich harmlose Auffassung, welche dem Europäer wohl recht unbequem ist, die aber durchaus nicht ihren Grund in einer moralischen Verkommenheit zu haben braucht. Wie aus einem Kinde, wenn es auch die Erwachsenen oft belogen hat, ein moralisch ganz tüchtiger Mensch werden kann, so braucht auch uns diese Eigenschaft nicht an der moralischen Entwickelung des Negers verzweifeln lassen.

Ohne großen Aufenthalt ging es alsdann in ziemlich starken Märschen weiter; manch' tüchtigen Sultan habe ich noch kennen gelernt, aber auch Gelegenheit gehabt, den Wassukuma von seiner ungünstigen Seite kennen zu lernen.

Das Wassukuma-Volk hat einen guten Kern, möchte nur dieser nicht durch zweckloses Kriegführen verdorben werden. Hier vor Allem heißt es, die Missionare vorgehen lassen. Sie sind in der Lage, des Volk zu zähmen und in seiner Eigenart zu erhalten. Militärstationen könnten es wohl unterjochen, würden aber dadurch nur den Ruin desselben verursachen.

Nach 21 tägigem Marsche sahen wir den Viktoria-See vor uns. Sein Anblick ließ uns den Rest der Tabora-Trübsalen vergessen und fröhlichen Herzens zur Durchführung unserer Aufgabe schreiten.

X.

Am Ukumbi-Golf.

Der Ukumbi-Golf, ein schmaler, tiefer Einschnitt, theilt das Südufer des Viktoria-Sees in zwei Theile, deren Verschiedenartigkeit im höchsten Maße auffallend ist. Der westliche Theil wird von dem bekannten Sultan Roma, der sich bei Stanley's erster Ankunft am See schon unliebsam bemerkbar machte, beherrscht. Auf ihn komme ich an anderer Stelle zu sprechen. In der östlichen Hälfte wohnt, wie schon früher erwähnt, das Wassukuma-Volk. Hier am Viktoria-See hat dieses Volk seine ursprüngliche Eigenart verloren. Die Einflüsse der arabischen und europäischen Kultur haben ihm seine Widerstandskraft geraubt, und nur noch Reste seines Nationalcharakters treten in die Erscheinung. Von dem Ukumbi-Golf strahlt nach allen Seiten hin die eingeführte Kultur aus, ähnlich wie seiner Zeit von dem entgegengesetzten Punkte am Nordufer die Kultur der Waganda ausstrahlte. Innerhalb dreier winziger, am Ukumbi-Golfe gelegenen Sultanate liegen nur wenige Stunden von einander entfernt die Missionsstation Ukumbi, das an die Deutsche Antisklaverei seiner Zeit vermiethete Missionsgebäude Niegesi, die Kaiserliche Station Muansa und eine Niederlassung des Mr. Stockes. Daß diese vier in ihrem Wesen und Zwecke so sehr verschiedenen Niederlassungen sich so nahe zusammengefunden haben, obwohl in Afrika Europäer

auf einander wie gleichartige Magnetpole wirken, zeigt, wie günstig dieser Strich Landes gelegen ist. Leider aber erwachsen dem Lande hieraus nicht die Vortheile, welche man erwarten sollte. Dieser in seiner Eigenart gebrochene Theil des Volkes, welcher den fremden Einflüssen moralisch und physisch nicht mehr entgegenzutreten vermag, ist für den Einfluß einer Mission so weich, wie ein afrikanisches Volk nur sein kann. Ukumbi hat sehr segensreich gewirkt; seine Erfolge würden aber noch größere sein, wenn seine Thätigkeit nicht zu sehr durch andere Einflüsse gehemmt würde.

Wie so mancher vor mir, wurde auch ich von der Mission Ukumbi auf das Freundlichste willkommen geheißen. Sie bietet, wie alle unsere afrikanischen Missionen, einen reizenden Anblick. Malerisch gelegen, sauber mit den vorgefundenen Mitteln gebaut, umgeben von Plantagen aller Art, übt sie auf ein abgehetztes Menschenkind einen wohlthuenden Einfluß aus. Was die Mission für mich zu thun in der Lage war, wurde von ihr gethan. Auf ihrem Gebiete errichtete ich die provisorische Werft und baute die Segelboote. Meinen sämmtlichen Arbeitern gewährte sie während meiner Fahrt nach dem Westen Unterkunft und stand uns Allen mit Rath und That zur Seite. Bei meiner Rückkehr vom Westen fand ich den Bischof, Monseigneur Hirth, vor. Es war für mich ein Genuß, den klugen Worten dieses Mannes, der die Verhältnisse am See seit Jahren kennt, der seit Jahren hier so erfolgreich thätig war, zu lauschen. Auch hier am Ukumbi-Golf bestätigte sich für mich die Richtigkeit meiner bisherigen Wahrnehmungen, daß nämlich ein Hemmniß des Fortschritts und die Veranlassung vieler Mißhelligkeiten darin zu suchen ist, daß die Rechte und Pflichten der Vertreter der verschiedenen in Afrika wirkenden Kräfte nicht genügend festgestellt und gegen einander abgegrenzt sind.

Wenn den Eingeborenen gegenüber vielfach Macht vor Recht geht, so liegt das in der Natur der jetzigen Verhältnisse. Anders sollte es unter den Europäern sein; auch im fernsten Hinterlande dürfte nicht die Macht, sondern nur das Recht zwischen ihnen den Ausschlag geben. Wer sein Leben für die Sache einsetzt, hat —

gleichgültig, ob er Kaiserlicher Beamter, Missionar, Privatbeamter oder Privatmann ist — Anspruch auf einen festen, unverrückbaren Rechtsboden, welcher sein Verhältniß jedem anderen Europäer gegenüber im Lande feststellt. Nur hierdurch wird es ermöglicht, daß Jeder an seiner Stelle sein Bestes leistet und damit das große Ganze wirklich fördert. Daß in manchen Beziehungen die erforderliche Klarheit noch nicht allgemein herrscht, sei nachstehend bewiesen.

Bekanntlich theilt sich der in Frage kommende Theil Ostafrikas in das Deutsche Schutzgebiet und die Deutsche Interessensphäre. Ersteres ist durch einen besonderen Erlaß Sr. Maj. des Kaisers unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt und somit als Kolonie erklärt worden. In letzterer haben nur Emin Pascha und andere Beamte einzelne Punkte unter den Schutz des Reiches gestellt. Ich fand auf meinem Marsche in der Interessensphäre Zettel, auf welchen stand:

Im Namen des Reiches erkläre ich den Sultan X.
als unter den Schutz des Deutschen Reiches stehend.
gez. Emin Pascha.
Bestätigt:
gez. Hermann, Lieutenant.

Es bleibe dahingestellt, ob hierin ein Formfehler enthalten oder nicht; so viel aber ist sicher: ein Kaiserlicher Erlaß, welcher die Interessensphäre als Schutzgebiet erklärt, ist bisher nicht erfolgt.

Nun erläßt das Kaiserliche Gouvernement seine Befehle an die Stationen des Schutzgebietes, und es wurde behauptet, daß darunter alle Stationen zu verstehen seien.

Abweichend von dieser Auffassung erklärte uns der Stationschef von Tabora, daß wir uns in der Interessensphäre, also nicht in einer Deutschen Kolonie befänden; nur die Station als solche sei als Kolonie zu betrachten. Während wir innerhalb der Station ihm, dem Stationschef, in gewisser Beziehung unterstellt seien, stände er uns außerhalb derselben als Privatmann gegenüber. Auf

anderen Stationen war der Unterschied zwischen Schutzgebiet und Interessensphäre anscheinend gar nicht bekannt.

Die Auffassung des Stationschefs von Tabora wurde von einem höheren Beamten geradezu für falsch erklärt unter dem Hinweis, daß jetzt die ganze Interessensphäre auch Schutzgebiet sei. Nur eine dieser verschiedenen Auffassungen kann die richtige sein, und es ist keineswegs gleichgültig, welche das ist, da ein Schutzgebiet besonderen Bestimmungen untersteht.

In ähnlicher Weise sind mir auch verschiedene Ansichten über die Stellung und Rechtssicherheit der Person vorgekommen. Es handelt sich um die außerordentlich wichtige Frage, in wie weit der Privatmann der Gerichtsbarkeit im Innern unterworfen ist. Der Stationschef von Tabora glaubte nur eine Polizeigewalt ausüben zu dürfen. Ein anderer Stationschef hielt sich fast für souverän. Am Kilimandjaro erklärte der Kaiserliche Kommissär laut der ihm gegebenen Instruktionen, eine wirkliche Gerichtsbarkeit über die Europäer ausüben zu können; ja, er versicherte dem Dr. Baumann, den Europäern gegenüber das Recht über Leben und Tod zu haben. Auch über das Recht eines Stationschefs, Privatkräfte nöthigenfalls für seine Zwecke heranzuziehen, gehen die Anschauungen erheblich auseinander. In Tabora erklärte uns der Stationschef, daß er im Falle „höchster Gefahr" das Recht habe, Private zu requiriren, d. h. unter seinen militärischen Befehl zu stellen. Er fügte hinzu, daß der den Privaten hieraus erwachsende Schaden von der Kaiserl. Regierung ersetzt werden würde. Am Viktoria-See hatte man eine noch weitergehende Auffassung über das Requisitionsrecht. Man wollte zu rein offensiven Unternehmungen requiriren; man requirirte thatsächlich, um eine Recognoszirung zu unternehmen, und erklärte, daß im Kriegsfalle selbstverständlich Alles unter dem Befehle des Stationschefs stände. Ein gewisses Requisitionsrecht glaubte überhaupt jeder Stationschef zu haben, befinde er sich doch in derselben Lage, wie ein Festungskommandant im Kriege. Nach meiner Rückkehr zur Küste wurde mir mitgetheilt, daß der Stationschef von Tabora ein Requisitionsrecht nicht besitze. Trotz

dieser amtlichen Aeußerung vertrat ein Kaiserlicher Beamter jedoch mir gegenüber den Standpunkt, daß dieselbe in keiner Weise das einem Stationschef im Innern ebenso wie einem Festungskommandanten im Kriege zustehende Recht der Requisition schmälern könne. Er würde einem Privatmanne gegenüber, der auf Grund der Gouvernementsverfügung einer Requisition nicht Folge leiste, Gewalt gebrauchen, und wenn Jener stärker wäre, zunächst versuchen, sich seiner Person zu bemächtigen. In solchem Falle würde er also nicht anstehen, von den Waffen Gebrauch zu machen. Es erübrigt, aus dem Gesagten weitere allgemeine Schlußfolgerungen nicht zu ziehen; nur darauf sei noch hingewiesen, daß hier am Ukumbi-Golf, wo im engen Kreise die verschiedensten Interessen einander treffen und zum Theil kreuzen, aus dieser Unklarheit in den gegenseitigen Verhältnissen sich Mißstände entwickeln mußten, unter denen erstens die Eingeborenen, zweitens aber das große Ganze zu leiden hatten. Diese Mißstände mußten eintreten auch bei einer Besetzung der maßgebenden Stellen in Muansa mit Persönlichkeiten, welche nach ihrer Ausbildung und ihrem Gesichtskreise befähigt waren, Regierungs- und Polizeigewalt auszuüben.

Die Missionsstation Ukumbi hat durch Jahre lange kluge und hingebende Thätigkeit Einfluß auf die Eingeborenen und damit den Boden gewonnen, in welchem jedes civilisatorische und kulturelle Bestreben wurzeln muß. Man sehe nur, wie die Bewohner Ukumbi's vor dem Bischof niederfallen, wenn er im Lande reist; es sind durchaus nicht Alle Christen, die in ihm den Bischof sehen, sondern zumeist Leute, die ihn für den weisen und strengen Herrn halten, dem Ehrfurcht zu zollen ihnen nicht schwer wird. Dieses wohlverdiente Ansehen der Mission konnte man unberührt lassen und dadurch noch heben, daß man sich ihrer gewissermaßen wie eines Vormundes für Sultan und Volk bediente. Das wäre klug gehandelt gewesen; beide Theile hätten gewonnen. Leider verfuhr man in Wirklichkeit anders, und dies giebt mir Gelegenheit, auf einen weiteren Punkt zu kommen, dem ich eine namhafte Bedeutung beimesse.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß in den amtlichen Kreisen der Kolonien eine gewisse Abneigung gegen private Thätigkeit jeder Art — Missionen, Antisklaverei oder sonstige Unternehmungen — herrscht. Wodurch diese Abneigung begründet wird, ob sie zu Recht oder Unrecht besteht, will ich hier nicht näher erörtern; es möge genügen, daß sie vorhanden ist, wenn sie sich manchmal auch nur mehr fühlen, als durch besonders in die Augen springende Thatsachen belegen läßt.

An sich könnte es den privaten Unternehmungen ziemlich gleichgültig sein, ob ihnen mehr oder weniger Wohlwollen entgegengebracht wird; nicht gleichgültig aber kann es für die Entwickelung der Dinge sein, wenn dies dazu führt, vorhandene Kräfte unbenützt zu lassen. Anstatt nämlich den Einfluß, der von Seiten der Missionen oder anderer Privatleute nun einmal ausgeübt wird, zur Vergrößerung der Stations- oder Gouvernementsgewalt zu benützen, sucht man sogar diesen Einfluß möglichst zu verringern.

Daß Missionen, die schon Jahrzehnte an einem Platze wirken, einen bedeutenden Einfluß ausüben, darf nicht Wunder nehmen; dieser zeigt sich natürlich auch vielfach in der Ausübung von Rechten, die die Kaiserlichen Stationen allein in Anspruch nehmen. Kommt z. B. eines Tages ein Expeditionsführer zu einer Missionsstation mit der Mittheilung, daß er nun der Herr und Gebieter sei, so ist es doch zu viel verlangt, wenn die Missionsstation mit einem Male den Leuten, denen gegenüber sie bis jetzt als Autorität dastand, sagen soll: „Dort ist der große Herr, zu jenem müßt ihr jetzt gehen; ich bin nun der kleine!" An manchen Plätzen würde das gleichbedeutend mit Aufgeben jedes Einflusses sein. Ginge der Einfluß ohne Weiteres auf die Militärstationen über, so wäre dies Verfahren ja zu rechtfertigen; thatsächlich aber geht der Einfluß Beiden verloren. Klug würde es sein, wenn eine Militärstation nicht die bestehende Autorität der Mission zu vernichten sucht.

Als eine in einem ganz kleinen Sultanate, mehrere Tagereisen von einer Militärstation entfernt liegende Missionsstation auf die

Nachricht hin, daß die Militärstation eine Aenderung in der Regierungsgewalt ausführen wollte, Vorschläge und Vorstellungen machte, wurde ihr erwidert, „der Missionar solle predigen, aber sich nicht um Politik kümmern". Vielen mag dies als eine sehr korrekte Antwort erscheinen; man bedenke aber, daß man das Ausüben eines Einflusses in so bescheidenem Maße doch nicht als Politiktreiben auffassen kann.

Jede Mission würde sich sicher gern nach allgemeinen Direktiven, welche ihr von Seiten des Gouvernements oder der Station zugingen, richten. Was ich von Missionen auf unserem Gebiete gesehen habe, hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß diese nur segensreich für uns sind. Wenn ihr Einfluß im englischen Uganda in der letzten Zeit weniger günstige Früchte hervorgebracht hat, so liegt es an den lokalen Verhältnissen. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß auf unserem Gebiete ähnliche Dinge vorkommen. Wie den Missionsstationen ergeht es auch den privaten Expeditionen.

Wo nicht die allernothwendigste Sicherheit herrscht, wo man sich selber beschützen muß, wo thatsächlich eine Gouvernements-Karawane und eine Privat-Europäer-Karawane sich wie ein Ei dem andern gleichen, und wo schließlich die Eingeborenen noch nicht den Unterschied zwischen Privat und Sercal bei den Europäern erkennen können, da sollte man bis auf Weiteres den Einfluß der Privat-Karawanen nicht durch unnöthige einschränkende Bestimmungen unterdrücken, sondern sich denselben im Gegentheil dienstbar machen.

Die Privat-Karawanen waren in den letzten Jahren stärker als vielfach die Gouvernements-Karawanen; es ist daher geradezu ein Verschwenden der Kraft, wenn man sich dieselben nicht dienstbar machte. Zwei Beispiele mögen zeigen, wie ich dies „Verschwenden" von Kraft meine. Ich durchzog mit einer erheblichen Macht, die jedenfalls bedeutend größer war als die der früher durchmarschirten Gouvernements-Karawanen, auf dem Wege von Tabora nach dem See ein Sultanat, das sich von jeher als frech und räuberisch gezeigt hatte. Mehrere Kämpfe der Gouvernements-Truppen hatten keinen durchgreifenden Erfolg gehabt. Auch mir gegenüber benah-

men sich die Leute in einer Weise, welche nach allen Vorgängen jeder Gouvernements-Expedition, die sich stark genug fühlte, Veranlassung gegeben haben würde, auf das Energischste einzuschreiten. Bei unserer Stärke konnte ich mich jedoch, trotzdem unser Lager wiederholt mit Pfeilen beschossen wurde, nicht als in der Nothwehr befindlich ansehen, und durfte also nicht Krieg führen. Die Militärstation, zu der das Gebiet gehört, sagte mir, als ich ihr den Vorfall mittheilte, daß das Gouvernement mir sicher sehr dankbar gewesen wäre, wenn ich dort Ordnung geschaffen hätte; sie selbst sei zu schwach dazu und hätte schon daran gedacht, wenn sie meine Annäherung rechtzeitig erfahren, sich mit mir zur Regelung der dortigen Verhältnisse zu vereinigen. Nach der Gouvernements-Verfügung konnte ich im vorliegenden Falle gar nicht anders handeln — zum Nachtheil der Verhältnisse —, und diese Auffassung theilte also auch die Militärstation vollkommen.

Ferner ein zweites Beispiel:

Dr. Baumann bereiste das Ostufer des Viktoria-Sees und mußte aus Nothwehr Krieg führen. Als die Gefahr beseitigt, d. h. nachdem der Feind geschlagen war, zog er weiter. Ein Sultan, der auf seiner Seite gestanden hatte, kam ihm nach und bat ihn, die Konsequenz dieses Krieges zu ziehen und Friedensschauri zu machen, um die unter verschiedenen Sultanen ausgebrochenen Streitigkeiten zu regeln. Dies gehörte jedoch nicht mehr zur Vertheidigung seiner Person, bezw. Expedition, und er erklärte dem Sultan, daß es nur seine Sache gewesen wäre, Krieg zu führen; das Recht des Schauri-Machens habe ein Herr kontraktlich, der dort weit unten in Muansa wohne; dorthin müsse er gehen. Der alte Herr machte sich nun auch wirklich auf den Weg nach der ihm wohl bis dahin ganz unbekannten Gegend. Er kam glücklich zu der Station und sagte zu dem Stationsverweser: „Herr, der Ruf Deiner Thaten ist bis zu mir gedrungen; ich habe gehört, daß Du das Recht beschützest, und bitte Dich, meine unbotmäßigen Vasallen zu züchtigen.“ Eine solche wohlgesetzte und

das Vertrauen zu der Station athmende Rede machte einen guten Eindruck. Der Stationsverweser mußte aber dem alten Herrn erklären, daß er die Station nicht verlassen könne. Darauf sagte der greise Sultan: „Herr, gieb mir doch drei von Deiner tapferen Schaar; mit drei von Deinen Leuten unterwerfe ich mir die ganzen Länder." Wer könnte solchen Lockungen widerstehen? „Nicht drei, aber 10 plus 3 Leute will ich Dir geben; gehe hin und unterwirf Dir Deine Länder," erklärte ihm der Stationsverweser. So zogen denn die 13 Askari unter Führung eines Sudanesen in die Ferne. Nach zwei Monaten kehrten sie zurück, reich mit Schätzen beladen, und erklärten: „Herr, gerne hätten wir Dir mehr Weiber und Kinder, Elfenbein und Waffen mitgebracht, aber unsere Munition ging zu Ende, und wir mußten zurück." Als Dr. Baumann später hörte, daß der alte Sultan wirklich nach Muansa gekommen, und die Station die Angelegenheiten geordnet hätte, frug er den Sudanesenführer, wie er das angefangen habe. „O, sagte dieser, wir sind dort hingekommen und ließen dem Sultan, mit dem der Streit war, sagen, Dr. Baumann hätte ihn bestraft; jetzt solle er kommen und Friedensschauri machen. Darauf sei der Sultan mit seinem Sohne gekommen. Als diese ganz nahe waren, habe er kommandirt: „Legt an!" „Feuer!" Damit wäre die ganze Sache geregelt gewesen."

Hätte es hier nicht auch im Interesse des Gouvernements gelegen, wenn diese Angelegenheit von Dr. Baumann geregelt worden wäre, anstatt daß einer Bande blutdürstiger Neger die Sache anvertraut wurde.

Diese beiden Beispiele mögen zeigen, daß die vorhandenen Mittel zum Schaden des Ganzen nicht ausgenützt werden. Selbstverständlich ist es nicht angängig, daß man Privat-Karawanen so ohne Weiteres schalten und walten läßt, wie sie wollen. Das Gouvernement ist aber in der Lage, den Hineinmarsch in's Innere zu erlauben oder zu verbieten. Es kann somit schon auf die Besetzung der Karawanen einen Einfluß ausüben. Wenn es noch eine Unterstellung der Expedition in politischer Beziehung direkt unter

das Gouvernement genau wie bei den Gouvernements-Karawanen verlangt, wenn es den Expeditionsmitgliedern den Charakter von kommissarisch beschäftigten Beamten giebt, und sie sich in derselben Weise wie diese verpflichten läßt, so würde sich eine solche Karawane auch dem Gouvernement gegenüber in nichts von den reinen Gouvernements-Karawanen unterscheiden; denn in den Personen wird man keinen Unterschied finden. Hier wie dort giebt es alte Afrikaner und Neulinge, hier wie dort werden Fehler gemacht werden, hier wie dort wird das Gemeinwohl gefördert werden.

Die Kaiserliche Station Muansa, einen knappen Tagemarsch von Ukumbi entfernt, liegt an einem Hafen, dicht am Wasser. Ihre Lage ist nicht allzu gesund; sie ist auch nur infolge eines Versehens gewählt worden; es war eigentlich ein weiter nördlich gelegener Hafen in's Auge gefaßt, welcher der Brise von dem offenen See zugänglich, aber den giftigen, aus dem Ukumbi-Golfe kommenden Winden verschlossen ist. Die Stationsanlage ist ein glänzendes Zeichen dessen, was ein Deutscher Unteroffizier leisten kann. Zwei Unteroffiziere waren es hauptsächlich, welche hier gewirkt haben, Feldwebel Hoffmann, der auf seinem Rückmarsche in Ussongo starb und bei den Eingeborenen unter dem Namen Mbana Mataku bekannt war, und Feldwebel Hartmann. Umgeben von Gärten und Plantagen, die afrikanische und europäische Gemüse in vorzüglicher Güte liefern, im Besitze großer Herden, vor Allem auch des jetzt so werthvollen Rindviehes, betreibt die Station eine Landwirthschaft, die nichts zu wünschen übrig läßt. Obwohl klimatisch nicht sehr gesund gelegen, werden ihr immer die Kranken aus Bukoba gesandt. Bei einer Kost von Fleisch, Milch und Butter, sowie allen Genüssen, welche sich selbst ein Europäer nur ausmalen kann, genesen hier die Kranken wie in dem besten Sanatorium. Trotz dieser günstigen Lage ist der Einfluß der Station auf die Bevölkerung kein entsprechender. Sie hatte das Bestreben, möglichst viel Elfenbein einzuziehen und nicht nur sich selbst, sondern größtentheils auch die Station Bukoba unentgeltlich zu verpflegen, und das ist bei dem großen Anhang, den die Soldaten haben, bei den vielen

Leuten, die sich stets an eine solche Station zu klammern wissen, keine Kleinigkeit. Ungeachtet vieler Geschenke der Nachbarsultane schritt sie dazu, Requisitionen vorzunehmen, und dehnte dieselben, je mehr sich die Bevölkerung von ihr zurückzog, bis in immer fernere Gegenden aus. Mit Vergrößerung der Mittel würde ja auch hier Abhilfe geschaffen werden, möchte sie nur recht bald kommen; denn solche Verhältnisse wirken sehr drückend dadurch, daß den Schaden immer die Besseren haben. Wer stark und europäerfeindlich ist und nichts giebt, dem nimmt man nichts; wer aber schwach und europäerfreundlich ist und etwas giebt, dem nimmt man mehr.

Kaum zwei Stunden südlich von Muansa, zwischen der Missions- und der Kaiserlichen Station liegt Niegesi, eine schöne, stattliche Anlage, welche aber von der Mission nicht benützt wird. Sie soll, wie man sagt, wegen der ungesunden Lage aufgegeben worden sein, wurde aber von der Antisklaverei als vorläufige Unterkunft für die von hier aus weitergehenden Unternehmungen gemiethet. Hier verlebte der arme Baron Fischer seine letzten Stunden; von hier aus wurde seine Leiche nach Muansa geschafft, wo ihm eine militärische Bestattung zu Theil wurde. Lieutenant Meyer, dem ich bei meinem Fortgange die Führung der Unternehmungen der Deutschen Antisklaverei übergab, hat im Gebiete Niegesis unweit der Missionsanlage an einem gesünderen Platze ein Häuschen gebaut, welches einer ankommenden Expedition eine angenehme Unterkunft gewähren wird, wenn die Missionsstation nicht mehr zur Verfügung steht. Irgend eine Bedeutung als Station konnte Niegesi unter den obwaltenden Verhältnissen nicht annehmen, es diente lediglich als Unterkunftsplatz für die Karawanen. Etwas nördlich von Muansa liegt eine Niederlassung des Mr. Stockes. Mr. Stockes, ein Irländer, ist ein gewandter, wie man wohl sagt, mit allen Hunden gehetzter Mann, der es versteht, sich mit allen Leuten gut zu stellen, mit den Eingeborenen sowohl wie mit den Vertretern der Regierung, und dabei sein Schäfchen in's Trockene zu bringen weiß. Mr. Stockes war früher Missionar, hat aber, mit den afrikanischen Verhältnissen vertraut, schon vor bald 15 Jahren seinen

Elfenbeinhandel begonnen. Da er so oft als Beweis dafür genannt wird, daß auch von Europäern jetzt im Innern ein nutzbringender Elfenbeinhandel getrieben werden kann, möchte ich hier vor falschen Schlußfolgerungen warnen. Stockes hat seinen Handel zu einer Zeit begonnen, in der eine europäische Macht sich noch nicht in diesen Gegenden festgesetzt hatte und wurde es ihm somit besonders als Europäer ein leichtes, einen schwungvollen Handel mit Gewehren und Pulver zu treiben. Daher konnte er damals mit den Arabern konkurriren und sich allmählich ein solches Personal heranbilden, daß es ihm auch jetzt noch bei seinem großen Anlagekapital möglich ist, gewinnbringend Handel zu treiben, zumal — und das ist die Hauptsache — als Ausländer. Als solcher in einem fremden Lande braucht er mit seinen Mitteln nicht allzu wählerisch zu sein. Er weiß sich immer die ihm wichtigen Persönlichkeiten, gegebenen Falls sogar durch Abgabe von Hinterladern, geneigt zu machen. „Nach mir schießen die Leute doch nicht," sagte er ganz harmlos! Ein Deutscher Kaufmann muß natürlich nach strengeren Grundsätzen handeln. Ohne ein großes Anlagekapital, ohne ein vorzügliches Personal dürfte heute von Europäern der Elfenbeinhandel im Innern kaum aufgenommen werden können; nicht etwa wegen der Konkurrenz der Araber, sondern wegen der Konkurrenz der Eingeborenen. In den meisten Gebieten kennt der Eingeborene jetzt ganz genau die Handelsverhältnisse und zieht es vor, seinen Elfenbeinzahn selber nach der Küste zu tragen und dort dafür Waaren einzutauschen. Die Aussicht auf den bedeutenden Gewinn, den er allein durch eigenen Transport erlangt, indem sowohl der Werth des Zahnes auf dem Wege zur Küste wächst, als auch der Werth der Tauschwaaren auf dem Wege nach dem Innern, läßt ihn das Risiko auf sich nehmen. Dort aber, wo sich eine solche direkte Verbindung mit der Küste noch nicht vorfindet, wo allein man also lohnenden Elfenbeinhandel treiben kann, läßt er sich nur mittelst schwarzer Vertrauensleute ausführen. Will somit heutzutage eine Firma oder Gesellschaft einen solchen Schritt wagen, so muß sie sich zuerst eine große Anzahl von Leuten verschaffen,

welche in möglichster Abhängigkeit von ihr stehen. Ohne Hilfe der Araber, die mit zu interessiren wären und dann ihre Sklaven zur Verfügung stellen würden, möchte dies schwer möglich sein. Die Karawanen müßten dann in's Innere vordringen und daselbst entweder wie die Stockes'sche ihren Platz öfters wechseln, oder wie die der Araber einige Jahre auf einem Platze zubringen. Ersteres empfiehlt sich besonders dann, wenn die Karawanen, wie die Stockes'sche, gut bewaffnet sind. Augenblicklich ist Unjoro das Land, aus dem das Elfenbein gezogen wird. Ein offenes Auge müßte aber auf Ruanda, in unserem Nordwesten, gerichtet sein, von dem wir allerdings nur den kleineren Theil besitzen. Bis jetzt konnten die Araber in dieses Land noch nicht vordringen; da jedoch von den Landesbewohnern schon ab und zu Elfenbein herausgetragen wird, liegt der Zeitpunkt wohl nicht allzufern, wo auch dieses Land sich öffnet; wer dann der erste ist, hat gewonnenes Spiel. Das Beispiel Stockes' möge aber durchaus nicht die sogenannten unternehmungslustigen Kaufleute reizen; der Europäer bekommt im Innern das Elfenbein nicht geschenkt, und für ein paar Spiegel, für ein unechtes Armband oder eine glitzernde Krone wird ihm kein Elfenbein zu Füßen gelegt. Die Eingeborenen kennen den Preis des Elfenbeins sehr gut, haben oft sogar noch übertriebene Ansichten von seinem Werthe, und verkaufen kein Huhn, geschweige denn Elfenbein für eine Spielerei. Für Alles wollen sie Geld haben, und Geld ist dort Pulver und Zeug; aller Flitter und Plunder, mag er in Deutschland noch so viel gekostet haben, ist im Innern werthlos.

Ich sagte oben, ein Deutscher Kaufmann müßte bezüglich der Abgabe von Feuerwaffen und Munition an die Eingeborenen nach strengeren Grundsätzen verfahren, als der Ausländer Mr. Stockes. Da muß es überraschen, wenn man erfährt, daß das Gouvernement selbst große Massen Pulver und Vorderlader verkauft. Man hört wohl die Begründung, daß der Verkauf von Waffen und Munition nur an diejenigen Neger erfolge, von denen man wisse, daß sie dieselben gegen Europäer nicht verwenden würden. Ein solcher

Verkauf sei auch schon geboten, damit sich die Eingeborenen gegen räuberische Stämme schützen können. Zu ihrem Schutze brauchen die Eingeborenen jedoch keine Feuerwaffen, da auch die räuberischen Stämme im Allgemeinen keine besitzen, und wer will sich verbürgen, daß das Pulver in der Hand desjenigen bleibt, welcher es an der Küste gekauft hat. Das Gegentheil kann man als sicher annehmen.

Es wird auch gesagt, daß man die Einführung von Waffen doch nicht verhindern könne; denn kämen sie nicht von unserer Küste, dann würden sie von den Nachbarländern her eingeführt, und der ganze Unterschied sei dann, daß der Gewinn nicht dem Deutschen Gouvernement, sondern vielleicht den Portugiesen zufalle. Zugegeben, aber die Waffen müßten dann sehr viel weitere Wege zurücklegen, sie werden theuer und können deshalb nur in erheblich geringerer Menge im Innern vorhanden sein.

Der für mich einzige stichhaltige Grund ist die Nothwendigkeit, die vielleicht ungenügenden Geldmittel durch den Verdienst aus dem Waffenhandel zu erhöhen.

Daß solche Mittel erforderlich sind, ist sehr zu bedauern; Stanley hat bereits mehrmals Vorstellungen gemacht, die aber in gebührender Weise zurückgewiesen wurden, da dem Ausländer das Recht nicht zustand, dem Gouvernement, welches völlig innerhalb seiner Vertragsgrenzen handelt, Vorwürfe zu machen. Waffen und Munition werden aber dadurch nicht ungefährlich, daß sie sich in Negerhänden befinden. Negerflinten und Negerpulver haben unsere Leute in Tabora decimirt, und es muß jedem Deutschen ein wenig ansprechender Gedanke sein, mit demselben Pulver, welches das Kaiserliche Gouvernement an der Küste verkauft, im Innern todtgeschossen zu werden. Dies fühlen die Stationen im Innern recht wohl, und keine Station wird den Eingeborenen Pulver verkaufen; ja noch mehr; am See wurde sogar von dem Regierungsvertreter ein Pulververkaufsverbot erlassen, welches allerdings in einem eigenthümlichen Gegensatz zu den Maßregeln an der Küste stand. Auch hier hatte übrigens der Eingeborene den aus dem Widerspruche sich ergebenden Schaden zu tragen.

Die Station Muansa erfuhr es alsbald, wenn ein schwarzer Elfenbeinhändler heimlich zum Einkauf von Elfenbein mittelst Pulver fortzog. Bei seiner Rückkehr wurde er dann Seitens der Station in Empfang genommen und ihm zur Strafe für seine Uebertretung des Verbotes sein Elfenbein abgenommen.

Im Interesse der Entwickelung wäre ein Pulver- und Waffeneinfuhrverbot dringend zu wünschen. Möchte dem Kaiserlichen Gouvernement doch durch außerordentliche Gewährung eines Zuschusses, welcher der Höhe des aus dem Waffenhandel erfolgten Gewinnes entspricht, die Möglichkeit gegeben werden, auf die zur Zeit noch benützte Einnahmequelle zu verzichten.

XI.

Bei den Wassiba-Sultanen.

Nach fünftägiger Fahrt auf dem Viktoria-See erreichte ich, vom Ukumbi-Golf kommend, am 27. September die am Westufer gelegene Kaiserliche Station Bukoba. Da ich, wegen des bevorstehenden Dampfertransportes, in Uganda Boote anwerben lassen mußte, hatte ich hier am Westufer einige Wochen zu verweilen und beschloß daher, das interessante Ussiba-Land zu besuchen. Dieses erstreckt sich vom Kagera-Nil nach Süden fast das ganze Westufer entlang und grenzt im Westen an Karagwe. Das Land besteht aus fünf Sultanaten, deren drei nördliche zu besuchen ich mich entschloß.

Mit einem Gefolge, welches so schwach war, daß meine friedlichen Absichten daran wohl zu erkennen waren, das aber auch wiederum so stark war, daß ich das nöthige Ansehen bei den Eingeborenen genießen konnte, verließ ich Bukoba, nachdem ich mich bei dem etwa zwei Stunden entfernt wohnenden Sultan Mukotami angekündigt hatte.

Zunächst hatten wir die ausgetrocknete Bucht, in der auf einer Sanddüne die Stationsgebäude erbaut worden sind, zu durchwandern. Vor Zeiten mochte hier ein schöner Hafen gewesen sein, jetzt ist das Wasser zurückgetreten und bespült hier nicht mehr die nach Westen zu ausgebuchtete Felswand, wie das sonst für das Westufer

charakteristisch ist. Von dieser Felswand herab kommt ein ziemlich wasserreicher Bach, der, an der Düne sich stauend, Sumpfland verursacht, das die Station an drei Seiten umgiebt und eine große Sicherheit darbietet. Nach Passiren dieses Baches gelangten wir an die Felswand. Ein recht unbequemer Flußpfad führt hinauf, welcher im Kriegsfalle mit Leichtigkeit abgesperrt und vertheidigt werden könnte.

Am oberen Rande angelangt, wurde ich von zwei Großwürdenträgern des Sultan Mukotami empfangen und mit großem Geleite weiter geführt. Alle uns begegnenden Leute kamen heran, warfen sich auf die Erde und klatschten in die Hände. Dieser Gruß galt jedoch nicht mir, sondern einem mich begleitenden Anverwandten des Sultans. Es war für die Wassiba sehr charakteristisch, daß sie den Verwandten des Sultans begrüßten, mich aber, der von ihrem eigenen Sultan festlich empfangen wurde, nicht.

Ein Wassiba blickt nur auf seinen Sultan und dessen Beamte, der Europäer existirt für ihn nicht, es sei denn, daß er vom Sultan zu dem Europäer gesandt wird, oder sich sonst in der Nähe der europäischen Niederlassungen gerade aufhält.

So konnte z. B. die Kaiserliche Station sich auch nicht mit den einzelnen Leuten in Verbindung setzen, es war ihr unmöglich, selbst gegen hohe Bezahlung Arbeiter zu engagiren; wohl aber erhielt sie solche umsonst, wenn sie den Sultan bat.

Die Leute, die wir auf den Feldern sahen, waren meist mit der eigenartigen, sehr dezenten Graskleidung bekleidet. Etwas wohlhabendere Leute sah man mit dem braunen Ugandabaumfaserstoff angethan, den sie sich togenartig umgeschlungen hatten. Die vornehmeren Wassiba trugen die als Tauschwaaren eingeführten europäischen und indischen Stoffe; der Manangua jedoch, als Mitglied des Sultanhauses, war mit zwei schön gegerbten Fellen bekleidet. Fast jeder Wassiba, ob arm ob reich, trägt drei Dinge, nämlich einen oder mehrere lange, lanzenartige Holzspeere, ein axtartiges Instrument, das er im Krieg und Frieden gebraucht, sowie einen flaschenförmigen Pombetopf, von dem Flaschenkürbis hergestellt,

aus welchem er mittelst eines langen Strohhalmes fast ununterbrochen die Bananenpombe schlürft. Nach dem, was ich gehört hatte, nahm ich an, daß mich der Sultan in seiner Hütte empfangen würde, und war daher angenehm überrascht, als ich denselben bereits weit außerhalb seines Dorfes antraf.

Der Sultan hatte sich in seiner, von den anderen Gewändern durch Einfachheit und Schönheit abstechenden Sultanskleidung malerisch aufgestellt. Mit der linken Hand hielt er seinen Pombetopf, den er aber bei meiner Annäherung einer Pagin übergab. Solcher Paginnen umgaben den Sultan mehrere; alle waren völlig unbekleidet, was bei einem eingeborenen Mssiba nicht vorkommt. Hier soll es als Zeichen dafür dienen, daß der Sultan eben Alles befehlen kann, und daß das, was er befiehlt, auch gut und schön ist, selbst wenn es gegen die Sitten verstößt. Die armen, mit keiner Miene zuckenden Sklavinnen hatten langes, wohlgepflegtes Haar und an den Armen und Beinen kupferne Spangen. Die Leibpagin trug in der einen Hand einen grünen Zweig, in der anderen ein Flechtwerk, das als Deckel für den Pambetopf diente. Die anderen Paginnen trugen die Zeichen der Sultanswürde und Zaubermittel — allerhand Thiergehörn — nach.

Der Sultan selbst stand auf einem Felsblock, den rechten Fuß gegen einen wahrscheinlich erst dorthin geschafften Stein gestützt. Rings herum in Halbkreisform hatte sich ein nach Tausenden zählendes Gefolge aufgestellt. Alle waren bewaffnet, wenn auch nur mit Speeren.

Ein Empfang mit so viel bewaffneten Leuten war mir etwas Ungewöhnliches. In den bisher durchzogenen Theilen Afrikas ist es stets Sitte, daß bei solchen Gelegenheiten die Leute keine Waffen tragen. Der Sultan verharrte in dieser theatralischen Stellung, während wir uns die Hand schüttelten. Dies war jedoch nicht sehr angenehm, denn nicht nur seine Kleidung, sondern auch sein ganzer Körper triefte von Butter. Es ist dies ein Luxus, den sich glücklicher Weise nur die reichsten Mitglieder der Sultansfamilie gestatten können. Der Sultan war sichtlich über mein Kommen er-

freut. Ich war nach dem See mit einer an sich ja schon ganz respektablen Macht gekommen — hundert Soldaten, sieben Europäer —, dann war das Kommen der beiden folgenden Expeditionen auch schon bekannt, so daß meine Macht ja bedeutend die der früheren Deutschen Expeditionen übertraf. In Bukoba hatten wahrscheinlich noch meine Leute gehörig renommirt, so daß es nicht zu verwundern war, wenn Gerüchte von einer ganz unglaublichen Macht, über die ich verfügen sollte, mir vorangeeilt waren.

In Bukoba, wie auch vom ersten Stationschef in Tabora, war der Bevölkerung des Oefteren mit dem Kommen eines Mannes mit einer sehr großen Macht gedroht worden. Man hatte versucht, die eigene mangelnde Stärke durch solche Angaben zu vergrößern.

So hatte man schon lange eine größere Macht am See erwartet, und wenn ich auch hier bei den Wassiba nicht eben sehr stark auftrat, so verschaffte mir doch das Gerücht von meiner Stärke einen ganz besonders ehrenvollen Empfang bei dem Sultan.

Ich tauschte mit diesem einige höfliche Redensarten aus, und er forderte mich dann auf, nach seiner Schauri-Hütte zu kommen. Etwa 10 Minuten hatten wir nach seinem Dorfe noch zu gehen. Vor demselben breiteten sich große, saubere Plätze aus, die mit frischem Sand bestreut waren. Mehrere Palissadenzäune passirten wir und gelangten dann zu einer mächtigen, kunstvoll gebauten Hütte, welche mehr als 100 Personen mit Bequemlichkeit hätte fassen können.

Wir setzten uns gemüthlich an dem Eingang der Hütte nieder, und bald kam Mukotami's bis dahin mühsam unterdrückte Neugierde zum Vorschein. Gewehre mußten ihm gezeigt werden, bei denen ihm der Repetirmechanismus ganz besonders imponirte. Sichtlich freute es ihn auch, daß das Gewehr, das ich ihm zeigen ließ, nicht geladen war, was natürlich bloß bei dem einen in der Erwartung unterlassen war, daß der Sultan gern ein Gewehr werde sehen wollen. Den Mechanismus untersuchte er und ließ ihn sich erklären. Sofort hatte er denselben auch verstanden. Dann

wurde ihm noch vieles Andere, Uhr, Kompaß, Revolver gezeigt, Dinge, die an der Karawanenstraße kaum noch beachtet werden.

Darauf kam das Gespräch auch auf das Dampfboot, das bald ankommen sollte und von dessen Eintreffen er schon längst Kunde erhalten hatte. Ich mußte ihm erklären, wie das Schiff ohne Ruder und ohne Wind fahren könne, nur vom Feuer getrieben. Auf meiner Bootfahrt war ich an einer schön bewaldeten Insel, Namens Kischacka, vorbeigekommen, welche mir sofort als Holzdepot erwünscht schien. Ich bat den Sultan, die Insel mir zu schenken. „Die Insel gehört Dir," sagte er sofort.

Kurze Zeit darauf nieste Mukotami. Wie auf ein Kommando rief das Volk „Kira Weitu" und klatschte dabei in die Hände. — Heimathlich wehte mich das an, hier wie dort ein Glückwunsch beim Niesen. Nachdem der Sultan diesen Glückwunsch huldvollst entgegen genommen hatte, brach ich nach meinem Lagerplatz auf. Der Sultan gab mir das Geleit und führte mich zunächst an eine Hütte, in der seine Mutter wohnte. Ich ging auch dort hinein und begrüßte die festlich eingebutterte Sultanin-Mutter. Auch sie war von nackten Sklavinnen umgeben, sprach aber kein Wort.

An einer Stelle, wo der gestreute Sand aufhörte, erklärte der Sultan mir, weiter nicht mitkommen zu können, und ließ mich durch seinen Manangua weiterführen. Er selber blieb wiederum in einer theatralischen Stellung, von seinem Gefolge umgeben, stehen, bis ich seinen Blicken entschwunden war. In einem schattigen Bananenhaine fanden wir bereits einen Ochsen und sonstige Lebensmittel, welche Mukotami für uns inzwischen dorthin gesandt hatte. Schnell wurde hier unser Lager aufgeschlagen. Die Bananenhaine gewähren einen schönen Anblick. Etwa zwei Meter von einander entfernt wachsen die baumartigen Stauden, die meist je eine Traube mit einer großen Zahl Bananen tragen. Die Bewirthschaftung ist eine überaus einfache, da die Stauden nach der Fruchtreife absterben, Nebenschößlinge dann aber schon vorhanden sind, welche nach kaum sechs Monaten wieder reife Früchte aufweisen. Gewöhnlich wird nur ein Schößling stehen gelassen, die anderen beseitigt. Die meisten

Bananentrauben werden allerdings unreif abgeschnitten, da das Ugali — ein Brei — das Hauptnahrungsmittel der Leute, aus unreifen Bananen bereitet wird. Abgeerntet wird dann die noch frische Staude ohne Weiteres umgeschlagen. Neben dem Stamme befinden sich beim Fällen bereits drei bis vier Schößlinge; einer von diesen wird als Stammhalter ausersehen, die anderen werden beseitigt. Gewöhnlich findet man, daß der Schößling stehen gelassen wird, welcher in einer bestimmten Richtung liegt, so daß die Banane immer nach einer Richtung hin wandert. So habe ich bei einzelnen Bananen 12—15 Stümpfe in derselben Richtung wahrgenommen. Die Banane ist fast das einzige Nahrungsmittel der Wassiba.

Der Mtama — Hirse, der sonst allen Völkern Ostafrikas als Hauptnahrungsmittel dient, gedeiht hier nicht, auch kein Reis, wie am Südufer des Sees. Ferner giebt es auch sehr wenig Hühner und Ziegen, das Land ist also für nicht an Bananenkost gewöhnte Menschen wenig angenehm, so daß die Kaiserliche Station sogar genöthigt war, ihre Hauptlebensbedürfnisse sich von der Station Muansa kommen zu lassen. Außer den Bananen findet man fast nur noch Wiasi, die nach der Zubereitung unsern Kartoffeln ähnlich schmecken, ferner Kaffee, den man ungeröstet kocht und dann kaut, sowie Tabak, der ja in ganz Ostafrika eifrig geraucht wird.

Die Bananenhaine werden durchzogen von breiten Straßen und Querstraßen, an deren Enden auf einem kleinen runden Platze sich immer eine Hütte befindet. Die Hütten eines Bananenhaines bilden eine Ortschaft. Hier giebt es also nicht jene Dörfer, in denen Hütte neben Hütte steht, wie z. B. am Südufer des Sees, in Uniamwesi oder in den Küstengegenden, sondern offene weitläufig angelegte Ortschaften. Nur die Residenzen bilden eine Ausnahme. Diese bestehen gewöhnlich aus einem besonders abgeschlossenen, stark befestigten Viertel, in dem die Hütten des Sultans und seines Gefolges sich eng neben einander befinden.

Auf einem kleinen freien Platze im Bananenhain wurde mein Zelt aufgeschlagen und dann das Mahl bereitet. Zum ersten Male im Innern Afrikas aß ich hier Rindfleisch. Eine Seuche hatte vor

einigen Jahren fast alles Rindvieh in Ostafrika dahingerafft. An Stellen, wo früher Tausende von Rindern weideten, da giebt es heute vielleicht zehn. Das Rind war daher ein werthvolles Geschenk.

Am Nachmittage wurde es bald sehr lebendig in meinem Lager. Ich hatte dem Sultan meine Gegengeschenke gesandt, und seine Minister und Großwürdenträger kamen nun zu mir, Alle hoffend, daß auch für sie etwas abfallen würde. Am Abende wurden mir auch noch allerhand Gegenstände gebracht, welche der Sultan für mich hatte anfertigen lassen: Flechtwerke, Graskleider, Armbänder u. s. w. Die Wassiba-Sultane halten sich zur Herstellung aller solcher Gegenstände eine ganze Kolonie Waganda-Handwerker. Diese bauen ihnen die kunstvollen Sultanshütten, machen die Armbänder, nähen die Soldatenuniformen, kurz, machen Alles, was eine gewisse Geschicklichkeit erfordert. Eine besonders geschätzte Persönlichkeit ist auch der Gärtner, der für den Sultan die als Pombetöpfe gebrauchten Flaschenkürbisse in einer ganz bestimmten Form zieht. Die Wassiba-Männer arbeiten nicht, hierzu dünken sie sich meist zu vornehm. Wie die vornehmeren Waganda werfen sie sich auf das Politisiren, auch haben sie einen ausgeprägten Sinn für Geschichte und bedeutenden Familienstolz. Ein vornehmer Mssiba zählt eine ganze Zahl seiner Ahnen her. Fast jeder Mssiba kennt die Vorväter seines Sultans mit Namen.

Gegen Abend schickte der Sultan mir seine Kapelle, deren jeder Wassiba-Sultan und auch die Untersultane eine besitzen. Die Instrumente sind bei den einzelnen Kapellen verschieden, meist findet man aber drei verschiedene Goma, einige Hörner oder Pfeifen. Der Vortrag ist zusammengesetzt aus Tanz, Mimik und Musik, um nicht Geräusch zu sagen. Der Anführer der Musikbande schlägt gewöhnlich eine große Goma und spielt eine Clown-Rolle, während die Anderen einen Tanz aufführen, singen und spielen. Die Pfeifen und Goma sind recht wohllautend, mittelst der Hörner dagegen können nur unangenehme Geräusche hervorgebracht werden. Die Kapelle erregte mein erhöhtes Interesse, sah ich doch hier zum ersten Male in Afrika mit verschiedenartigen Instrumenten gleichzeitig

Musik machen. In unserem anderen Ostafrika giebt es nur Zithern und Goma. Die Goma, auf dem Marsche geschlagen, wirkt anregend gleich unserer heimathlichen Marschmusik. Die großen Sultane im Unjamwesi-Lande haben das Gomaschlagen zu einer künstlerischen Fertigkeit ausgebildet. Als die Sultanin Bibi Niasso in Tabora einzog, wurden vor ihr drei verschieden abgestimmte Goma mit einer Fertigkeit geschlagen, die bewunderungswürdig war. Die Kriegsgoma sind oft mannshoch und weithin zu hören. Verschiedentlich haben wir in Tabora die Kriegsgoma gehört, welche in dem etwa 1½ Stunde entfernt liegenden Quikurru qua Sicki geschlagen wurde. Die Zither wird im Inneren selten mit Kunst geschlagen, doch habe ich in Tabora einen alten Mann dieses Instrument künstlerisch handhaben sehen. Gleich einem fahrenden Sänger trug uns derselbe halb singend, halb sprechend mit Zitherbegleitung Balladen aus seinem Heimathlande vor. Seine Gesichtsmuskeln waren in fortwährender Bewegung und sein Gesicht spiegelte alle Leidenschaften der Handlung wieder. War dort bei dem blinden Manne die Mimik wirklich fein, so war sie hier bei den Wassiba doch nur roh und grob.

Am folgenden Morgen ging ich mich beim Sultan verabschieden und marschirte ab. Infolge meiner Verwundung war ich noch öfter genöthigt, mich tragen zu lassen. Das in Tabora hergestellte Traggestell erregte sofort die Verwunderung der Wassiba, und kaum war ich einige Minuten fort, als mir ein Bote athemlos nachgerannt kam, mit der Bitte, noch einige Augenblicke zu verweilen, da der Sultan gern die Trage sehen wollte. Diesen interessirte denn auch die Sache so, daß er, ganz seine Würde vergessend, die bewußte Linie überschritt und mir nachkam. Das von zwei Leuten mittelst Mannesmannrohre getragene, mit einem Sonnendach versehene einfache Gestell besah er sich ganz genau. Als er hörte, daß ich es wegen einer im Kampfe gegen Sicki erhaltenen Wunde benützen mußte, schien ich noch mehr in seiner Gunst zu steigen. Ein verwundeter Krieger steht bei diesen Leuten immer in einem hohen Ansehen! Nochmals ein herzlicher Händedruck, und wir schieden

von einander in festester Freundschaft. Armer Mukotami! Damals ahnten wir nicht, daß du sobald in einen Kampf mit den Wassungu — Europäern — verwickelt werden würdest, der dir manchen Anverwandten und manchen Unterthan rauben sollte!

Einige Tage später näherte ich mich der Residenz des Sultan Mututembe. Schon in's Lager vorher hatte mir der Sultan eine Leibwache von 100 Soldaten mit Gewehren geschickt. Unterwegs begegneten wir des öfteren kleinen Trupps Soldaten, 10—15 Mann stark, welche trommelnd bei uns vorbei rückten, theils wohl um Befehle in die einzelnen Landestheile zu überbringen, theils um mir mit diesem militärischen Schauspiele zu imponiren. Unweit der Residenz kamen mir immer einzelne Boten athemlos entgegengeeilt. Sie erwiesen mir den Sultansgruß durch Hinknien und Händeklatschen und überbrachten Grüße des Sultan, der mit Ungeduld meiner harre. Je mehr wir uns der Residenz näherten, um so öfter kamen die Leute. In der letzten halben Stunde wurde ich von einzelnen Großwürdenträgern, deren Rang sich steigerte, bis zuletzt Anverwandte des Sultan kamen, empfangen. Der erste, mich so begrüßende Manangua erregte bei meinen Soldaten nicht geringe Heiterkeit. Ein Mensch in völlig europäischer Kleidung mit blauer Brille trat mir entgegen. Der Rock war von Sammet und mochte an dem Tage etwas warm sein. Sein dickes, rundes, gutmüthiges Gesicht zeigte, daß er ganz und gar durchdrungen von der Wichtigkeit des Augenblickes war. Die letzten, die mich empfingen, waren einige niedliche Kinder des Sultan, welche in offener, netter Weise auf mich zukamen und mir die Hand reichten.

So war ich denn bis an den äußeren Zaun der Residenz gekommen. Meine Träger und Sachen wurden nach dem außerhalb des Dorfes liegenden Lagerplatz dirigirt, während ich mich selbst mit meinen Soldaten zur Sultanshütte führen ließ. Mein Führer war ein Katikiro — Minister —, der unausgesetzt mit seinen Händen kokettirte, an denen zolllange Fingernägel sich befanden. Alle Wassiba nämlich legen auf die Pflege der Hände großen Werth, und lassen sich die Vornehmen möglichst lange Nägel wachsen,

gleichsam als Zeichen, daß sie es nicht nöthig haben, selber Hand an etwas zu legen.

Tausende und Abertausende von Leuten bildeten, dicht gedrängt, Spalier; überall, wohin man blickte, sah man einen Wald von Speeren. In einem Hofe lag die Sultanshütte. An zwei Seiten des Platzes war in zweigliedriger Linie die uniformirte, mit Gewehren versehene Leibwache des Sultan aufgestellt. Bei der zweiten Audienz hatte ich Muße, diese Leibwache zu zählen, und ergab sich eine Anzahl von 500 Mann. Ich wurde sofort in eine kunstvolle Hütte geführt, und mein Führer wies auf ein nur mit dem Oberkörper sichtbares Wesen hin, welches er mir als den Sultan Mututembe bezeichnete. Ich wollte mich dem hohen Herrn nähern, ein paar Leute hielten mir aber einige große Schilde entgegen, um den Sultan vor meiner Berührung zu bewahren. Ein häßlicher Kopf, dem man es ansah, daß der Besitzer sich thierisch seinen Leidenschaften hingab, nickte mir zu, und wir begrüßten uns darauf mit den üblichen Redensarten. Er kam während der ganzen Zeit nicht hinter den deckenden Schilden hervor. Während wir die schönsten Worte austauschten, kaute er in widerlichster Weise Kaffeebohnen und spuckte in einen Elfenbeinzahn, den ihm eine nur mit einigen Armbändern bekleidete Pagin neben das Gesicht hielt. Sehr erhebend war das Bild nicht, und zog ich mich daher auch bald zurück. In meinem Lager angelangt, boten sich mir angenehmere Bilder. Alle Anverwandte des Sultan kamen und machten mir ihre Aufwartung. Vor Allem war es hier ein Onkel des Sultan, der mir angenehm auffiel, ein alter Herr mit weißem Kopf- und Barthaar, von hohem, schlanken Wuchs und angenehmen, vornehmen Manieren. Er hielt sich sehr viel bei mir auf, und konnte man sich gut mit ihm unterhalten. Dann besuchte mich auch fleißig der schon oben geschilderte Manangua, der sich jedoch später seiner heimischen Kleidung bediente. Besonders aber machten die Kinder des Sultan einen angenehmen Eindruck. Schon von Weitem ist jedes Mitglied des Sultansgeschlechtes am Typus zu erkennen. Sie haben durchweg eine hellere Hautfarbe und zeigen ein vornehm ge-

schnittenes, europäisches Profil. Negertypen, wie sie bei dem gewöhnlichen Wassiba-Volke vorkommen, findet man hier nicht. Der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung liegt darin, daß sich die Wassiba-Sultane, wie auch viele andere Sultane am Viktoria-See, als Frauen nur die schönen Watusi-Mädchen nehmen, die einem weitverbreiteten eingewanderten Hirtenstamme angehören.

Als ich erst einem kleinen Sultanskinde ein Geschenk gegeben hatte, wurde mein Lager geradezu von der kleinen Schaar bestürmt. Wohl 25 bis 30 Sultanskinderchen, Knaben und Mädchen, umringten mich, die ältesten 7—8 jährigen schon in schöne Felle gekleidet, die jüngeren noch wie sie der Herrgott geschaffen hatte. Da ich allen eine kleine Freude bereitete, herrschte in meinem Lager bald ein munteres, fröhliches Leben. Ein etwa zwölfjähriger Sultanssohn blieb die ganze Zeit bei mir. Er konnte mir ganz genau Auskunft geben über die englische und deutsche Interessensphäre und über deren Grenze hier westlich vom See. Giebt es auch in Kisuaheli kein Wort für Interessensphäre, so drückte er sich doch sehr korrekt aus, indem er sagte: „Dort wollen die Engländer, hier wollen die Deutschen herrschen."

Diese Ausdrucksweise des Jungen ist nur zu charakteristisch für die Verhältnisse im Wassibi-Lande. Schon aus den erwähnten Machtverhältnissen geht hervor, daß an ein Herrschen der Station nicht zu denken ist. Die Sultane fühlen sich souverän und räumen ihr nur so viel Einfluß ein, als wie sie ihr Macht zutrauen. Es ist der Einfluß, den jeder Europäer, kraft seiner Stellung als solcher, ausüben wird. Einige Kriege, bei denen das Moment der Ueberraschung die Hauptrolle spielte, wurden glücklich von der Station beendet, ohne eine Aenderung dieser Verhältnisse herbeizuführen. Die Station ist noch nicht in der Lage, hier zu befehlen. So lange sie sich mit dieser Stellung begnügt, wird der Frieden nicht gestört werden, sobald sie aber versucht, die Souveränität der Sultane zu beseitigen, wird ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen, dessen Ausgang sehr zweifelhaft sein dürfte.

Allerdings könnte man mit einem überraschenden Schlage leicht

für den Augenblick des Gegners Herr werden, würde vielleicht auch keine wesentlichen Schwierigkeiten finden, für einige Zeit die Lage so zu gestalten, daß man selbst glaubt, die Macht der Sultane gebrochen zu haben. Unzweifelhaft aber würde der alte Kampf immer wieder auf's Neue entbrennen, sobald die Wassiba Aussicht hätten, ihre frühere Selbständigkeit wieder zu erlangen. Deshalb ist diesem Lande gegenüber Vorsicht geboten. Die Station, welche Karawanenstraßen nicht zu schützen hat, sollte eigentlich nur den Zweck haben, als Wachtposten gegen England resp. Uganda zu dienen. Im Lande haben wir gar keine Interessen.

Ein kleiner Zwischenfall trübte auf kurze Zeit unser Zusammensein im Lager. Dies war von Sultanssoldaten umstellt, um das gewöhnliche Volk fernzuhalten. Hierüber wohl ärgerlich, hatte ein betrunkener Mssiba meinen Posten mit einem Stein geworfen. Um unserer eigenen Sicherheit willen mußte ich Genugthuung fordern und ließ dem Sultan sagen, daß ich abziehen müsse, wenn dies noch einmal vorkäme oder wenn der Mann nicht energisch bestraft würde. Meine Soldaten machten sich fertig und luden die Gewehre, um für alle Fälle sicher zu sein. Der junge Sultanssohn war darüber tief traurig und sagte fortwährend in seinem gebrochenen Kisuaheli: „Hapana mbana ote wasuri." — „Nicht Herr, Alles schön". —

Vorsicht war trotzdem geboten, hatten meine Soldaten doch erst kurz vorher gesehen, daß die mit Hinderladern bewaffneten Leute einen vollen Patronengürtel unter ihrem Kittel trugen. Hier bei Mukotami sah man sehr viel Hinterlader, selbst ein deutsches Schutztruppengewehr wurde mir gezeigt, angeblich von der Station geschenkt. Die Stationschefs in Ostafrika mögen vielleicht die Erlaubniß haben, auch Hinterlader zu verschenken. Eine solche Erlaubniß ist daselbst bei dem starken Personenwechsel aber nicht angebracht. Der Sultan, dem heute ein Hinterlader geschenkt wird, ist sicher ein ergebener Freund des gütigen Spenders und wird nie gegen ihn die Waffe erheben. Wer will sich jedoch dafür verbürgen, daß dieser Sultan sich mit einem neuen Herrn verträgt? Entsteht

ein Krieg, so wird er den Hinterlader nicht verschmähen, und dieser wird besonders in den Viktoriasee-Ländern, wo es so viele Elephantenjäger giebt, stets eine Verderben bringende Waffe sein. Von einem Verbot, Hinterlader zu verschenken, dürften selbst die schlechten Doppelflinten, deren man in diesen Ländern viele findet, und die verschiedentlich von den Stationen sollen verschenkt worden sein, nicht ausgenommen werden. Wer denkt, daß die Leute die Munition sofort verknallen und dadurch den Hinterlader für sich unbrauchbar machen, irrt sich. Alle Munition wird aufgespeichert und selbst bei den Kriegen zwischen den Eingeborenen nicht benutzt; so liegt sie da, bis zu dem Augenblick, in welchem sie Alles auf einen Wurf setzen.

War auch hier zunächst nicht an der Friedensliebe des Sultan zu zweifeln, so konnte eine Erregung sich doch leicht fortpflanzen und unberechenbare Folgen herbeiführen. Ungemüthlich ist eine solche Lage stets. Einerseits ist man genöthigt, den Leuten Vertrauen entgegen zu bringen, ihnen zu zeigen, daß man sich sicher fühlt, indem man mit so geringer Macht zu ihnen kommt, andererseits aber giebt man sich dadurch ganz in ihre Gewalt; so dicht von Tausenden umgeben, könnte man geradezu erdrückt werden.

Es ist daher nöthig, daß die Europäer stets ein gutes Gewissen haben, daß sie eine augenblickliche Verlegenheit des Sultan oder eine vorübergehende eigene Stärke nicht zu sehr ausnützen, sonst führt man Verhältnisse herbei, in denen das gegenseitige Vertrauen aufhören muß. Wehe dem Europäer, der ein Mal den Frieden — nach Ansichten der Eingeborenen — heimtückisch gebrochen hat, und der sich in die Gewalt der Eingeborenen begiebt! Bedächte doch auch Jeder, daß alle Europäer solidarisch mit einander verbunden sind, damit nicht ein unschuldiger Nachfolger eine traurige Saat zu ernten hat. Maßnahmen, durch welche das Vertrauen der Eingeborenen erschüttert werden muß, können nicht genug verdammt werden. Heilig muß dem Europäer stets das Gastrecht sein, wie es den Eingeborenen heilig ist, sonst wird sich nie mehr ein Europäer zu einem eingeborenen Sultan begeben können und jeder civi-

lisatorische Einfluß wird unmöglich. Immer noch nicht legt man auf die Frage der Behandlung der Neger den nöthigen Werth, sonst könnten z. B. nicht, ohne irgend welche Kritik hervorzurufen, Handlungsweisen in neuester Zeit bekannt gegeben werden, die den ersten Grundsätzen über die Behandlung von Negern zuwider gehen, Handlungen, die das heilige Gastrecht mit Füßen treten.

Der Sultan war diesmal zum Frieden geneigt und schickte sofort einige Säcke mit Kaurimuscheln, und ließ um Entschuldigung bitten. Damit war der Zwischenfall erledigt.

Die Kaurimuscheln erregten große Freude bei meinen Leuten. In Uganda und Ussiba ist diese Kaurimuschel das Kleingeld. Nachdem sie vor Zeiten durch Schiffe von Ost- nach Westafrika geschafft wurde, gelangte sie durch ganz Afrika bis an's Westufer des Viktoria-Sees. Eine neue Einfuhr findet kaum statt. Der Preis ist ein so geringer, daß ihre Einfuhr sich nicht lohnen würde. Für ein Dotti Zeug, im Maaße zwei Armspannen gleich, das am See einen Marktpreis von etwa 4,00 Mk. hat, erhält man bei den Wassiba 600, bei den Waganda 1000 Kaurimuscheln. Auf der Kaurimuschel liegt gewissermaßen ein Zwangscours, denn sie wird nur in ihrer Eigenschaft als Geld benutzt, sie dient nicht als Schmuck und ist außerhalb der Grenzen völlig werthlos. Die Sultane sorgen dafür, daß die Kaurimuscheln sich nicht selber durch eine zu große Menge entwerthen, indem sie durch gehörige Einziehung derselben und Ansammlung in ihrem eigenen Schatze die Zahl der umlaufenden Muscheln verringern und somit ihren Werth erhöhen.

Am nächsten Morgen wurde ich wiederum zum Sultan geleitet. Er bat mich, vor meinem Weggange ihm etwas vorexerciren zu lassen. Während der Sultan seinen Kopf vorsichtig so weit hinter seinen Schilden hervorstreckte, daß er den Hof übersehen konnte, ließ ich sechs Soldaten durch einen Ombascha — Gefreiten — vorexerciren. Einige Griffe, Wendungen, Marsch, Laufschritt, Alles natürlich nach deutschen Kommandos; dann Lösung einer taktischen Aufgabe, regelrechter Angriff und Sturm auf die Sultanshütte. Alles klappte. Als bei dem letzten „Marsch, Marsch, Hurrah!" die

Soldaten in die Hütte hineinstürmten, zog der Sultan sein Köpfchen zurück und brachte seinen hohen Leib in Sicherheit.

Beim Abschiede war er tief gerührt, was ihn jedoch nicht abhielt, fleißig weiter in den Elfenbeinzahn zu spucken. So schied ich auch von diesem Sultane, wenn schon ohne Händedruck, so doch im besten Einvernehmen.

Etwa zehn Tage später kam ich in das Land des dritten der Wassiba-Sultane. Ich kam von Norden her per Boot nach der in einem anderen Kapitel beschriebenen Kagera-Fahrt in seinem Lande bei einem ziemlich wohlhabenden Fischerdorf an. Bei meiner Ankunft machte ich nichts weniger als den Eindruck eines Mbana mkuba — großen Herrn —. Infolge der Ereignisse bei der Kagera-Fahrt mochte ich mit meinen drei Soldaten, mit meinem geringen Hab und Gut, halbverhungert, recht zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls ahnte dort Niemand, daß ich der Mbana mkuba sei, der bei ihrem Herrn bereits angemeldet war, und für dessen Empfang schon seit Langem Vorbereitungen getroffen wurden. Ich mußte hier einige Tage verweilen, um meine Karawane heranzuziehen, damit ich in Kijosa's Residenz mit dem nöthigen Anstand einrücken konnte. Die Leute in dem Fischerdorfe waren harmlos und friedlich, aber Lebensmittel wollten sie nicht herausrücken. Schließlich — Essen mußten wir haben — breitete ich meine paar Tauschwaaren aus und erklärte ihnen, für ihre Sachen Alles geben zu wollen, was sie forderten. Dem Anblick der Tauschwaaren konnten sie nicht widerstehen, und bald hatte ich eine Ziege, verschiedene Hühner, Eier, Bananen und alles Nöthige, wenn auch für den zehnfachen Preis dessen, was man auf dem Markte gegeben haben würde. Die Leute sind bei ihren geringen Bedürfnissen zufrieden, das Geld hat daher bei ihnen nur einen geringen Werth, und es muß ihnen viel geboten werden, wenn sie freiwillig von ihren Sachen etwas abgeben sollen.

Noch in der ersten Nacht kam ein Abgesandter des Sultan zu meiner Begrüßung. Am nächsten Morgen kam tief traurig einer nach dem anderen der Verkäufer an und brachte mir meine Tauschwaaren zurück. Es fehlte nicht eine Kaurimuschel. Der Gesandte

des Sultan erklärte mir, daß die Leute das Geld zu Unrecht genommen hätten. Ich sei Gast des Sultan, und als solcher gehöre mir Alles. Die kleine Strafe war den Leuten ganz gesund, ein anderes Mal werden sie einen Europäer auch ohne Aufforderung des Sultan zuvorkommend mit dem Nöthigsten versehen.

Nachdem ich mich mit meiner Karawane vereinigt, zog ich nach Kijosa's Residenz, wo ich mit demseben Pomp wie bei den anderen Sultanen empfangen wurde.

Meinen Zug begleitete eine Unmenge von Landesbewohnern, welche sich reichlich mit Eßwaaren versehen hatten und eine große Zahl bottichartiger, mit Pombe gefüllter Gefäße mitschleppten. So machte der Zug den Eindruck eines zu einem Volksfeste ziehenden Menschenstromes.

Kijosa kam mir wie Mukotami entgegen, gab aber bald ganz seine majestätische Würde auf. Das ununterbrochene Händeschüteln war auch hier nicht appetitlicher. Ein schönes indisches Tuch, daß er außer seiner Fellkleidung trug, zeigte, daß er sich für einen aufgeklärten Geist hielt. Auf seinen Wunsch schloß ich mit seinem jungen Sohn Lugimbani Blutsfreundschaft. Die Ceremonie nahm ein Großkatikiro, der erste Würdenträger, vor. Vorsichtiger Weise aber stellte ich ein Secirmesser hierzu zur Verfügung. Lugimbani, des Sultan Sohn, und ich gingen nach meinem Zelte und setzten uns dort neben einander nieder. In unsere Bauchhaut machte uns nun der Katikiro einen kleinen Ritz, so daß Blut herausquoll. Eine Kaffeefrucht wurde geöffnet und jeder von uns nahm eine von den beiden Bohnen, tauchte dieselbe in das eigene Blut und legte sie dann auf die mit einem Bananenblatte belegte rechte Hand. Jetzt hielt der Muniampara wie ein Geistlicher bei der Trauung eine lange Rede, in der er über die Blutsfreundschaft und deren Pflichten sprach. Ewige Treue und Freundschaft, Erfüllung aller Bitten, Beistand in Noth und Gefahr, das war so der langen Rede kurzer Sinn. Dann durchkreuzten wir unsere Arme, ähnlich wie beim Schmollis-Trinken, und Jeder schluckte des anderen Bohne hinunter. Hiernach war natürlich die Freude groß. Feste wurden veranstaltet,

und die ganze Nacht hindurch wurde gesungen von dem jungen Sultanssohne und dem Fremdling, die Blutsfreundschaft geschlossen hatten. Der Sultan schlachtete einen Ochsen und machte mir werthvolle Geschenke, während ich meinem jungen Blutsfreunde eine schöne rothe, mit Silber besetzte Sudanesen-Jacke, sowie allerhand Kleinigkeiten und Spielzeug, mit denen man hier in den Landestheilen westlich vom Viktoria-See noch rechte Freude machen kann, schenkte.

Einen Tag war ich noch genöthigt, am Ufer zu lagern, da das Wasser zur Abfahrt zu stürmisch war. Mein Blutsfreund, sowie mehrere andere Söhne des Sultan blieben bei mir und sorgten bestens für mich. Einer dieser Söhne war taubstumm, doch zeigte er eine Intelligenz, die auch einem europäischen Knaben alle Ehre gemacht haben würde. Als ich z. B. dem Lugimbani eine kleine Kinderspieluhr schenkte, sah er sie sich an und frug durch Geberden, ob dies kleine Instrument nicht dasselbe mache, wie die Musikkapelle seines Vaters. Als ich am nächsten Morgen dies interessante Land verließ, um mich wieder nach dem Südufer zu begeben, stand mein junger Blutsfreund noch lange am Ufer und winkte mir nach.

XII.

Fünf Tage auf dem Kagera-Nil.

Nach dem im vorigen Kapitel geschilderten Besuche beim Sultan Mututembe zog ich weiter nach Westen bis nach Karagwe. Hier am Westufer des Sees, im nördlichsten Theile unseres deutschen Gebietes, fließt der Kagera, der Hauptzufluß des Viktoria-Sees, und somit der Nil. Er bildet eine politische Grenze zwischen den Eingeborenenreichen und ist von den Regierungsvertretern von Deutschland und England am See vorläufig als Interessengrenze angesehen worden, da die Vertragsgrenze, der erste Breitengrad, auf beiden Seiten geschlossene Landestheile zerschneidet. Hier gilt es, die Augen auf zu behalten; sowohl England wie der Kongostaat würden den Kagera gern als Grenze haben, wobei wir den Kürzeren ziehen würden. Dem Kongostaat würden wir einen großen Theil des zukunftsreichen Ruanda schenken und England einen Theil des fruchtbaren Buddu-Landes, während wir von England nur die für dasselbe werthlose Kagera-Mündung erhielten. England gegenüber sind wir ja vor Ueberrumpelung sicher, aber nicht so dem Kongostaat gegenüber, da dieser an den Deutsch-Englischen Vertrag nicht gebunden ist. Hier würde es nothwendig sein, um ein jetzt noch zweckloses Eindringen in das Gebiet zu vermeiden, die Interessensphäre als Kolonie zu erklären. England gegenüber müßte man eine Grenzlinie durchzusetzen suchen,

die etwa an dem mit „Kiwale“ bezeichneten Nebenfluß des Kagera entlang bis zum Albert Edward-Nyansa liefe. An anderer Stelle könnte England ja vielleicht entschädigt werden. Diese waldreiche Gegend, dies fruchtbare, besonders Kaffee erzeugende Land mit seiner intelligenten, für unsere Soldatenanwerbung äußerst wichtigen Bevölkerung ist für uns von größtem Werthe, jedenfalls so werthvoll, daß wir von diesem Gebiete, das uns das Schicksal geschenkt hat, nicht die Breite eines Fußes aufgeben dürften. Die vorläufige Vereinbarung zwischen den Regierungsvertretern, den Kagera-Nil als Grenze zu betrachten, ist augenblicklich nicht schädlich, da wir in diesem Augenblicke das Buddu-Land noch nicht in Angriff nehmen können; wohl aber wäre es zu wünschen, daß solche provisorischen Abmachungen nicht zu endgültigen werden.

Etwa an der Stelle, wo der Kreisbogen des Unterlaufes des Kagera-Nil den südlichsten Punkt erreicht, liegen zwei Araber-Lager $1^1/_2$ Stunde von einander entfernt, an der Kituntu- und der Kitangule-Fähre. Wenn man in den Atlanten eine Fähre an dem Kagera-Nil verzeichnet sieht, so geräth man leicht in Versuchung, zu glauben, daß dort sicher ein größeres Fährboot vorhanden ist. Nicht wenig erstaunt war ich daher, als ich an den Fähren nur je zwei ausgehöhlte Baumstämme vorfand, wie sie am ganzen Kagera bei jedem der vielen am Flusse liegenden Dörfer als Fahrboot benutzt werden. Größere Boote, wie sie auf dem Viktoria-See vorkommen, giebt es hier nicht, was darin seinen Grund haben mag, daß von einem eigentlichen Befahren des Flusses gar keine Rede ist. Die Kagera-Boote werden nur zum Uebersetzen über den Strom, sowie zum Befahren kurzer Strecken dicht am Ufer entlang behufs Ausübung des Fischfanges benutzt, der mittelst künstlich geflochtener Fischfangkörbe betrieben wird.

Bei den Arabern hatte ich mich vorher angekündigt; deshalb kamen mir 6 Araber von der Kituntu-Fähre in das letzte Lager entgegen, um mich zu begrüßen. Am nächsten Tage wurde ich von ihnen in ihrem Lager bewirthet. Ein solches Lager besteht aus einem ziemlich fest aus Holz gebauten geräumigen Hause für

die Araber und vielen kleineren Hütten für ihre Gefolgschaften — Wagwana. Diese Lager sind so gut wie unbefestigt, ein Zeichen, daß hier die Araber an Kriegführen nicht denken. In dem Lager an der Kituntu-Fähre mochten sich etwa zehn weiße Araber befinden, in dem an der Kitangule-Fähre etwas weniger. In Letzterem hielten sich zwei Haupthändler auf, der eine, ein alter ehrwürdiger Inder, der andere, ein Neger. Der Hauptzweck meines Besuches in den Araberlagern war, mich über die Handelsverhältnisse zu orientiren. Die Araber, die den Viktoria-See schon verlassen haben, haben ihre Operationsbasis hierher vorgeschoben. Hier halten sie sich gewöhnlich zwei bis drei Jahre auf. Von hier aus senden sie ihre Leute, Sklaven und Klienten mit Tauschwaaren — Stoffen, Pulver ꝛc. — in die verschiedenen, Wochen und Monate weit entfernt liegenden Gebiete, welche noch nicht in der Lage sind, mit der Küste direkt in Verbindung zu treten. Die Araber selbst schließen keine Geschäfte ab und dürften auch in dem Lande, in dem sie sich niedergelassen haben, kaum lohnende Geschäfte machen können. Jetzt ist es hauptsächlich das im Norden liegende Unjoro, aus dem sie das Elfenbein ziehen.

Da der Kagera-Nil von Europäern noch nicht befahren wurde, der Unterlauf auch geographisch noch nicht bestimmt ist, so war es mein Wunsch, auf meiner Rückreise den Wasserweg zu wählen. Ich stieß aber zunächst auf Schwierigkeiten. Größere Boote waren, wie schon erwähnt, nicht zu bekommen, auch wollte sich keiner der Eingeborenen entschließen, uns in den kleinen Booten stromab zu fahren aus Furcht vor den vielen im Flusse vorkommenden Flußpferden und Krokodilen. Deshalb wandte ich mich an den mir befreundeten Sultan Mututembe, und dieser befahl seinem Untersultan, unter allen Umständen meinen Wünschen Folge zu leisten. Es wurden nun drei von den ausgehöhlten Baumstämmen genommen und mittelst dreier Querbalken fest aneinander gebunden. Vorn ließ ich mir ein schützendes Dach befestigen und unter demselben meinen Sorgenstuhl festbinden. Dieser Stuhl, der mich auf allen Bootsfahrten und von Tabora bis zur Küste stets

begleitet hat, war in Wahrheit mein Sorgenstuhl; denn er war in Tabora gebaut worden und zwar aus Holz von dem zerstörten Ipuli, der Quelle all' unserer Sorgen und Leiden!

An Gepäck wurde nur das Nothwendigste mitgenommen, an Mannschaft drei Soldaten, ein Boy und drei Eingeborene als Bootsleute. Das kleine Fahrzeug war damit völlig besetzt. Während ich die Hauptmasse der Karawane auf dem Landwege entlang sandte, in der Hoffnung, täglich mit ihr ein gemeinsames Lager am Kagera-Ufer zu beziehen, fuhr ich unter dem Freudengeheule und den Freudentänzen der Eingeborenen stromab. Große Volksmassen begleiteten mich am ersten Tage. Das Gerücht von meinem Kommen war mir vorausgeeilt, und jedesmal, wenn ich ein Dorf passirte, standen die Einwohner bereits am Ufer, um mich anzustaunen und zu begrüßen.

Der Kagera-Nil hatte eine freie Wasserfläche von 50—80 m Breite, welche meist von Papyrus, einem staudenartigen Schilfgewächs, begrenzt wird; zwischen diesen fuhr man wie in einem von Mauern eingefaßten Kanale. Die größten Tiefen, die der Kagera-Nil fast bis zur Mündung zeigt, betrugen 10—12 m. Die Tiefe nimmt aber nach dem See zu ab. An der Papyrus-Linie hatte der Fluß noch eine Tiefe von 4 m. Untiefen giebt es nicht. Die ganze Flußbreite beträgt meist mehrere hundert Meter. An manchen Stellen hat der Papyrus sogar eine Ausdehnung von mehr als 1000 m. Der Kagera hat eine „reißende" Geschwindigkeit und durchfließt mit einer Unzahl von Windungen das Kagera-Thal. Oft fuhren wir wieder direkt in entgegengesetzter Richtung. So geschah es denn, daß wir erst nach mehr als 2 Tagen den Punkt erreichten, an dem ich das erste gemeinsame Lager hatte beziehen wollen. Hierdurch verloren wir ganz die Fühlung mit meiner Karawane und waren auf uns allein angewiesen.

Gewöhnlich brauchten wir uns nur treiben zu lassen gleich den vielen schwimmenden Pflanzen, die eigenthümlicher Weise dieser Strom aufweist. In Form einer Rosenknospe ragt das grüne Pflänzchen aus dem Wasser, mit Hilfe der Wurzeln das Gleichge-

wicht haltend. Bei jeder Biegung trat das Thalufer an das Wasser heran. Diese Ufer, welche in Karagwe steil und wohl 20 m hoch waren, werden nach dem See zu immer niedriger und zeigen schließlich kaum noch 1—2 m Höhe. Im Allgemeinen sind die Ufer mit wenig Wald besetzt, in Karagwe allerdings gab es ein vorzügliches Bauholz, das jedoch wie viele gute Bauhölzer in Afrika im Wasser untersinkt. Am Norduser des Kagera finden sich noch große Waldungen, die sich bis tief in das Buddu-Land erstrecken. Hier zeigt sich zum ersten Male eine sogenannte tropische Vegetation. Prachtvolle Baumgruppen, Urwaldlandschaften sieht man hier, besonders wenn man etwas nach Norden vordringt. Hier kann man sich eine Vorstellung von der Pracht der westafrikanischen Landschaft machen. Weist auch das Westufer des Viktoria-Sees schon die westafrikanische Flora auf, so ist sie doch dort noch mit der ostafrikanischen Dürftigkeit vertreten. Doch hier am Kagera giebt es einzelne Stellen, wo sie mit der westafrikanischen Ueppigkeit vorkommt. Verwöhnt ist man durch Landschaftsbilder in Ostafrika nicht. Die schönste Vegetation zeigt sich hauptsächlich an der Küste. Der Einfluß des Meeres bewirkt hier eine Ueppigkeit, wie sie im ostafrikanischen Innern nicht zu finden ist. Hier wird man dann ganz bescheiden. Eine grüne Wiese, ein blattreicher Baum, oder gar einige Blumen, mag es auch nur die heimathliche Primula veris oder eine Waldblume von einer Dürftigkeit, wie sie Deutschland gar nicht kennt, sein, erfreut schon im höchsten Maße. Landschaften, wie sie das hügelige Usagara und Mkami oder das gebirgige Momboia uns zeigt, würden nach Europa versetzt, kaum besonders schön gefunden werden, verursachen aber in Afrika in uns ein förmliches Entzücken. Man muß aber bedenken, daß man unter Umständen drüben Tage und Wochen lang marschiren muß, ohne einen grünen Halm oder ein grünes Blatt zu sehen. Im ganzen Ussukuma-Lande südlich vom Viktoria-See gab es keinen Baum, keinen Strauch, und als ich das Unjamwesi-Land nach Verlassen von Tabora durchzog, gab es zwar Wälder, aber sie bestanden meist aus dürftigen, verkrüppelten Bäumen, die zur Zeit nicht ein grünes

Blatt aufwiesen. Eine kleine Abwechselung bieten nur die an den vereinzelten Flußläufen, sowie in einigen Ebenen vorkommenden Dumpalmen, sowie die an der Karawanenstraße vereinzelt, aber im nördlichen Unjamwesi-Lande in Mengen vorkommenden Baobab. Diese letzteren — die Affenbrotbäume — sind es, die es einem wieder deutlich vor Augen führen, daß man sich doch in einem Wunderlande und nicht etwa im Lande der Wunder, nämlich Uleia, wie man drüben Europa nennt, befindet.

Das Gesagte möge nur zeigen, wie wenig verwöhnt man in Afrika ist, und wie dankbar ich infolge dessen über das bischen Urwald am Kagera war. An den ersten Tagen wurden wir stets freundlich am Ufer aufgenommen. Schon von Weitem sah man die schönen Bananenhaine, in denen sich die zerstreuten Eingeborenen-Hütten befinden. Der Dorfälteste nahm sich unserer stets sofort an und machte eine Hütte leer, in welcher die Soldaten und Bootsleute einquartiert wurden. Dann brachte man uns Lebensmittel, und der Dank der Leute für die Gegengeschenke war stets ein herzlicher. Die meisten ostafrikanischen Völker sprechen ihren Dank nicht aus, selbst wenn sie durch ihre ganze Handlungsweise zeigen, daß sie ein wirkliches inneres Dankgefühl besitzen. Den meisten Sprachen mangelt sogar ein Wort, das unserem „Danke" entspricht. Anders bei den Wassiba, wo der kleinste Junge nie versäumen wird, sein „Kassingi", „Kassingi" zu rufen und dabei die Handflächen zusammenzuschlagen. Die Fahrt war nicht ohne Gefahren. Meist in Herden von einem oder mehreren Dutzend tummeln sich Flußpferde im Wasser. Glücklicherweise bemerkt man sie frühzeitig, da sie alle paar Minuten ihre mächtigen Köpfe zum Athmen aus dem Wasser strecken. Mit ihren kleinen Augen spähen sie über das Wasser dahin, indem sie vom Kopfe nur den obersten Theil sehen lassen. Dieser Theil ähnelt in solcher Stellung zum Verwechseln dem eines Pferdes. Am dritten Fahrttage berührte ein Flußpferd beim Auftauchen unser rechtes Boot. Zum Glück geschah es aber in immerhin noch so zarter Weise, daß von den drei zusammengebundenen Booten nur das gerade berührte in einige Stücke zerbrach, die beiden anderen aber

nicht beschädigt wurden, so daß wir mit dem Schrecken davon kamen. Ohne es als Jagd zu betrachten, mußte schon frühzeitig auf die Thiere geschossen werden, um sie zum Platzmachen zu bewegen. Wohl Tausende dieser Nilpferde haben wir während der fünftägigen Fahrt gesehen. Weniger gefährlich für uns waren die Krokodile, die, vielfach auf dem Wasser wie ein Holzklotz schwimmend, von selber Platz machten, oder in großer Zahl zusammen auf sandigen Uferstellen sich sonnten. Sehr komisch wirkte der Anblick der vielen um und auf den Krokodilen sitzenden Vögel, nach denen zu schnappen die sonst so gefräßigen Thiere sich nicht die Mühe gaben. Am zweiten Tage gelang es mir, durch einen Schuß, der das rechte Auge traf, ein Krokodil zur Strecke zu bringen. Das $4^3/_4$ m lange Thier wollte bei unserem Nahen in's Wasser schlüpfen, wurde aber durch die tödtliche Kugel schon halb im Wasser daran verhindert. Es war mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, des Thieres Herr zu werden, d. h. ihm das Fell abzuziehen. Der muskel- und nervenreiche Schwanz machte, besonders bei jeder Berührung, die unliebsamsten Bewegungen. Das Abhäuten begann am Kopfe, und doch hatte sich, als bereits der ganze Leib seiner Hülle entkleidet war, der Schwanz noch nicht beruhigt. Dem nunmehr abgehäuteten rosafarbenen Thier wurde ein Stock in den mächtigen Rachen gesperrt, um so seinen Gefährten als Warnung und dem zweiten, den Kagera befahrenden Europäer als Gruß zu dienen. Das Fleisch hat einen widerlichen Geruch und wird von den meisten Eingeborenen verabscheut. Keiner wird zugeben, Krokodilfleisch gegessen zu haben. Die einzelnen Völkerschaften beschuldigen sich immer gegenseitig, daß sie Krokodile essen, um damit die Rohheit und Wildheit der andern zu zeigen. Fragt man dann aber die so beschuldigten Leute darnach, so weisen sie die Verläumdung mit Entrüstung zurück. Das Flußpferd-Fleisch ist dagegen ein gesuchtes Essen, das auch von Europäern vielfach nicht verschmäht wird. Eigenthümlich war der Widerwille vieler Leute, so vor Allem meiner Sudanesen- und Somali-Soldaten, gegen das Zebrafleisch, welches von den gewöhnlichen Trägern anstandslos gegessen wird.

Auf meine Frage, weshalb sie das Zebrafleisch nicht äßen, sagten sie, das Zebra sei ja ein Pferd. Da das Fleisch des Flußpferdes sehr beliebt ist, die Zähne auch Elfenbeinwerth haben, so wird den Thieren eifrig von den Eingeborenen nachgestellt. Das Flußpferd geht am Abend auf die Ufer zum Grasen. Die Stellen, wo sich diese Kolosse herauf und herunter wälzen, erkennt man sofort. An diesen sieht man vielfach galgenartige Gerüste, an dessen Seiten Dornengestrüpp und Gruben angelegt sind, um die Flußpferde zu veranlassen, unter dem Galgen durchzugehen. Ein mit einer starken Eisenspitze versehener und mit Steinen beschwerter kurzer Speer ist an dem Galgen so aufgehängt, daß er herunterfallen muß, wenn das durch den Galgen gehende Thier einen Fangstrick zerreißt. Von dem meist vergifteten Speer verletzt, verendet es zumeist am Lande. Im See selber bedient man sich besonders der Harpune zum Fang der Flußpferde. An einer langen Stange sitzt lose eine Eisenspitze mit Widerhaken. An dieser Spitze befindet sich ein langer Strick. Der Jäger sucht in die Nähe eines Flußpferdes zu kommen und stößt dann die vergiftete Spitze dem Thiere in den Leib. Der lange, am Ende mit einen Stück sehr leichten Holzes versehene Strick giebt stets die Stelle an, an der das Thier sich befindet, das vielleicht erst nach einigen Stunden verendet. Das Fleisch wird trotz der Vergiftung genossen. Auf diese Weise werden große Massen von Flußpferden getödtet, weshalb diese Thiere im See jetzt schon immer seltener werden.

Während der kleinen Jagdepisode am zweiten Tage meiner Fahrt hatte ich Gelegenheit, und zwar das einzige Mal, zu sehen, wie Eingeborene sich Feuer machen. Es mag dies selten vorkommen; denn die Leute fachen immer mit den glühenden Resten des alten Feuers das neue an. In den üblichen Lagerplätzen an der Karawanenstraße, sowie auch in den Dörfern findet man immer glühende Hölzer. Ein trockener Baumstamm ist gewöhnlich der Verwahrer des Feuers, indem er zunderartig weiter glimmt. Verläßt eine Karawane den Lagerplatz, so wird dieser Baumstamm an einem möglichst trockenen Platze verwahrt, und die nächste, vielleicht erst

nach Wochen kommende Karawane findet ihn noch glühend vor. Hier am Ufer während der Abhäutung des Thieres machte sich aber ein Bootsmann das Vergnügen, mir zu zeigen, wie im Nothfalle Feuer gemacht wird. Er nahm ein trockenes Aestchen, machte ein kleines Loch in die Außenseite, steckte senkrecht hinein ein anderes Stöckchen und drehte den Stock wie einen Quirl zwischen den Handflächen. Bald begann es zu rauchen und zu glimmen, und indem er etwas trockenes Gras an die Reibungsstelle legte, fing dasselbe angefacht schnell helles Feuer.

Wie schon bemerkt, war ich von meiner Karawane getrennt. Im zweiten Lager hatten wir uns noch durch Schüsse verständigt, dann aber hatte sich die Karawane direkt nach dem ihr bekannten Zielpunkt, der Hauptstadt des Sultan Kijosa begeben. Bei der Karawane war der von mir vom Sultan Mututembe gestellte Kirangosi — Führer —, der mein Kommen stets verkünden sollte, geblieben. Da dieser mit der Karawane das Kagera-Ufer verließ, wurde ich nicht mehr angekündigt, und anstatt des früheren herzlichen Empfangs wurde mir nunmehr ein sehr mißtrauischer zu Theil. Am vierten Tage wollte man mich gar nicht an's Ufer lassen. Schon von Weitem hatte man mich gesehen; aufgeregt liefen die Leute am Ufer zusammen, zerstreuten sich dann, und bald hörte man die Kriegshörner erschallen. Uns war das Gebahren der Leute ganz unerklärlich. Meine Bootsleute hatten diesen Ort als Nachtlager für uns in Aussicht genommen. Es war schon sehr spät, und in der Nähe schien sich kein anderer Platz zu befinden. So fuhren wir denn trotz des energischen Abwinkens einiger Leute an's Ufer. Wir sprangen an's Land, und nachdem die förmlich wüthend gewordenen Leute sich etwas ausgetobt hatten, erklärten wir, daß wir ja Freunde ihres Sultans Mututembe seien, den ich vor Kurzem erst aufgesucht hätte. Da war die Freude groß, sofort stellte sich uns ein Mann als Dorfältester vor und lud uns ein, in seinem Dorfe ein Lager zu beziehen. Leider lag das Dorf etwa 10 Minuten vom Ufer entfernt. Gefahr schien aber nicht vorhanden, denn der Dorfälteste machte einen guten Eindruck und es schien ihm Ernst um die Sache

zu sein. Er schickte nach dem Dorfe, ließ Leute zum Transport meiner Sachen holen und verkündete, daß ich ein Freund des Mututembe sei. Im Dorfe war Alles friedlich. Der Dorfälteste bat sogar, daß die Damen des Dorfes in's Lager kommen dürften, um den weißen Fremdling zu betrachten.

In der Ferne aber hörte man doch noch ab und zu das Kriegshorn ertönen. Sehr bald kamen einige Trupps bewaffneter Krieger an. Unter den ersten ein Manangua — Verwandter des Sultan —. Ich hatte mit ihm eine längere Unterredung. Er theilte mir mit, daß das Volk beunruhigt wäre, weil ihm mein Kommen nicht mitgetheilt worden sei, und es mich für einen Engländer gehalten hätte. „Ja, aber kennt ihr denn meine Fahne nicht? Wißt ihr nicht, daß diese schwarz, weiß, rothe Fahne nur von Deutschen geführt wird?" „Diese Fahne haben wir noch nicht gesehen," sagte darauf der Manangua. Es mochte dies seine Richtigkeit haben; denn trotzdem den Sultanen die deutschen Fahnen gegeben worden waren, hatte ich im ganzen Lande keine gesehen. Nicht die deutsche Fahne hatten die Sultane bei meiner Ankunft gehißt, sondern ihre eigene. Trotz meiner Auseinandersetzungen schien er ein gewisses Mißtrauen nicht unterdrücken zu können. „Wie kommt es, daß der große Herr, der meinen Sultan besucht hat, hier fast ohne Leute, ohne Gefolge so plötzlich erscheint? Weshalb hast Du den gefährlichen und weiten Weg auf dem Flusse gewählt?" frug er verschiedentlich. Ich rieth ihm sowohl in seinem wie in meinem Interesse, schleunigst dem Sultan Mututembe die Botschaft zu senden, daß ich hier sei; der würde ihm dann schon die nöthigen Aufklärungen geben. Würde ein Haar mir gekrümmt, so würde nicht allein meine Expedition mich rächen, sondern auch Mututembe selber den Leuten zeigen, was es hieße, seinen Freund beleidigen. Wenn auch der Manangua und der Dorfälteste kein Mißtrauen mehr laut werden ließen und sicher redlich bemüht waren, Alles für mich zu thun, so hatten sie doch schon die Macht über die Leute verloren. Mehr und immer mehr Krieger strömten herzu, und einmal angekommen, wollten sie

sich nicht wieder wegschicken lassen. Es wollte ihnen gar nicht gefallen, daß der erhoffte „Radau“ ausfallen sollte. Auf einem 100 Meter vom Lager entfernten Platze lagerten die Leute und suchten sich nun die Zeit durch Kriegstänze und Gomaschlagen zu vertreiben, was sie natürlich immer mehr aufregte. Vor dieser Volksmasse konnte man schwer geschützt werden; man mußte auf seiner Hut sein. Geschlafen wurde in dieser Nacht nicht. Auch ohne die Gefahr wäre es bei dem wüsten Lärme kaum möglich gewesen. Angenehm war diese Nacht nicht. Ich hatte keine Vorstellung, wo wir uns befanden, da ich zur Ausarbeitung meiner Aufnahmn keine Zeit fand. Auf unsere Fragen stellten sich die Leute so dumm an, daß man hätte glauben können, sie hätten noch nie den Viktoria-See gesehen. Schließlich wurde uns versichert, daß wir noch ungefähr 9 Stunden bis zum Nyansa zu fahren hätten. Vor Morgengrauen sandte ich zum Dorfältesten mit der Aufforderung, mir Bootsleute zu stellen. Er machte Ausflüchte und hielt uns hin. Als ich sah, daß er uns auf diese Weise am Lande festhalten wollte, entschloß ich mich, ohne Bootsleute abzufahren. Glücklicher Weise hatte ich am Abende vorher sämmtliche Ruder an mich genommen. Alles Gepäck auf einmal mit uns nehmend, zogen wir zum Ufer. In einiger Entfernung um uns herum sprangen und heulten die Leute, ließen uns aber gewähren. Die Ungewißheit in Bezug auf meine Person und die Furcht vor ihrem Sultan Mututembe mochte sie von der Eröffnung von Feindseligkeiten abhalten. Kaum hatten wir vom Lande abgestoßen, so stürzte die ganze Bande an's Ufer und begleitete uns längst desselben mit Gejohle und Kriegsgeschrei. Wir ließen uns stromab treiben, ein Soldat steuerte, damit wir immer die Mitte des Stromes inne hielten. Die beiden anderen waren ebenso wie ich schußbereit. An einzelnen Stellen war unsere Begleitung durch die Papyruswälder verdeckt, dann bei einer Biegung empfingen sie uns wieder mit Geheul. Plötzlich nach einer Stunde rief der Steuermann: „Nyansa — Nyansa.“ Wir trauten unseren Augen kaum, als wir den See so plötzlich vor uns sahen. Was nun thun?

Sicherheit fanden wir nur in Kijosa's Land, das etwas südlich von hier lag. Ich beschloß daher, den Versuch zu machen, dorthin zu rudern. Es war allerdings ein eigenthümliches Unternehmen, uns mit unserem Fahrzeug auf den Viktoria-See zu wagen. Es gab aber keinen andern Ausweg. Die Bande am Ufer ließ uns gutwillig nicht heran, und bei der Ungewißheit dessen, was die Leute zu ihren Feindseligkeiten veranlaßt hatte, waren wir auf dem Wasser sicherer. Der Nyansa war spiegelglatt, und wir setzten mit neuen Hoffnungen unsere Fahrt fort. Weit auf den See hinaus durften wir uns nicht wagen. Unsere im Gänsemarsch laufende Begleitung konnten wir jetzt deutlich beobachten. Es waren Alles Soldaten, meist Trupps von 30—60 unter einem Führer. Ich zählte etwa 600 Krieger, unter ihnen einen Trupp von etwa 60 Gewehrträgern. Diese letzteren zeichneten sich durch ihre fortwährenden Kriegstänze aus, die, wenn wir an der ganzen Sache weniger betheiligt gewesen wären, uns sicher das höchste Interesse abgewonnen hätten. Die ersten kleinen Inseln hatten wir bereits passirt, schon sah man in der Ferne den Felsenvorsprung, hinter dem sich nach Südwesten zu der tiefe Golf ausdehnt, der uns Sicherheit bringen sollte, da begann sich das Wasser zu kräuseln, ein Wind erhob sich, und in kurzer Zeit war aus dem spiegelglatten See ein stürmisches Meer geworden. Es war ein schneller Uebergang, wie er für den See charakteristisch ist. Am Ufer hörte man schon höhnisches Geschrei. Einen Entschluß, ob wir mehr Vertrauen dem Wasser oder dem Lande schenken sollten, brauchten wir nicht zu fassen, denn wir wurden von den Wellen einfach nach dem Lande getrieben. Dann ein Krach! Eine Welle hatte uns an den Strand gesetzt, die nächste ging schon über uns hinweg. Unser armes Fahrzeug, das uns so treulich fünf Tage getragen hatte, bestand nur noch aus Trümmern. Der Länge nach waren alle Baumstämme gespalten. Zum Aeußersten entschlossen, Revolver und Gewehr bereit, wateten wir an's Ufer, 20 Schritt vom Wasser entfernt, stand die aufgeregte Bande. Wenig Schritte von uns entfernt lagen zwei Nyansa-Boote. Unwillkürlich mußte ich meine Lage mit der vergleichen, in welcher

sich Stanley auf der Insel Bumbide befand. Auch er stand mit nur wenig Leuten einer großen feindlichen Uebermacht gegenüber, rettete sich dann aber, indem er mit seinen Leuten plötzlich die auf den Sand gezogenen Boote in's Wasser schob und auf ihnen davon fuhr. Stanley ist wegen dieser Episode verschiedentlich verspottet worden, besonders als an dem Platz anstatt des früheren wilden Volksstammes ein harmloses, schüchternes Völkchen gefunden wurde. Das ist eben der Wandel in den afrikanischen Verhältnissen. Heute ist ein Dorf harmlos, schüchtern und friedlich, morgen ist es aufgestachelt vielleicht durch irgend einen Aberglauben, aufgeregt durch Kriegstänze und Genuß von Pombe in einen kriegerischen, halsstarrigen Zustand versetzt, in dem es die unüberlegtesten Handlungen vornimmt. Solche Veränderungen geben leider sehr oft zu falschen Schlußfolgerungen Anlaß. Die Erinnerung an Stanley ließ mich sogleich an die Boote denken. Ich gab Befehl, ohne daß es bemerkt wurde, die Boote im Auge zu behalten. Die Eingeborenen mochten aber auch die Wichtigkeit derselben erkennen, und einige stürzten sich sofort auf sie. Wir kamen ihnen jedoch zuvor und nahmen in den Booten Platz, bereit, sie zu vertheidigen. Bewußt waren wir uns aber, daß der erste Schuß, möge er auf unserer oder des Gegners Seite fallen, unser Verderben nach sich ziehen würde; denn abgesehen davon, daß wir einer mehr als hundertfachen Uebermacht gegenüberstanden, die in solcher unmittelbarer Nähe uns hätte erdrücken können, war unsere Munition auch sehr zusammengeschmolzen. Ich hatte das Gefühl, als ob jeder Einzelne der Gegner den Wunsch hegte, daß Feindseligkeiten ausbrächen, daß aber keiner die Verantwortung übernehmen wollte, selber zu beginnen und deshalb auf eine Gelegenheit harrte, daß ein Anderer den ersten Schuß abfeuerte. Als es sich jetzt um die Vertheidigung der Boote handelte, kam ein vornehmer Mssiba angelaufen, welchen ich bei Mututembe kennen gelernt hatte. Er bat uns dringend, nicht zu schießen; er wolle die Leute zurückhalten. Allzugroßen Einfluß schien er auf diese nicht zu haben, wohl aber gelang es ihm, die Leute etwas zurückzudrängen. Er sagte, er habe nach dem Distrikt-

chef, einem Manangua geschickt. Es seien Alles nur Mißverständnisse, Alles würde sich aufklären. Ich verlangte von ihm, daß die aufgeregte Menge 200—300 Schritt zurückginge; hierzu konnte er sie aber nicht veranlassen. Im Gegentheil sie fingen von Neuem an, sich durch Kriegstänze in Wuth hineinzuarbeiten. Noch ehe der Distriktchef erschien, kam uns aber der Himmel zu Hilfe, indem er einen wolkenbruchartigen Regen sandte. Das kühlte die Gemüther sichtlich ab; denn Einen nach dem Andern konnte man verschwinden sehen. Ich ließ schnell ein Zelt aufschlagen, um uns und den inzwischen eingetroffenen Manangua vor dem Regen zu schützen und gab Befehl, diesen, ohne daß er es merke, zu bewachen und als Geißel anzusehen. Sei es nun, daß der Sultan Mututembe schon Befehle geschickt hatte, sei es, daß der Regen es bewirkt hatte, jedenfalls waren die Leute jetzt unseren Wünschen zugänglich. Wenn man uns auch kein Essen brachte, so bemannte man uns doch zwei Boote, und wir konnten, nachdem das Wetter sich etwas gebessert hatte, das ungastliche Gestade wieder verlassen. Dem freundlichen Mssiba, der zur rechten Zeit bei Vertheidigung der Boote erschienen war, warf ich beim Abstoßen vom Lande ein kostbares Tuch zu, so daß er seine Europäerfreundlichkeit sicher nicht bereut haben wird.

XIII.

Bei meinem Blutsfreunde Roma.

Am Südufer des Viktoria-Sees, westlich vom Ukumbi-Golfe, liegt ein jetzt noch bedeutendes Reich, welches vom Sultan Roma beherrscht wird. Roma ist weithin bekannt als ein mächtiger Sultan, und schon Stanley wurde von ihm bei seiner Anwesenheit am See unliebsam begrüßt. Als ich in Tabora von Roma sprechen hörte, machte ich mir von ihm eine ganz falsche Vorstellung. Damals ahnte ich auch nicht, welchen schweren Schickungen die Sultans-Dynastie hier unterworfen gewesen war. Vor Zeiten hatte ein mächtiger, kriegerischer Sultan Ruhinda die Herrschaft über die Länder südlich vom Viktoria-See und westlich vom Ukumbi-Golf, sowie noch über den südlichen Theil des Westufers vom Viktoria-See. Ruhinda war der einzige Sultan am See, der damals den Waganda gegenüber stand und sie von seinem Lande fern hielt. Er hatte 40 Söhne, welche er meist, wie in Afrika üblich, als Untersultane in seinem großen Gebiete einsetzte. Als Ruhinda starb, wurde sein Sohn Kargita Sultan. Nun wollten die Untersultane, die durch die Selbstständigkeit, welche sie naturgemäß in einem so großen Reiche besaßen, übermüthig geworden waren, den Wechsel im Throne benutzen, um sich selbstständig zu machen und empörten sich. Mit großer Energie verstand es aber Kargita, Herr der aufrührerischen Brüder zu werden. Da diese mit Gewalt nichts aus-

richten konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Gift. Als Kargita eine Reise durch sein Land unternahm und sich von seiner am Westufer gelegenen Residenz nach dem östlichsten Theile des Reiches begab, fiel er durch Meuchelmord. Sein ältester Sohn Roma war kaum dem Knabenalter entwachsen, als ihm die Sultanswürde zufiel. Zu einer Zeit, als der erste Europäer den Viktoria-See erblickte, war Roma bereits Sultan. Seine sämmtlichen Geschwister waren noch Kinder, von deren Seite er daher zunächst keine Schwierigkeiten zu erwarten hatte. Seine Oheime aber, die seinen Vater vergiftet hatten, um selbstständig zu werden, wollten natürlich von der Herrschaft dieses Knaben nichts wissen. Die Macht derselben war auch so groß, daß Roma es ansehen mußte, wie sein gewaltiges Reich in Stücke zerfiel. Ein Theil nach dem anderen machte sich selbstständig, ja in seine eigene Hauptstadt konnte er nicht zurückkehren. Er sah sich genöthigt, seine Residenz nach dem östlichsten Theile seines Landes zu verlegen. Nur ein kleines Gebiet blieb ihm übrig. Nicht lange aber dauerte es, so erstarkte der junge Roma und suchte sein väterliches Erbe wieder zu gewinnen. Es gelang ihm, einen großen Theil, wenn auch lange nicht Alles, wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Diesem glücklichen Kriegszug verdankt Roma seinen Ruf. Das Ansehen, welches einst sein Großvater Ruhinda im ganzen Seengebiet genossen hatte, ging auf den Enkel über. Sultan Roma besaß aber kein Herrschertalent; er ist auch im Grunde kein kriegerischer Sultan; seine Kriegsthaten hatte er mehr aus Pflichtgefühl als aus Kampfeslust ausgeführt. Seinen Muniampara und Untersultanen konnte er nicht die nöthige Stärke entgegensetzen und wurde infolge dessen ein Spielball in deren Händen. Ein tragisches Geschick hat den Mann, wie die ganze Familie, verfolgt. Seine beiden Söhne wurden von Anverwandten vergiftet, um die Erben bei Seite zu schaffen. Erst vor wenigen Jahren verlor er seinen jüngsten Sohn Wikamo durch die Mörderhand seines Bruders Kiminira. Roma hat jetzt fünf Enkel, drei Knaben und zwei Mädchen, und mit Sorgen denkt derselbe an das Schicksal seines Reiches, wenn er dahingerafft wird, bevor

seine Enkel erwachsen sind. Undankbarkeit hat er überall geerntet. Als sein Bruder Karangi starb, nahm er dessen Sohn Rotaqua, einen Jüngling, bei sich auf. Er erzog sich einen Undankbaren; unaufhörliche Zänkereien und Intriguen verbitterten ihm das Leben, bis der schwache Mann seinen Neffen Rotaqua in seiner eigenen Residenz zum Untersultan einsetzte, dieselbe verließ und sich in einem elenden Fischerdorfe etwas weiter westlich an der Küste niederließ. Hiermit war Rotaqua noch nicht zufrieden. Seine schuldigen Besuche unterließ er und erklärte sich für selbstständig. Roma hätte ihn vielleicht noch zum Gehorsam zwingen können. Da kam aber die deutsche Herrschaft, und Rotaqua verstand es, die Sympathien derselben durch seine Willfährigkeit zu erwecken. Rotaqua's Ehrgeiz ist aber nicht gestillt. Jetzt hatte er vor, da angeblich das Land zu stark bewaldet sei und seine Unterthanen nicht genügend Felder besäßen, den südlichen Theil des Roma-Landes zu überschwemmen, ein Gebiet, das von Roma abhängig und dessen Untersultan als geisteskrank erklärt werden sollte. Rotaqua's Sehnsucht geht dahin, Erbe seines Oheims zu werden; deshalb will er sich eine Hausmacht gründen, um mit deren Hülfe sich die Herrschaft beim Tode Roma's anzueignen.

So lagen die Verhältnisse in dem Reiche, als ich mich am See befand. Es war schon lange mein Wunsch gewesen, den so oft genannten Sultan Roma kennen zu lernen, und bot sich mir hierzu Gelegenheit, als ich von meiner Fahrt nach dem Westufer zurückkehrte. In strömendem Regen landete ich am Südufer an einer Stelle, die in der Nähe von Sultan Roma's Residenz liegen sollte. Ich kam von den Wassiba, und mein Auge war durch den dort herrschenden äußeren Glanz verwöhnt worden. Ich wollte gar nicht glauben, daß hier in einem dicht am Ufer liegenden elenden Dorfe der große Roma wohnen sollte. Anscheinend war unser Landen bei dem furchtbaren Wetter gar nicht bemerkt worden. Bald aber, nachdem ich einen Boten vorausgesandt hatte, wurde es lebendig. Viele Leute schienen zu fliehen. Damit keine Unruhe entstände, ging ich, von wenigen Leuten begleitet, voraus, während meine

Mannschaft noch ausgeschifft wurde. Nach ein paar Minuten kam ich an einen elenden Staketenzaun. Davor stand ein langer, hagerer Mann von vielleicht 50 Jahren. Seine Kleidung bestand aus einem blauen Kattunstoff, Kanicki genannt, einem Stoffe, den sonst meist nur Frauen tragen. Wie ich später bemerkte, war dieser schon etwas abgetragene Kittel an den verschiedensten Stellen mit einer Sorgfalt und Feinheit geflickt, die den sparsamen Hausvater nicht verkennen ließ. In der Hand hielt der Mann einen Bogen und Pfeile; seine wenigen Begleiter waren auch nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Schon von Weitem winkte uns der Mann ab. Seine halb energischen, halb ängstlichen Winke ließen keinen Zweifel übrig, daß unser Kommen ihm nicht angenehm war. Als wir näher kamen, rief er uns zu, wir möchten doch fortgehen; er und seine Leute wären friedlich gesinnt; weshalb ich denn sein friedliches Dorf mit Krieg überziehen wolle. Das ganze Dorf sei aus Angst schon fortgelaufen. Ich sagte: „Ich komme in friedlicher Absicht; wer bist Du denn eigentlich?" „Ich bin Roma," antwortete der Mann darauf. Das also war der Sultan Roma! Anfangs wollte ich es gar nicht glauben, einige meiner Bootsleute aber bestätigten es mir. Welcher Unterschied zwischen ihm und den Wassiba-Sultanen! Die Einfachheit des Mannes, der Umstand, daß er, der Sultan, der in anderen ostafrikanischen Staaten sich gewöhnlich als Erster in Sicherheit bringt, hier mit einer Macht, die man in wenig Sekunden hätte vernichten können, mir gegenüber trat, erweckte in mir die höchsten Sympathien für ihn. Als meine Mannschaft nun angerückt kam, sagte er: „Du willst mich doch mit Krieg überziehen," und zog sich darauf in sein Dorf zurück. Ich machte vergeblich Versuche, ihn zum Bleiben zu bewegen, schließlich rief ich ihm nach, ich wolle allein zu ihm kommen. Ich gab mein Gewehr und meinen Revolver, so daß es Jeder sehen konnte, einem Soldaten und ging nach dem dicht am Eingang liegenden Dorfplatze, an dessen Ende sich die Sultanshütte befand. Roma gab nun auch seinen Bogen und die Pfeile ab und kam mir entgegen. Ganz allein begegneten wir uns auf der Mitte des Platzes. Zu-

nächst schüttelten wir uns die Hände, dann suchte ich ihn zu überzeugen, daß ich in friedlicher Absicht käme. Seine Zweifel schwanden jedoch nicht völlig; immer wiederholte er mir: „Die Wassungu — Europäer — machen doch aber fortwährend Krieg, und ihre Leute rauben!“ Schließlich kam ich mit ihm überein, daß ich in der Nähe des Strandes ein Lager beziehen würde. Ich wollte ihm einige ihm bekannte Waganda schicken, die sollten ihn über meine Person orientiren. Mir lag es daran, daß er sich bald von meinen friedlichen Gesinnungen überzeuge, damit das Dorf wieder in Ruhe käme. So bezog ich denn mein Lager. Roma überwand sein Mißtrauen und begleitete mich bis zu meinen Soldaten. Nicht lange dauerte es, da kam mein Boy Ramasan, der immer in solchen Fällen die Rolle eines Geschäftsführers spielte und erzählte mir, daß es Roma's Wunsch sei, mit mir Blutsfreundschaft zu schließen; eher würde er sich nicht beruhigen. Er hätte mich bei meinem Kommen schon erkannt, da er Kunde von meiner Ankunft am See und von meiner Fahrt nach dem Wassiba-Lande erhalten. Inzwischen hatte mir der Sultan große Geschenke in's Lager geschickt und gesagt, dies sei nur vorläufig das Essen für den heutigen Tag, die eigentlichen Geschenke würden noch nachkommen. Ich willigte in den Wunsch Roma's ein und begab mich am Nachmittag nach seinem Dorf. Er hatte erklärt, vorher aus Furcht mein Lager nicht betreten zu können. Roma empfing mich am Dorfeingange und führte mich in seine Hütte, ein elendes Machwerk. Die Ceremonie ging vor sich wie bei meinem ersten Blutsfreunde Lugimbani. In dem Momente, wo die Kaffeebohnen die Speiseröhre hinunterglitten, erschallte eine Gewehrsalve, und an allen Theilen des Dorfes wurde es lebendig; Gesänge ertönten und Goma wurden geschlagen. Wir traten aus unserer Hütte heraus; nun strömten die Leute heran. Alle Vornehmen kamen herzu und schüttelten uns die Hand, selbst zwei hübsche Frauen Roma's wagten sich zu dieser Gratulationscour heraus. Roma führte mich jetzt nach einer Stelle am Ende des Platzes; ich mußte auf einem Schemel Platz nehmen, während er selbst sich auf die Erde setzte. Meine Soldaten umgaben uns in

einem Halbkreise. Jetzt entwickelte sich vor uns ein Tanzspiel, wie ich es in dieser Fülle und Großartigkeit nicht wieder gesehen habe. Zuerst folgte ein Huldigungstanz der Männer, Abschießen der Gewehre — dies Letztere wurde ihnen aber sofort von Roma verboten —, ein Stoßen mit den Speeren nach der Erde. Einer nach dem Anderen löste sich aus dem Knäuel heraus, kam in großen Sätzen auf uns zugesprungen, kniete zuerst vor mir, dann vor Roma nieder, uns huldigend. Sobald einer der Leute zuerst vor Sultan Roma niederkniete, schickte dieser ihn unwillig fort. „Der erste Gruß gebührt dem Mbana Grafo", wie er mich jetzt schon nannte, „ihm kommt der erste Gruß zu; denn er ist mein Bruder und mein Herr und als solcher der Sultan des Landes." Nach dem Huldigungstanz fand ein Tanz der Weiber statt. Diese waren in mächtige Rinderhäute, die einem europäischen Gewande ähnelten, gekleidet. Sie hatten sich in einem Kreise aufgestellt, den Oberkörper vorn übergeneigt und wippend, mit den Händen gegen die Rindshäute schlagend, sangen sie eintönige Gesänge und bewegten sich seitwärts langsam im Kreise herum. Zum Schluß kamen die Kriegstänze. Vielleicht 100 Gewehrträger führten dieselben aus. In diesen Tänzen erkannte ich sofort die Somali-Tänze wieder, welche ich mir an der Küste von meinen Somali oftmals hatte vortanzen lassen. Dieselben Schritte, dieselben Laute waren es. Nicht wenig waren meine Somali hierüber erstaunt. Eigenthümlich war es, daß man hier im innersten Afrika das Gewehr und den Ladestock an die Stelle von Schild und Speer gesetzt hatte, welche sie genau so handhabten und aneinander klappten, wie meine Somali es an der Küste mit imitirten Schilden und Speeren gemacht hatten. Sultan Roma ist ein Watusi, gehört also dem Volksstamme an, dessen Mädchen als Sultansfrauen am See so beliebt sind. Das schlichte Haar sowie die europäischen Gesichtszüge zeigen, daß man es bei den Watusi nicht mit Negern zu thun hat, wenngleich durch Vermischung oft schon viel Negerblut in ihre Adern gekommen sein mag. Wie die Sage der Eingeborenen, so zeigen auch diese Kriegstänze, daß Emin Pascha's Theorie, die Watusi seien aus der

abessinischen Gegend eingewandert, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Sultan Roma erklärte meine Somali sofort als Watusi, und wenn diese auch die Sprache Roma's nicht verstanden, so sagten sie doch, Roma und seine Verwandten müßten Somali sein. Zum Schluß bat Roma, daß auch meine Soldaten etwas aufführten. So ließ ich ihm denn von meiner Truppe etwas vorexerciren und einen Angriff ausführen. Nach diesem Feste begleitete mich Roma in mein Lager. Große Massen Lebensmittel fand ich hier bereits vor, und machte auch ich ihm nun meine Geschenke, die in der Hauptsache in Draht bestanden. Er versprach mir, am nächsten Morgen wieder in mein Lager zu kommen, und ich begab mich dann bald zur Ruhe.

Kurz nach Sonnenaufgang des nächsten Tages erschien Roma mit einem großen Gefolge. Neben ihm schritt eine junge Negerin von vielleicht 16—17 Jahren, ein hübsches, frisches, munteres Mädchen. Ich saß vor meinem Zelte. Nach unserer Begrüßung erklärte mir Roma, daß er seine schönste Sklavin im Lande ausgesucht habe und mir schenke. Sie würde für mich sorgen, und würde er erst über mein Schicksal beruhigt sein, wenn er die mir treu ergebene Sklavin in meiner Nähe wisse. Er habe ja das größte Interesse an meinem Wohlbefinden, denn er sei mein Bruder. Diese Bitte durfte ich natürlich nicht abschlagen, was mir, da die junge Dame nicht häßlich war, auch nicht allzuschwer wurde. Solche Geschenke, deren erstes ich in Tabora erhalten hatte, und die im Innern durchaus nicht selten sind, durfte ich schon meines Antisklaverei-Charakters wegen nicht ausschlagen, denn die Annahme eines solchen Geschenkes war gleichbedeutend mit Befreiung eines Sklaven. In dem Momente, in denen ein Sklave, sei es durch Schenkung, sei es durch Verkauf von seinem Herrn entlassen wird, ist er frei. An sich also war es ein gutes Werk, ganz abgesehen davon, daß mir die so befreiten Sklavinnen nicht oft genug wiederholen konnten, daß sie sich bei mir recht wohl fühlten. Der Sultan befand sich an diesem Morgen in etwas elegischer Stimmung, die sich noch steigerte, als er hörte, daß ich an demselben Tage noch abfahren wollte. Ich mußte immer an die Hirtenkönige des Alten

Testaments denken, wenn ich diesen alten, phantastisch angehauchten, hageren, mit einem langen Gewande angethanen Mann sprechen hörte. Er wollte mich nicht fortlassen und sagte, er habe geträumt, daß ich ihm Glück bringen würde. Das Unglück, welches ihn immer verfolgt habe, würde aufhören; ich solle mich am See ansiedeln, zu ihm solle ich kommen, sein Land gehöre mir, alles Volk würde mir gehorchen und würde für mich arbeiten. Er sei müde alles Ringens und würde gern die letzten Tage seines Lebens in Ruhe und Frieden zubringen. „So habe ich uns Beide immer im Traume gesehen", sagte er, indem er sich mir zu Füßen hinkauerte. Der gute, alte Mann schüttete mir sein ganzes Herz aus. „Laß mir wenigstens Deine Fahne zurück," sagte er mir. „Du hast ja aber schon eine Fahne," erwiderte ich ihm, auf die in seinem Dorfe wehende deutsche Fahne zeigend. „Ja, aber die Fahne meines Bruders wird mich besser schützen. Du, mein europäischer Bruder, wirst mich vor den Europäern schützen. Ich will Frieden mit den Europäern haben; denn was nützt mir ein Kampf mit jenen, tödte ich auch einen, kommen zwei neue, und tödte ich diese, kommen zehn wieder." Als ich abfahren wollte und erklärte, eilen zu müssen, da der Himmel bereits sich dunkel färbte und Regen zu erwarten war, sagte er: „Nun, wenn Du nicht anders kannst, so fahre, den Regen werde ich Dir aber verscheuchen." Hierauf erhob er seine Hände zum Himmel und sprach eine Zauberformel. Seit mehreren Tagen war es der erste Tag, an dem es nicht regnete!

XIV.

Gründung der Peterswerft.

Das Dr. Carl Peters-Stiftungs-Komité hatte beschlossen, eine Werft mit Namen Peterswerft am Viktoria-See zu errichten, auf welcher der herauf zu schaffende Dampfer zusammengesetzt und Segelschiffe gebaut werden sollten.

Wie das ganze Dampfer-Unternehmen, so ging auch die Ausführung dieses Planes kontraktlich auf das Antisklaverei-Komité über, und die erste Aufgabe meiner Expedition war die Anlage dieser Werft. Das ganze West- und Südufer hatte ich erkundet, aber für meinen Plan als nicht geeignet gefunden. Dagegen hatten die Fahrten in mir einen bestimmten Plan entstehen lassen. Ich nahm an, daß es nicht bloß in der Absicht lag, eine reine Werft — einen Handwerksplatz — zu errichten, sondern daß die Peterswerft eine kulturell und civilisatorisch wirkende Station werden sollte. Ich hoffte, daß man auf einer solchen, von der Antisklaverei gegründeten Station, den Weg würde beschreiten können, den von jeher die Missionen mit solchem Erfolg genommen hatten. Das fruchtbare Seengebiet und die vielen gesunden Plätze am See ließen mir eine Ausnutzung durch Europäer sehr wünschenswerth erscheinen. Als solche schwebte mir die Förderung der inneren Entwickelung, nicht aber eine Nutzbarmachung als Ausfuhrgebiet nach der Küste vor. Als ich die gesunden, unbewohnten aber fruchtbaren

Inseln sah, war mein erster Gedanke, hier könnte eine Ackerbaukolonie entstehen. Doch die Hoffnung, daß solche Gründung glücken möchte, habe ich längst aufgegeben. Ich halte es nicht für möglich, daß Angehörige der unteren Klassen, zumal wenn sie selbst Hand anlegen sollen, in unserem Ost-Central-Afrika in größerer Zahl Erfolge erzielen können. Jeder Mensch nimmt an moralischer Qualität dort ab, um so mehr, je geringer seine Energie ist. Es ist auffallend, wie wenig die unteren Stände den dortigen Einflüssen Widerstand entgegensetzen können. Von jeher haben bei den Expeditionen solche Leute die größten Sorgen verursacht. Auch wird es ihnen schwer, die Eingeborenen taktvoll zu behandeln. Leute, die früher vielleicht nie zu befehlen Gelegenheit hatten, sehen sich mit einem Male in einer Stellung, in der sie von den Eingeborenen zunächst als Halbgötter angesehen werden. Sie können dann kein Maß halten, werden nur zu leicht roh und brutal und vergessen, daß sie Menschen gegenüber haben. Aber auch die Eingeborenen erkennen bald den Unterschied zwischen solchen Leuten und denen, die sie sonst im Allgemeinen als ihre Herren kennen gelernt hatten. Zumeist leben die Neger in dem Glauben, daß alle Europäer stets als Gebieter auch in Europa auftreten; sie denken sich, daß dort für Dienstverrichtungen untergeordneter Art, die in Afrika von den Negern ausgeführt werden, irgend ein Stamm von Nichteuropäern vorhanden ist. Lernen sie dann aber Europäer kennen, die ebenfalls solche niedere Dienstleistungen ausführen, so wird es ihnen klar, daß nicht alle Europäer die Stellung eines Herrn einnehmen, und die Schlußfolgerung liegt dann nicht weit, daß sie, die Neger, doch mit jener unteren Klasse, die dasselbe zu thun hat, als sie, auf derselben Stufe stehen müßten. Es dauert dann gar nicht lange, so wollen sie solche Leute nicht mehr als voll ansehen, und dadurch vermindert sich auch im Ganzen das Ansehen, das jeder Europäer sonst genießt.

Es wäre jedenfalls am Besten für das Innere Afrikas, solche Leute würden fern gehalten. Stanley hat z. B. eines seiner unteren Expeditionsmitglieder züchtigen lassen, und noch heute erzählen

die Eingeborenen am Viktoria-See grinsend vor Vergnügen, daß auch Europäer geprügelt würden.

Bei der geringen Widerstandsfähigkeit solcher Europäer sind ihre wirklichen Leistungen oft recht gering, und man würde in jeder Beziehung besser fahren, wenn man an ihre Stelle tüchtige Eingeborene, bezw. Ausländer setzte. An Stelle von deutschen Handwerkern nehme man z. B. chinesische.

Bessere Erfolge würde man vielleicht mit einer Beamtenkolonie erzielen. Ich möchte mit diesem Namen eine Kolonie bezeichnen, bei der die Kolonisten, nicht wie bei den Ackerbaukolonien, diejenigen sind, welche in der Hauptsache Hand anlegen, sondern in welcher sie nur die Leitung der Eingeborenen übernehmen. Ein solcher Kolonist muß völlig in der Eingeborenen-Organisation aufgehen; er übernimmt an der einzelnen Stelle nur die führende Rolle. Ich stelle mir die Errichtung etwa derart vor, daß zunächst eine Centralstation gegründet wird, und um diese herum sich die Eingeborenen ansiedeln. Sultan Roma z. B. erklärte, als er mich bat, ich möchte mich bei ihm ansiedeln, sofort, daß ein ganzes Dorf zu mir ziehen sollte, um mir die Arbeiten zu verrichten. Der Stationschef hätte so die Stellung eines eingeborenen Dorfschulzen. Er müßte es sich stets zur Aufgabe machen, den Eingeborenen nur das zu nehmen, was brach liegt. Jedes Fortnehmen von Elfenbein, von Vieh ꝛc. ist eine Schädigung des Landesvermögens. Brach liegt aber viel Arbeitskraft, bei deren Ausnützung das Vermögen vermehrt werden würde. Es würde ein Leichtes sein, die Eingeborenen, die hier an den meisten Stellen am Viktoria-See noch unverdorben sind, zur Arbeit zu verwenden, wenn dies in solchem Maße geschieht, daß es ihnen nicht zur Last wird, und ihnen die Arbeit so belohnt würde, wie es ortsüblich ist. Jeder Sultan macht den für ihn arbeitenden Unterthanen Geschenke, meist an Pombe — dem Eingeborenen-Bier —, und so müßte selbstverständlich auch der Europäer dies thun, sonst wird der beste und fleißigste Neger mißmuthig. Gerade in der Art und Weise, wie der Neger zur Arbeit verwandt wird, liegt der Erfolg oder das Mißlingen

der Unternehmungen im Innern Afrikas. In dieser Beziehung muß der Deutsche seine heimathlichen Ideen fallen lassen; er muß sich die Araber und die eingeborenen Sultane zum Muster nehmen. In erster Linie muß der Neger bei guter Laune erhalten werden. Mit einem geringen Geschenk wird man vom Neger oft das erlangen können, was man mit den schwersten Strafen nicht erzwingen kann. Dann kann man aber auch vom Neger nicht verlangen, daß er wie ein deutscher Akkordarbeiter sich abquält.

Von solchen Mittelpunkten zweigen sich dann kleinere Niederlassungen ab. Einem oder mehreren Europäern je nach Wunsch oder Verhältnissen wird eine Anzahl eingeborener Familien überwiesen, und diese bilden nun zusammen eine kleine Niederlassung. Der Europäer als Führer der Gruppe befiehlt und ertheilt die Anordnungen. Bei der Ueppigkeit des Bodens wird eine Ernährung leicht sein. Auch die Industrie würde dann nicht lange auf sich warten lassen. Schon jetzt weben die Wassukuma aus einheimischer Baumwolle ein gutes, festes Zeug. Nehmen wir am See eine Fabrikation von Zeugen vor, so bedarf man der durch den Transport so theuer gewordenen europäischen Stoffe nicht mehr. Wie weit sich eine solche Kolonie entwickeln kann, ob sie sich allein wird erhalten können, ob sie vielleicht sogar wird überproduziren können, kann nur die Praxis lehren. Jedenfalls scheint mir eine derartige Kolonie mehr Aussicht auf Erfolg zu haben, als eine Ackerbaukolonie.

Bei der Peterswerft wollte ich den Anfang machen. Es wäre mein sehnlichster Wunsch gewesen, zu zeigen, daß eine Station im Stande ist, auf Eingeborene einen anziehenden Einfluß auszuüben, und daß es nicht in dem Wesen der Stationen begründet ist, wenn die Eingeborenen ihre Nähe meiden. War es mir infolge meiner Verwundung auch nicht beschieden, den Plan durchzuführen, so wußte ich doch meinen Nachfolger, Lieutenant Meyer, eins mit mir in diesen Ansichten.

Ein Haupterforderniß für einen zur Anlage der Peterswerft geeigneten Platz war es demnach, daß die Bevölkerung den Europäern völlig geneigt war und die Ansiedelung von dem Sultan

dringend gewünscht wurde. Um mich zur Ansiedelung zu bewegen, mußte der Sultan mir unentgeltlich Arbeiter anbieten. Bei Roma lag in dieser Beziehung Alles günstig; nur war dort kein gutes Bauholz vorhanden. Schon lange hatte ich meine Augen auf die fruchtbare und waldreiche Insel Ukerewe geworfen. Hätte ich freie Hand gehabt, ich wäre vielleicht gleich dahin gegangen; doch sollte die Werft ja am Westufer in Bukoba's Nähe gegründet werden. Nachdem ich nun nach eigener Anschauung jenen Platz als ungeeignet erkannt hatte, dünkte ich mich frei in meinen Entschließungen.

Am 6. November lief mein Segelboot, das ich zu Ehren meines hohen Chefs „Fürst Wied" zu taufen mir erlaubte, vom Stapel. Außerdem hatte ich noch durch die freundliche Vermittelung des Befehlshabers in Uganda, Kapitän Williams, Uganda-Ruderboote erhalten und verfügte im Ganzen über eine Flotte von 64 Ruderbooten mit über 1000 Ruderern. Die ganze Expedition wurde auf die Boote verladen; ich selbst schiffte mich auf einem 32-Ruderer ein, und die Spitze übernehmend, brach ich zur Erkundung des Ostufers auf.

Solche schönen Boote wie in Uganda finden wir an unserem West- und Südufer leider nicht. Hier werden nur ziemlich elende Fischerboote hergestellt, und höchstens kauft sich ein reicher Sultan einmal ein mäßiges Ugandaboot. Zur Herstellung eines Ugandabootes gehören drei Baumstämme; von diesen wird der eine ausgehöhlt und dient als Kiel. Bei den großen Booten hatte dieser Stamm einen Durchmesser von mehr als 1 Meter. Die beiden anderen Baumstämme werden in der Längsrichtung, der Mitte nach, durchgehackt und dann aus jeder Hälfte eine Planke verfertigt. Sägen kennt man nicht; daher verursacht dieses Hacken der Planken eine große Holzverschwendung. Auf den ausgehöhlten Baumstamm werden nun auf beiden Seiten je zwei Planken übereinander gesetzt und Alles mit einander durch Nähte verbunden. Dies geschieht dadurch, daß an den mit einander zu verbindenden Theilen mittelst glühenden Eisens runde Löcher gebohrt werden. Auf die zwischen den Planken

befindliche Ritze wird ein dünnes Holzleistchen gelegt und nun die Planken, sowie die Leiste mittelst eines bindfadenartigen Grases, das durch die Löcher gezogen wird, fest mit einander verbunden. Solcher Nähte weist ein Boot natürlich Tausende auf, und die Fahrzeuge müssen daher täglich untersucht und entzweigegangene Nähte wieder erneuert werden. Der Kiel hört nicht mit dem vorderen Theil des Bootes auf, sondern setzt sich nach vorn dornartig fort und ragt über den Wasserspiegel hinaus. Auf diesem Dorne ist ein Bootsschnabel befestigt, welcher dem ganzen Boote eine elegante Form giebt. Der Schnabel endet gewöhnlich mit einem Thiergehörn, zwischen dem ein Strauß Federn befestigt ist. Einer Mähne ähnlich ist ein Grasgeflecht von der Spitze des Schnabels bis zu den Bootsplanken angebracht. Die Waganda halten viel auf das Aeußere der Boote und streichen dieselben des Öfteren mittelst einer mitgeführten Erde roth an. Auf den Ruderbänken haben zwei Ruderer Platz; gewöhnlich findet noch eine Person zwischen ihnen Raum. Die Boote werden mit schaufelartigen Rudern fortbewegt, welche, senkrecht in das Wasser gestoßen, nach rückwärts gezogen werden. Die Wassiba-Bootsleute stoßen hierbei mit den Ruderstangen jedesmal gegen die Bootswand; die Wassesse dagegen sind stolz darauf, daß sie beim Rudern nie die Bootswand berühren. Die Ausdauer dieser Leute ist groß; in der Regel wird besonders bei größeren Fahrten am Tage nur 5 bis 6 Stunden gerudert; aber auch bei längerer Arbeit ermüden sie nicht und bleiben stets bei guter Laune. Des Öfteren veranstalten sie unterwegs und auch im Angesicht des Lagerplatzes ein Wettrudern. Das siegende Boot muß hierbei die Richtung des anderen kreuzen und dieses somit zum Ausweichen zwingen. Durch rhythmische Gesänge, sowie durch Musik der Bootskapelle suchen sie das Takthalten beim Rudern zu erleichtern.

Der Ukumbi-Golf zeigt viele Felseninseln, Riffe und Klippen. Das Wasser im See erreicht eine bedeutende Tiefe, und selbst bei flachen Ufern vertieft es sich sehr schnell. Für Segelboote ist der See nicht günstig, da der Wind sehr unbeständig ist und anhaltende

Brisen selten vorkommen. Ferner ist er wegen der mannigfachen Riffe, zumal beim Kreuzen und in unbekanntem Wasser nicht ungefährlich. Segelboote haben aber den Vorzug der Billigkeit; denn die Wagandaboote, die eigentlich Kriegsfahrzeuge sind, können nur wenig Ladung fassen, und die vielen Bootsleute verursachen große Kosten. Der Vortheil der Billigkeit ist aber auch der einzige beim Segelboot; denn schneller sind diese nicht. Hinter meiner Uganda-Flotte blieben die Segelboote immer zurück, und das vorzüglich segelnde Stockesboot gebrauchte in der Regel ebenso viel Zeit, wie die Wagandaboote für die Fahrt von Muansa nach Bukoba.

Das Ostufer ist theils felsig, steil aus dem Wasser aufsteigend, theils sandig. Mächtige Bergriesen sieht man hier an dem Speke-Golf emporragen, wie sie dem West- und Südufer unbekannt sind. Auf der Insel Ukerewe fand ich ein arbeitsames, wohlhabendes Volk und ein üppiges Land, kurz Alles, was ich für eine Werftanlage für nothwendig und für eine Station für wünschenswerth hielt. Auch bat mich Lukongo, der dortige Sultan, dringend, mich bei ihm anzusiedeln. Bevor ich mich jedoch entschloß, wollte ich noch einige andere Erkundungsreisen vornehmen. Nirgends indessen konnte ich etwas Besseres entdecken.

Bei meiner letzten Fahrt wäre es mir beinahe wieder recht übel ergangen.

Nördlich von Ukerewe liegt die Insel Ukara, um welche sich am See ein ganzer Sagenkreis gebildet hat. Die Einen erzählen, die Insel sei unbewohnt, nur ein großer Zauberer lebe dort; die Anderen sagen, dort wohne ein schlechtes Volk, das im Besitze von Zaubermitteln sei. Sobald ein Boot sich nähere, würde sie in Nebel gehüllt, und kein Boot, nicht einmal das des Mr. Stockes, hätte vermocht, sie aufzufinden. Dr. Baumann sei vor Kurzem dort gewesen, wäre aber von den Bewohnern feindlich empfangen worden. Ich unternahm nun mit einem verhältnißmäßig starken Detachement die Fahrt dorthin. Wir kamen von Süden dicht an der Westecke von Ukara an. Kein Nebel hüllte die Insel ein. Bei unserer Annäherung liefen die Leute am Ufer zusammen, ohne uns

mit Feindseligkeiten zurückzuweisen. Als wir landeten, zogen sie sich zurück. Ich schickte einen unbewaffneten Unterhändler vor, und einer von den Ukara-Leuten kam demselben entgegen. Ich ließ ihnen sagen, ich käme in friedlicher Absicht; ich wollte sie nicht bekriegen, wollte ihnen auch nichts nehmen; nur die Insel wollte ich mir ansehen. Ich rieth ihnen, mit mir Freundschaft zu schließen; denn sie sähen, ich sei stark, und Feindseligkeiten würden daher traurige Folgen für sie haben. Eine Anzahl Leute, große, mächtige Gestalten mit meist wilden, verbissenen Gesichtern, kamen, die Waffen niederlegend, zu mir. Keine Stoffe gab es auf der Insel; die Leute hatten meist eine große Zahl geflochtener Grasringe um ihre Taille, die sie theils als Schmuck, theils zum Festhalten eines kleinen, vorn herabhängenden Ziegenfelles benützten. Das war die einzige Kleidung, der einzige Schmuck, vielleicht noch einige Grasringe um die Schulter und ab und zu ein Elfenbein-Armband. Die Leute klatschten schon von weitem die Handflächen gegen einander und knieten dann vor mir nieder. Ich wiederholte ihnen meine Botschaft, und sie versicherten mir, daß sie auch ihrerseits Frieden wünschten und mich gastlich aufnehmen würden. Ich hieß sie nun, mein Kommen auf der Insel zu verkünden, und bezog dann in einer Ortschaft unweit des Ufers ein Lager. Nach einem schmalen Sandstriche begann dicht am Ufer bereits das angebaute Land. Alles, soweit man sehen konnte, war bebaut, meist mit Mtama. Wald sah man wenig, nur zerstreut liegende Bäume. Das Dorf hatte kein anderes Aussehen, als die gewöhnlichen Dörfer am See. Es bestand zumeist aus einfachen Hütten; eine besonders wohlgestaltete, wie sie öfters ein Dorfältester hat, sah man nicht. Als Lagerstätte bediente man sich einer Holzmulde. Das Ackergeräth bestand nur aus Holzhacken; Eisen kommt so gut wie gar nicht vor und haben die Pfeile z. B. Spitzen von gehärtetem Holze. Kunstvoll waren die Fischreußen geflochten. Auch war ein trichterförmiges Geflecht zum Fangen von Heuschrecken interessant. Bald nachdem ich das Lager bezogen hatte, kamen große Massen Volkes truppweise heran. In einer Entfernung von einigen 100 Metern

legten sie jedesmal die Waffen nieder, näherten sich mir dann und erwiesen mir den Sultansgruß durch Hinknieen und Händeklatschen. Bei einer solchen Gelegenheit kam ein Abgesandter Lukongo's an, der mir dessen Gruß, sowie das Anerbieten brachte, mich im Kriegsfalle zu unterstützen. Ich wies auf die vor mir knieenden Leute hin, und darauf sagte der Abgesandte: „Herr, Du bist klug; zu Dir kommen die Leute in Frieden.“ Wir hatten uns aber doch in den Wakara getäuscht. Am Nachmittage beschloß ich, einen Ausflug zu machen. Um kein Mißtrauen zu zeigen, nahm ich nur vier Soldaten mit. Da hörte ich schon von weitem verschiedene verdächtige Rufe und sah bewaffnete Krieger. Ich glaubte, die Leute fürchteten, ich wolle sie mit Krieg überziehen und ging deshalb auf einige Gruppen zu. Ich sprach mit ihnen und fragte sie nach dem Grunde der Unruhe, bekam aber aus den verstockten Menschen nicht viel heraus. Sie sagten nur: „Geh' nicht auf der Insel spazieren; wir fürchten, daß Du Krieg machst.“

Ich beachtete sie nun nicht mehr und ging auf den breiten, mit Cacteen eingesäumten Wegen weiter. Interessant waren künstliche Bewässerungsanlagen, welche das Land durchzogen. An der Westecke der Insel stiegen wir auf einen Felsen und konnten weithin blicken. Wir befanden uns auf einer ziemlich schmalen Landzunge. Nicht weit von uns hatte sich wieder eine größere Zahl bewaffneter Eingeborener gesammelt; ich beachtete sie jedoch nicht. Nach einiger Zeit kam einer derselben, seine Waffen niederlegend, auf uns zu. Ich sprach meine Verwunderung über das Benehmen der Leute aus; doch sagte er mir, daß dieselben sich nur meiner Anwesenheit freuten. Ich ging nun mit ihm zu den Anderen hin und forderte dieselben auf, mich nach dem Lager zu begleiten. Jetzt kamen wir an einer interessanten Anlage, einer Baumschule, vorbei. Auf meine Frage erzählten mir die Einwohner, daß sie diese jungen Bäume später verpflanzten und dann mehrmals im Jahre die Blätter abschnitten, welche ein gutes Viehfutter abgäben. Sie hätten sonst zu wenig Futter, da das ganze Land mit Mtama, der Nahrung für Menschen, angebaut wäre. So schritt ich fried-

lich, mit den Leuten plaudernd, weiter. An einem etwa mannshohen Felsen, der meine Aufmerksamkeit erregte, blieb ich stehen. Es zeigten sich auf ihm etwa acht muldenförmige Aushöhlungen. Dies war der Platz, wo die Frauen das Mehl mahlten. Hier sprach ich noch einige Worte mit einem der dicht neben mir stehenden Männer. Da plötzlich ertönte Geschrei und Kriegsgeheul, und einer meiner Leute lag mit einem Speere im Leibe am Boden. Im Nu knatterten auch schon unsere Gewehre; das Handgemenge hat nur wenige Sekunden gedauert. Beim Knallen der Gewehre sprangen die Eingeborenen zurück und verbargen sich hinter den vielen Felsblöcken. Ein Hagel Pfeile und eine Masse Felsstücke durchschwirrten die Luft. Ich fühlte ein Felsstück gegen mein rechtes Schienbein anschlagen und im nächsten Augenblicke einen Stoß gegen die rechte Brust. Zuerst war ich der Meinung, daß der Stoß auch von einem Steine herrühre. Da kam aber auch schon mein unbewaffneter Boy Farjalla in die vorderste Linie gelaufen und zog mir einen Pfeil aus der rechten Brust, der zwischen zwei Rippen hindurchgegangen war und sich ordentlich festgeklemmt hatte. Noch zwei Leidensgefährten hatte ich; mein Sudanesen-Ombascha Falalla hatte zwei Pfeile in den linken Oberschenkel erhalten und ein Soldat einen Pfeil in die Hüfte. Die Wuth über diesen schmählichen Ueberfall, über diesen Treubruch, wie ihn kein anderes Volk ganz Ostafrika's fertig bringen würde, ließ uns die Wunden nicht beachten. Bei der Uebermacht des Feindes war die Lage nicht ganz ungefährlich, zumal unsere Schußwaffen zwischen den Felsen nicht ordentlich zur Geltung kommen konnten. Es galt für uns, zur Linken das Wasser zu erreichen, dort hatten wir Schußfeld und Flankendeckung durch das Wasser. Um aber dorthin zu gelangen, mußten wir uns Luft machen und den rechten Flügel des Feindes zurückdrängen. Wir führten deshalb einen Scheinangriff aus, bei dem wir unsere, infolge der Verwundung mangelnde Schnelligkeit durch ein um so lauteres Kriegsgeheul ersetzten. Unser Geheul muß auch sehr gefährlich geklungen haben, denn die Bande wich zurück. Diesen Moment benutzten wir nun, um nach links

abzuschwenken. Bald waren wir im Freien; die Wakara bemerkten unsere List und kamen heulend nachgerannt; aber wir hatten uns schon etwa 100 Meter von den Felsen entfernt aufgestellt und eröffneten nun auf diese Entfernung ein gutgezieltes Einzelfeuer, dem sie nur einige Sekunden standhielten.

Jetzt konnten wir ziemlich unbehelligt am Ufer entlang nach dem Lager gehen. Die Feinde hielten sich in so respektvoller Entfernung, daß ein Schießen für uns überflüssig war. Mit dem Schwinden der Gefahr kam mir aber meine Verwundung wieder zum Bewußtsein. Die Wunde blutete zwar nicht sehr, wohl aber hatte ich starke Schmerzen. Dazu kam die Ungewißheit, ob der Pfeil vergiftet war. Zehn Minuten mochten wir so gegangen sein; meine Kräfte schwanden immer mehr, und ich mußte mich führen lassen; da kamen im Laufschritt meine Soldaten unter Führung des Sudanesenoffiziers Leopold Serrur angerückt. Als die Leute uns so übel zugerichtet sahen, stürzten sie herzu und küßten mir weinend die Hände. Auch hier zeigte sich die große Gutherzigkeit der oft so grausamen Sudanesen, die ihren Feind auf das Schrecklichste martern und kalten Blutes in Stücke reißen können. Diese Menschen können beim Anblicke ihres verwundeten Herrn ihre Thränen nicht zurückhalten. Oft habe ich sie wie Verzweifelte am Krankenlager eines Freundes weinen, ja heulen hören! Leopold Serrur rief: „Wir werden es rächen!" Und er hielt Wort; denn als wir am Abend die Insel verließen, da loderten die Rachefeuer zum Himmel.

Glücklicher Weise erholte ich mich bald wieder so weit, daß ich zur Gründung der Peterswerft schreiten konnte. In der Zwischenzeit hatte meine Expedition die nöthigen Vorbereitungen getroffen, und ich schloß dann mit dem Sultan folgenden kurzen Vertrag:

„Verhandelt qua Lukongo, am 16. November 1892."

Nachdem der Sultan Lukongo bereits am 13. dieses Monats den Grafen von Schweinitz gebeten hatte, in seinem Lande sich anzusiedeln und ihm versprochen hatte, alles Nöthige dazu zur Verfügung zu stellen, erscheinen am heutigen Tage

1. der Großmuniampara Makukumbiri,

2. der Schwiegersohn Lukongo's, Kiwaniga,

im Lager des Grafen von Schweinitz, und erklären als Bevollmächtigte des Sultans: „Lukongo bittet Dich, Dich in seinem Lande anzusiedeln. Er stellt Dir sein ganzes Land zu jeglicher Ausnützung zur Verfügung, und zwar derart, daß weiteres Ansiedeln irgend welcher Art und irgend welcher Leute, die nicht Unterthanen des Lukongo sind, lediglich von der Erlaubniß des Grafen von Schweinitz oder seiner Nachfolger abhängt. Des Ferneren stellt er Dir zum Bau der Station, sowie auch später zur Anlegung und Bearbeitung von Schamben die Arbeiter unentgeltlich.

V. g. u.

gez. Graf von Schweinitz.

Schriftzeichen des Makukumbiri.

Schriftzeichen des Kiwaniga.

Geschehen wie oben.

Schriftzeichen des Dolmetschers Ramasan.

Schriftzeichen des Kusarkesa.

Dolmetscher und Muniampara des Sultans Lukongo.

gez. Meyer, Lieut. der Reserve."

Der 17. November 1892 war der Geburtstag der Peterswerft; an diesem Tage hißte ich am Südufer der Insel, an dem Platze, wohin das Stationsgebäude der Peterswerft kommen sollte, die Expeditionsflagge. Der Fußpunkt des Flaggenstockes liegt etwa 30 Meter über dem Wasserspiegel und 300 Meter vom Wasser entfernt. Der Seegrund vertieft sich schnell und ist sandig, der Platz daher gesund. Vom Festlande aus gebraucht man mit einem Ruderboote etwa 4 Stunden bis zur Peterswerft. Um den Speke-Golf herum ist ein Landweg möglich, da die Insel mit dem Festlande nach Osten zu durch eine 100 Meter breite, nur knietiefe Furth verbunden ist. Mit dem Bau von Schuppen wurde gleich begonnen, da es darauf ankam, möglichst schnell für den jeden Augenblick zu erwartenden Dampfer Unterkommen zu schaffen. Unter

Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse stellte ich einen Plan für die Stationsanlage her, dessen Durchführung mir allerdings nicht beschieden war. Wohl aber wurde mir vor meiner Abreise noch die Genugthuung zu Theil, daß meine Wahl des Platzes für die Anlage der Peterswerft als richtig anerkannt wurde. Mein vorgesetztes Komité theilte mir nämlich mit, daß es nach Aenderung seiner Ansichten sich damit einverstanden erklären würde, wenn ich selbstständig die Peterswerft nicht am Westufer, sondern am Ostufer, vielleicht auf der Insel Ukerewe, angelegt hätte.

XV.

Der Peters-Dampfer.

Die Aufgabe meiner Expedition war erfüllt, die Werft war soweit angelegt, daß der Peters-Dampfer eintreffen konnte. Schon hatte ich die Nachricht erhalten, daß der Dampfer in Bagamojo angelangt war. Schon hatte ich Kunde, daß 1200 Träger dort für den Dampfertransport angenommen worden und daß in wenigen Tagen die Kolonne abmarschiren sollte; schon hatte ich die Mittheilung erhalten, daß diese Dampfertransport-Kolonnen mir unterstellt sein sollten, da kam die Nachricht, daß man auf den Dampfertransport verzichte. Nicht nur grenzenloses Erstaunen, nein, auch höchster Schmerz bemächtigte sich unser, als wir, von der Peterswerft mit der Uganda-Flotte zur Ueberführung des Dampfers kommend, in Niegesi eintrafen und diese Kunde vernahmen. Aus den Dampfer-Karawanen waren Hilfskarawanen geworden. Man hatte in Bagamojo noch so viel zusammengescharrt, daß diese 1200 Träger mit allerhand anderen Dingen hatten belastet werden können. Was offiziell verlautete, war wenig und gab uns kein richtiges Bild von den Verhältnissen. Um so klarer wurden uns diese aber allmählich durch die anderweitigen Mittheilungen. In Deutschland hatte man sich so falschen Hoffnungen hingegeben in Bezug auf die Dampfertransport-Kosten, daß erst der Gouverneur auf Bitten der Betheiligten an der Küste eine Entwirrung der Ver-

hältnisse vornahm. Er ließ die voraussichtlichen Kosten des Dampfertransportes nach dem Viktoria-See berechnen, sowie auch die jährlichen Unterhaltungskosten auf dem See. Da stellte sich denn heraus, daß die damals in der Antisklaverei-Kasse überhaupt noch vorhandenen Mittel vielleicht gerade noch ausgereicht hätten, um den Dampfer nach dem Viktoria-See zu schaffen. Mit der Verausgabung der letzten Mittel wäre aber die Antisklaverei verschwunden, da Aussicht auf eine Lotterie damals nicht vorhanden war. Zu einem solchen Zeitpunkt durfte also das Komité nicht die letzten Mittel ausgeben. Außerdem erklärte der Gouverneur noch, daß er nicht die Mittel habe, um einen Dampfer auf dem Viktoria-See als Geschenk annehmen zu können; die Unterhaltung koste zu viel. So wurde das Projekt aufgegeben, — aufgeschoben nannte man es. Als die Sache sich soweit geklärt hatte, waren wir natürlich beruhigt; denn unter solchen Verhältnissen konnte ein Dampfer von der Größe des Peters-Dampfers nicht nach dem Viktoria-See geschafft werden. Ueberrascht hatte uns nur der anfänglich vernommene Grund, es wäre Holzmangel am Viktoria-See! Hatte ich doch so viele dichtbewaldete Inseln gesehen, gab es doch am Kagera mächtige Waldungen und ebenso am Südufer; ferner wies auch selbst die Insel Ukerewe, auf der die Peterswerft angelegt war, Holz in Menge auf. Selbst wenn ein den See flüchtig Befahrender den Eindruck gewinnt, daß die Uferlandschaften verhältnißmäßig wenig Holz zeigen, so muß sich doch jeder sagen, daß bei einem so ausgedehnten Gebiete von einem Holzmangel zunächst noch nicht zu sprechen ist. Für Jahre, das haben mir alle, die den See befahren haben, und auch die, deren Zeugniß gerade angeführt wurde, zugegeben, ist Holz vorhanden. Daß ein Dampfer, zumal von der Größe des Peters-Dampfers, viel Holz verbraucht, war nichts Neues, daß ein Dampfer mächtige Waldungen verschwinden läßt und dadurch sogar im Stande ist, ungünstige klimatische Verhältnisse hervorzubringen, hatten seit Jahren die innerafrikanischen Dampfer uns schon gelehrt, und das war uns Alles auch so wenig neu, daß wir den anfänglichen Gerüchten, das Dampferprojekt sei

aus Holzrücksichten aufgegeben worden, keinen Glauben schenken konnten. Hatte man doch vor Beginn des Dampferprojektes sich bei den seit Jahrzehnten am See befindlichen Missionaren unzweifelhaft Auskunft und Rath geholt. Auch gab es zu der Zeit, in welcher die Dampferprojekte entstanden, schon Kaiserliche Beamte am See, die sicher um Auskunft ersucht worden waren. Selbst ungebeten hätten diese ihre Ansicht ausgesprochen, wenn sie geglaubt hätten, daß dem Projekt ein so unüberwindliches Hinderniß wie Holzmangel entgegenstehe; auch Emin Pascha, der die Station Muansa aus Rücksicht für den Wißmann-Dampfer angelegt hatte, würde sicher nicht ermangelt haben, Bedenken zu äußern, wenn er solche nach seinen eingehenden Recognoszirungen gehegt hätte. Aus all' diesen Gründen konnten wir also nicht an die anfänglich verbreiteten Gerüchte glauben. Man mochte wohl, nachdem man einmal erkannt hatte, daß der Transport des Peters-Dampfers nicht ausführbar war, manche Gründe, die früher schon längst erörtert worden waren und die allein nie hätten das Dampferprojekt gefährden können, miterwähnt haben. Es ist in solchen Fällen bekanntlich keine seltene Erscheinung, daß schließlich der Hauptgrund kaum noch erwähnt wird, sondern nur noch die Nebengründe. Aber gerade, da die Verhältnisse so lagen, gaben wir in Niegesi noch nicht die Hoffnung auf, daß irgend etwas geschehe, wodurch die Antisklaverei ihren kontraktlichen Verpflichtungen nachkommen und wodurch eine Bloßstellung vor dem Auslande verhütet werden würde. Vielleicht würde ein halb so großer Dampfer gesandt werden, der mit den vorhandenen Mitteln ein paar Jahre im Dienste gehalten werden konnte. Vielleicht würde man uns eine Dampfbarkasse, deren Transport nur wenige Tausend Mark gekostet haben würde, senden, oder ein Petroleumboot. Vielleicht würde uns auch nur eine, wenige Pferdekräfte starke Maschine gesandt werden, mit Hilfe deren man ein am See gebautes Boot hätte in eine Art Schleppdampfbarkasse verwandeln können. Wir hätten doch dann immerhin ein mit Dampf getriebenes Boot gehabt, und das Projekt wäre, wenn auch etwas zusammengeschrumpft,

jedenfalls aber nicht aufgegeben worden. War es doch eine üble Sache, so im letzten Augenblick ein Projekt aufzugeben, für das sich ganz Deutschland erwärmt hatte, und das über die ganze Erde verkündet worden war. Doch alle Hoffnungen schwanden bald, und traurig blickte ich auf die an Stelle des Dampfers hergeschafften Lasten.

Solange ich am See war, habe ich mich immer gefragt, hat der Dampfer einen Zweck? Darüber war ich mir längst klar geworden, daß auf dem Viktoria-See ein Dampfer von der Größe, wie ihn das Antisklaverei-Komité hatte herstellen lassen, heute und in absehbarer Zeit ein Luxusartikel ist. Die Sklavendhaus, die nach ihrer Vernichtung noch lange in europäischen Köpfen herumspukten, gehören einer vergangenen Zeit an. Hier wird kein Sklavenhandel betrieben, geschweige denn, eine Sklavenjagd veranstaltet. Wenn es zwischen Eingeborenen einmal zu einem Kauf und Verkauf von Sklaven kommt, so wird das hier nicht mehr getrieben, als in irgend einem anderen Theile unserer Besitzungen. Jedenfalls spielt das Wasser hierbei keine vermittelnde Rolle. Aus Antisklaverei-Rücksichten hat ein Dampfer also keinen Zweck. Aber etwa aus Handelsrücksichten? Bevor ich seiner Zeit Deutschland verließ, wurde ich einmal gefragt: „Was soll nun eigentlich der Peters-Dampfer auf dem Viktoria-See?“ Die Frage traf mein unschuldiges Gemüth etwas überraschend, doch faßte ich mich und sagte: „Der Dampfer soll den Handel des Viktoria-See-Gebietes nach der Deutschen Küste ziehen.“ Ich muß gestehen, ich hatte mir den Zweck des Dampfers noch gar nicht so recht klar gemacht, werde aber wohl mit meiner Antwort etwa das getroffen haben, was man von ihm erwartete. Das würde ja, wenn der Handel zu den Kosten des Dampfers im Verhältniß stände, etwas sehr schönes sein, aber ein Handel existirt leider auf dem Viktoria-See überhaupt nicht. Fast jedes Boot, welches man auf dem See fahren sieht, steht im Dienste der Europäer. Die Eingeborenen erlangen ihren Bedarf im eignen Lande. Die paar Kaffeebohnen, das bischen Salz, das an einzelnen Stellen verhandelt wird, können keine Rolle spielen. Um

aber die Bedarfsmittel der Europäer etwas schneller und bequemer zu transportiren, deswegen allein möchte man einen Dampfer doch nicht hinsenden, zumal der Transport auf den Eingeborenen-Booten ein sehr billiger, oft kostenfreier ist. Könnte aber der Dampfer einen Handel vielleicht hervorrufen? Ich glaube, ein Handel mit den Eingeborenen scheitert einfach daran, daß die Eingeborenen nichts haben, was sie uns für unsere Stoffe bieten können; denn das Elfenbein schaffen die Leute vom See selbst zur Küste, auch ist die Masse eine viel zu geringe, als daß sie für einen Dampfer von Bedeutung sein könnte. Vom militärischen Standpunkt betrachtet, bedeutet natürlich ein Dampfer einen Machtzuwachs, da in kurzer Zeit eine Truppe von dem einen zum anderen Platze geworfen werden kann. Selbst eine kleine Pinasse ist in militärischer Beziehung für den Meldedienst gut zu verwerthen. Eine andere Frage ist es allerdings, ob man mit der Summe, die ein großer Dampfer verursachen würde, nicht einen noch viel größeren Machtzuwachs erhält, wenn man dieses Geld zu einer Vermehrung der Truppe am See verwenden würde. Anders liegen natürlich die Verhältnisse, wenn es sich um einen kleinen, mit geringen Mitteln nach dem See zu schaffenden Dampfer handelt. Dieser bietet gewisse militärische Vortheile und die Größe würde genügen, um Versuche der Einwirkung auf die Handelsverhältnisse anzustellen.

Das Carl Peters-Stiftungs-Komité hatte in Erkenntniß der Verhältnisse nur ein Dampfer-Projekt von geringem Umfange geplant und nur das Antisklaverei-Komité hat den Umfang so vergrößert, daß, abgesehen von allem Andern, die Größe der Kosten in Rücksicht auf den Zweck gemißbilligt werden mußte. Das Gebiet des Viktoria-Sees muß man wie eine Oase in der Wüste betrachten. Die Kosten viermonatlichen Hin- und Rückmarsches kann nur das Elfenbein aushalten. Mag man den schönsten Reis dort bauen und den schönsten Kaffee, alles wird ebensowenig exportfähig sein, als es exportirt werden würde, wenn es mitten in der Sahara wüchse. Die ostafrikanische Küste ist mindestens eben so fruchtbar, wie das Seengebiet. Noch lange nicht ist der Küstenstrich ausgenützt und

trotzdem wird unendlich viel aus Indien eingeführt, selbst Reis. Auch wenn heute der Viktoria-See mit der Küste durch eine Eisenbahn verbunden wäre, würde an dem Verhältnisse nicht viel geändert werden. Denn, wenn auch der Transport von der ostafrikanischen Küste zum See heute verhältnißmäßig theuer ist, so sind die Transportpreise für den Verkehr vom See bis zur Küste immerhin so billige, wie eine Eisenbahn es kaum ermöglichen könnte, sie zu stellen. Viele Tausend Träger gehen noch ohne Last zur Küste. Aus Rücksicht für den Handel heute einen größeren Dampfer auf dem Viktoria-See in den Dienst zu stellen, heißt einen gewaltigen Sprung machen. Nirgends rächt sich aber das sprungweise Vorgehen gerade so, wie in kolonialen Sachen. Hier bedürfen wir einer ruhigen stetigen Entwickelung. Für einen größeren Dampfer auf dem Viktoria-See erscheint erst dann die Zeit als gekommen, wenn das Seengebiet als Oase betrachtet, durch die Anwesenheit so vieler Europäer in sich so viel Leben aufweist, daß die Dampferfahrten gewinnbringend werden würden; wenn also ein Innenhandel entstanden ist; oder wenn nach ausgiebiger Ausnutzung der anderen ostafrikanischen Gebiete eine Ausnutzung des Seengebietes aus Rücksicht für die Küste nothwendig wird. In diesem Momente würde dann der Viktoria-See den Charakter einer Oase verlieren. Daß solche Zustände auf Jahrzehnte hinaus, um mich optimistisch auszudrücken, in der Ferne liegen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Wohl Niemand dürfte beziehentlich der Entwickelung des Viktoria-Sees mehr Hoffnungen hegen als ich, aber gerade deswegen kann ich nicht dringend genug vor Ueberstürzung warnen. Ein fehlgegangenes Unternehmen übt nirgends in der Welt einen solchen Rückschlag aus, wie bei uns in Deutschland. Jedes Einzelne vermehrt die Interesselosigkeit, die heute schon einen erschreckenden Umfang angenommen hat, für unsere Kolonialpolitik. Hieran tragen nicht zum wenigsten die sogenannten Kolonialschwärmer die Schuld. Leute, die draußen waren, vor Allem die, welche die Verhältnisse im Innern kennen gelernt, werden, wenn sie jemals der Kolonialschwärmerei gehuldigt haben, diese sehr schnell ablegen. Aber manche Leute,

die ihre Kenntnisse zumeist aus Reisewerken und aus Blättern schöpfen, drängen uns immer und immer wieder zu Unternehmungen, welche mißlingen und unsere Kolonialpolitik in Verruf bringen. Ich weiß mich in dieser Ansicht eins mit vielen anderen „Afrikanern", ja ich bin noch im Verhältniß zu den meisten anderen ein Optimist. So manchen habe ich nach der Heimath reisen sehen, in der Hoffnung, daß er seine Ansichten zum wirklich dauernden Wohle der Kolonie nicht zurückhalten würde. Das Ueberschreiten des Aequators muß aber einen eigenthümlichen Einfluß ausüben, denn Leute, die im Innern Afrikas erklärten, daß es schade sei um jeden Pfennig, der jetzt ins Innere gesteckt würde, haben zur Klärung der Verhältnisse so gut wie nichts beigetragen. Offenheit und Wahrheit allein können unserer Kolonie nützen, können sie vor schwerer Zeit bewahren. Mag aus dem allen hervorgehen, daß ich das Dampferprojekt in dem geplanten Umfange nicht habe billigen können. Wenn ich aber trotzdem das Aufgeben desselben für höchst bedauerlich und das Zurückgehen auf das erste bescheidene Projekt für nothwendig gehalten hatte, so geschah das in der Annahme, daß in dem Fallenlassen eines seit Jahren in Europa kund gegebenen Projektes, zu dessen Durchführung die Deutschen selbst auf der ganzen Erde beigesteuert hatten, eine Schädigung unseres Deutschen Ansehens liegt. Solchen schweren Nachtheilen gegenüber hätten alle anderen Bedenken zurücktreten müssen.

XVI.

Die Sklaven- und die Araber-Frage.

Unsere ostafrikanische Kolonie ist kein Feld mehr für Sklavenjagden; dieses kann nicht oft genug wiederholt werden. Westlich vom Tanganika-See finden erst die Sklavenjagden statt, und fällt daher dem Kongostaat vor Allem in Central-Afrika die Aufgabe zu, gegen dieselben vorzugehen. Nur bei einem Einschreiten an der Quelle der Sklaverei kann man ohne Nachtheil und Härten energisch gegen dieselbe auftreten. Die ganze Sklaverei- und Araberfrage scheint mir von jeher in tendenziöser Weise gefärbt worden zu sein. Als es galt, Europa für das unbekannte Afrika zu interessiren, scheute man keine Mittel und suchte durch Erregen von Mitleid sich dem Ziele zu nähern. Daß die Sklavenjagden etwas Grausames und Unmoralisches sind, dem entgegen zu arbeiten ein gutes Werk ist, dürfte klar sein. Eine Sklavenjagd ist aber auch nur ein Krieg, der sich in der Art der Führung von jedem anderen Inner-Afrikanischen Kriege kaum unterscheidet. In jedem solchen werden die Männer erschlagen, Dörfer verbrannt, Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht.

Wenn Afrikareisende früher sich entsetzten, wenn sie durch öde Gegenden zogen, die sie noch vor nicht langer Zeit in üppiger Kultur gesehen hatten, und wenn sie hörten, daß Araber es gewesen seien, so war das nicht zu verwundern; dasselbe Schauspiel kann

man auch heute noch haben, nur heißt es jetzt, das sind die Deutschen gewesen. — Das ist eben der Krieg. Wie viel reiche Dörfer sind durch die Station Tabora zerstört worden, weite Gegenden sind verödet! Was wir thun, ist Nothwehr, was die Araber thun, ist Grausamkeit! Auch in den Erzählungen über die grausamen Sklaventransporte muß man gewaltig übertrieben haben. Man bedenke doch nur, daß ein Sklave ein Werthobjekt für den Besitzer ist. Ist es denkbar, daß Jemand sein Eigenthum so schlecht behandelt, daß er es verliert. Grausame Menschen können wohl gemiethete Leute so behandeln, daß sie dahinsterben, wenn aber Jemand des Gewinnes wegen Leute raubt, so müßte er unsinnig sein, wenn er sie leichtfertiger Weise umkommen läßt. Würde man einen Araber für so unklug halten, daß er Papageien, die er sich im Innern fängt, um sie an der Küste zu verkaufen, verhungern läßt?

Was Europäer von den von ihnen gesehenen grausigen Spuren von Sklavenkarawanen berichtet haben, mag ja durchaus wahr sein; nur dürften jene Spuren wohl in anderer Weise gedeutet werden müssen. Wenn in einem Lande Hungersnoth herrscht, werden auch heute viele Leute zu Grunde gehen. Der Anblick des Lagers nicht weit von Mpapua, in dem einige Monate vor unserem Abmarsch 100 Leute an Pocken und Erschöpfung starben, mag auch ein grausiger gewesen sein. Da hatte aber keine Sklavenkarawane gelegen. Ebenso wenig wie die Araber böswillig ihr Vieh verhungern lassen, oder ihr Geld ins Meer werfen, werden sie ihre Sklaven absichtlich verhungern lassen. Um so weniger in früheren Zeiten, in denen sie nichts zu verheimlichen brauchten, und es ihnen gleichgiltig war, ob Jemand ihren Transport sah oder nicht, sie auch in ihren Maßnahmen nicht durch Furcht, entdeckt zu werden, gehindert wurden. Wie Epidemien und Hungersnoth stets verheerend wirken, so mußten sie — sicher zum größten Bedauern der Araber selbst — auch in den Sklavenkarawanen manchmal traurige Spuren zurücklassen.

Die jetzt in unserer Kolonie lebenden Araber sind friedliche Handelsleute, und es ist durchaus unrichtig, wenn man innerhalb unseres Gebietes einen Unterschied zwischen Arabern an der Küste und solchen im Innern macht. Erstaunlich ist es, wie lange sich solch' Aberglaube erhält; allerdings scheint man ein Interesse daran zu haben, die Araber im Innern als feindlich und kriegerisch gesinnt darzustellen. Vielleicht wird man einmal von einer völligen Unterdrückung des Araberthums im Innern sprechen, ebenso wie man jetzt von einer Unterdrückung der Sklavenjagden spricht. Das sind dann billige Erfolge. Uns sind Araber im Innern nie feindlich gegenübergetreten, eben so wenig wie es seit den Zeiten der Annektion Sklavenjagden in unserer Kolonie gegeben hat. Von jeher war es das Bestreben der Araber, in der Operationsbasis und in den rückwärtigen Verbindungen den Frieden zu erhalten. Dem Araber, der bei den Sklavenjagden eine große Macht entwickelt und als Herr des Landes auftritt, kommt es bei seinen rückwärtigen Verbindungen nur auf Sicherheit an. Er tritt so schwach auf, als es diese erlaubt und erkauft sich den Frieden mit Hongo—Tribut. Es ist ein großer Irrthum, wenn man denkt, daß Araber-Karawanen die Straßen unsicher machen. Im Gegentheil, da wo die Araber marschiren, überall da, wo sie sich sehen lassen, um Handel zu treiben, wie in Mkondoa, in Tabora, in den Araberlagern am Kagera-Nil, da bringen sie Frieden mit sich.

Man braucht sich nur die Araberlager am Kagera-Nil und das Verhältniß der Araber zum Eingeborenen-Sultan anzusehen, um sofort zu erkennen, daß kriegerische Absichten ihnen fern liegen. Wie schon an anderer Stelle erwähnt, sind gerade diese Kaufleute manchmal recht übel daran, wenn Europäer kommen und mit den Völkern, mit denen sie in Frieden lebten, Krieg beginnen. Der Europäer duldet keine Neutralität, er will, daß der Araber auf seine Seite tritt. So kann es vorkommen, daß er seine europäerfreundliche Stellung zu büßen hat, wenn der Europäer ihn gegen die Rache der Eingeborenen nicht zu schützen vermag. Wenn in Tabora eine Anzahl Araber mehr oder weniger offen auf Seiten des von der

Station bekriegten Sultan Sicki standen, so war das in der ganzen Lage begründet. Sie wohnten direkt im Bereich des Sicki, mit dem sie seit Jahrzehnten im Frieden lebten. Hätten sie das Vertrauen zu der Station haben können, daß sie den Sultan unschädlich machen würde, dann wären sie sofort von ihm abgefallen und auf die Seite der Station getreten. Dies Vertrauen hatten sie aber nicht, und es zeigte sich ja auch, daß die Station, selbst nachdem sie an Sicki's Stelle einen Gegensultan eingesetzt hatte, doch noch mit jenem Sicki Frieden schloß und ihn so anerkannte. Das war natürlich ein Preisgeben des Bundesgenossen, das den Arabern in der Nähe der Sultansresidenz, wenn sie Bundesgenossen der Station geworden wären, sehr schlecht hätte bekommen können. Wenn man von den Arabern verlangt, daß sie sich nicht selber schützen, gewähre man ihnen den Schutz, auf den sie ein Anrecht haben, und ihre Interessen werden mit den unsrigen zusammenfallen. So sehr ich sonst mit den Anschauungen der Missionen übereinstimme, so kann ich in Bezug auf die Araber mich ihnen nicht anschließen. Die Missionare sehen in dem Araber den Verbreiter der mohamedanischen Kultur, der der christlichen entgegenarbeitet. Ich kann bei der großen Gleichgiltigkeit der ostafrikanischen Neger in religiöser Beziehung den Arabern als Trägern der mohamedanischen Religion nur wenig Bedeutung beilegen. In Tabora's Umgebung, wo seit Jahrzehnten so viele leben, merkt man kaum einen religiösen Einfluß, selbst die Haussklaven der Araber legen, von ihrem Herrn fern, den Mohamedanismus einfach bei Seite.

Zu leugnen ist natürlich nicht, daß auch diese friedlichen Araber Sklavenhandel treiben. Das thun sie aber ebenso wie die Araber in Bagamojo oder Sansibar. Erst mit der Sklaverei kann der Sklavenhandel aufhören. Daß indessen die Sklaverei nicht mit einem Male aufhören kann, ist genugsam schon von maßgebender Stelle betont worden; man sollte aber auch mit den Sklavenverkaufs-Verboten vorsichtig sein, zumal diese fast nur auf dem Papier vorhanden sind.

Wir haben in Europa auch manche Einrichtung, die man nur aus Nützlichkeitsrücksichten bestehen läßt, weshalb sollen wir in Afrika auf dem Papiere so moralisch verfahren. Ein Sklavenverkaufs-Verbot kann bloß auf dem Papiere stehen; ein Gesetz aber, von dem die ausführenden Organe schon von vornherein überzeugt sind, daß es möglichst nicht angewandt werden soll, muß vermieden werden. Solche Gesetze wirken demoralisirend, weil der einzelne Bestrafte sich für unschuldig hält, da er so viele sieht, die ungestraft dasselbe thun. Unter den Augen der Beamten geschehen viele Hundert solcher Sklavenankäufe Seitens der Soldaten. Der Soldat, vor Allem derjenige im Innern, kauft sich eine Sklavin, mit der er gleichsam eine Ehe führt. Wenn er die Kolonie verläßt, wird sie wieder verkauft. Das ganze Verhältniß ist so den afrikanischen Anschauungen entsprechend, daß Niemand daran rütteln möchte. Es würde auch wenig Zweck haben; heute wird das Verhältniß noch so naiv betrachtet, daß der Soldat ganz offen erzählt, er habe sich eine Eingeborene gekauft, und die Frau sagt ebenso offen, daß sie die Sklavin des Soldaten sei. Wollte man dagegen einschreiten, so würde das Sklaverei-Verhältniß einfach verheimlicht werden. Gegen solche Verkäufe von Sklaven mit Einverständniß derselben ist nichts zu machen, und aus dem Grunde müssen sie erlaubt sein. Immerhin giebt es noch genug Mittel, um Verkäufe gegen den Willen der Betreffenden zu erschweren. Dem Eingeborenen wird am allerwenigsten mit einem Verkaufsverbot gedient. Von einem Händler, der ihn bloß des vortheilhaften Preises wegen gekauft hat, wird er gern in den Besitz eines Arabers übergehen, bei dem er dauernd bleibt, und ebenso werden sich Sklavenmädchen gern verkaufen lassen, wenn sie dadurch Vorstand eines Haushaltes werden. Liegt der Verkauf aber im Interesse des Sklaven, so liegt auch keine moralische Veranlassung vor, sie dem neuen Herrn gegenüber in ein anderes Verhältniß zu stellen, als dem alten gegenüber.

Auch sonst wirkt ein Verkaufsverbot nur ungünstig, da dann solche Abschlüsse heimlich vorgenommen werden. Man sollte bei der Sklaverei alle Maßregeln vermeiden, die auf die Sklaven zurück-

fallen. Hat man im Innern Afrikas die Menschenjagd verhindert, so werden die Sklaven weniger zahlreich und damit auch der Verkauf eingeschränkt werden. Dem Araber gebietet seine Religion eine gute Behandlung seiner Sklaven. Das Gesetz, welches befiehlt, daß eine Sklavin, welche ihrem Herrn ein Kind schenkt, frei ist und Gemahlin des Arabers wird, und daß dieses Kind ein gleich- und erbberechtigtes des Arabers ist, zeigt zur Genüge den Geist der afrikanischen Verhältnisse auf diesem Gebiete. Es ist schon oft genug erwähnt worden, wie gut im Allgemeinen der Sklave von seinem Herrn behandelt wird, nennt er ihn doch stets papa jangu (mein Vater) aus eigenem Antriebe. Das was uns an der Sklaverei so furchtbar erscheint, das auf ewig Gebundensein, fühlt der Neger nicht. Er lebt für den Augenblick und denkt nicht wie wir an die Zukunft. Ihm erscheint die Abhängigkeit als Sklave nicht anders als uns die Abhängigkeit aus Ursache irgend eines Kontraktverhältnisses.

Afrika verdankt der Sklaverei viel. Der Neger will wie ein Kind einem Zwange unterworfen sein, und er ist mir geistig immer am höchsten stehend dort vorgekommen, wo er von seinem Sultan am unbeschränktesten beherrscht wird.

Da wo die festen Eingeborenen-Reiche zerfallen, wird der Neger ein wenig angenehmes Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Er giebt sich seinen Leidenschaften hin, verlernt das Gute und übt nur das Schlechte aus. Da wo die Eingeborenen-Reiche mit fremder Kultur zusammenstoßen, werden sie über kurz oder lang zerfallen. Der Araber dagegen verstand es, die Neger durch den Zwang der Sklaverei als ein brauchbares Geschöpf zu erhalten. Wollen wir nun auch hoffen, daß der Neger entwickelungsfähig ist und in späteren Zeiten des Zwanges der Sklaverei nicht mehr bedarf, so ist doch jetzt dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen. Für uns gilt es daher weniger, gegen die Sklaverei als solche zu kämpfen, als vielmehr, den Neger so zu entwickeln, daß damit die Sklaverei von selber aufhört. Gehen wir also nicht gegen die Sklaverei, sondern gegen die Ausschreitungen derselben vor. Wo das religiöse Gesetz für den Araber nicht mehr Kraft genug hat, muß unser Gesetz in

Wirkung treten. Möge man da, wo eine die Gesundheit schädigende Ausbeutung stattfindet, mit Schutzgesetzen vorgehen. England hat vor Allem auf diesem Wege ein weites Feld, um zu zeigen, daß es ihm ernst mit seinen Antisklavereibestrebungen ist. Auf der Insel Pemba sollen die Plantagensklaven ein trauriges Dasein fristen. Hier kann England helfen, indem es Schutzbestimmungen erläßt — ob allerdings die Plantagen die dadurch entstehende Belastung aushalten, ist fraglich —, doch ist es besser, England verzichtet auf jene Einnahmequelle, als daß dort der Gewinn durch Ausbeutung der Sklaven entsteht.

XVII.

Die Karawanenstraße und die Karawanen-Verhältnisse.

Wenn man von einer Karawanenstraße spricht, so geschieht dies lediglich in Rücksicht auf den starken Verkehr. Ihrer Beschaffenheit nach ist sie nur ein Weg wie unsere Fußwege. So wie auch bei uns in Deutschland Nebenwege, welche nicht zum Fahren benutzt werden, vielfach so schmal sind, daß sie nur von hintereinandergehenden Leuten benutzt werden können, ist dies auch in Ostafrika der Fall. Sonst sind aber diese Wege sehr bequem, der Boden ist meist festgetreten und ohne Unebenheiten. An Stellen, wo er zu sehr ausgetreten ist, verlassen ihn die Karawanenleute und legen einen neuen Weg neben dem alten an. Infolge des wunderbaren Ortsinns der Eingeborenen verfolgt die Straße stets dieselbe Richtung bis zum Ziel und vermeidet Umwege, die nicht geboten sind. Eine Richtungsveränderung hat immer ihren bestimmten Grund, sowohl im Großen wie im Kleinen; große Richtungsveränderungen werden meist durch Wasserverhältnisse bedingt, kleine dadurch, daß der Träger sich die besten Stellen für den Weg aussucht, dickes Gebüsch umgeht, steinige Stellen oder solche, an denen er sich seine nackten Füße verletzen kann, vermeidet. Für den einzelnen Mann mit normalen Lasten finden sich nicht die geringsten Schwierigkeiten auf diesen Wegen, vorausgesetzt natürlich, daß man zu einer normalen Reisezeit reist. Die Bodenbedeckung ist nur an wenigen Stellen derartig, daß sie die Karawanenstraße beengt und Träger mit großen und langen Lasten, Reiter oder große Thiere, wie Kameele behindert; solche Stellen finden sich auf dem Wege zum

Viktoria-See fast nur in der Küstenregion, sowie in Gebirgsgegenden, also in Ukami und Usagara. Von Mpapua an sind die Vegetationsverhältnisse im Allgemeinen so ungünstig, daß von üppigem Pflanzenwuchs nicht mehr die Rede ist. Jedenfalls sind alle durch die Vegetation veranlaßten Schwierigkeiten gering, meine langen, sowie auch die über 1 Meter breiten Lasten wurden nie aufgehalten. Die Steigungsverhältnisse sind so günstig, wie man sie bei Naturwegen von dieser Ausdehnung selten findet; der Viktoria-See liegt etwa 1200 Meter über dem Meere; diese Höhe wird in ganz allmählicher Steigung gewonnen. Die Straße Bagamojo—Mkondoa—Mpapua passirt allerdings zwei Gebirgsländer, Ukami und Usagara, in denen Stellen vorkommen, welche für schwerbeladene Träger, Thiere oder Fahrzeuge, mehr oder weniger schwer zu passiren sind. Das ganze Ukami-Gebirge kann aber vermieden werden, wenn man den direkten Weg Bagamojo—Mpapua wählt, welcher ca. um 4 Tage kürzer ist als der Umweg über Mkondoa. Die Karawanen waren meist gewohnt, trotz des Umweges, die Richtung über Mkondoa zu nehmen, wahrscheinlich wohl infolge der damaligen Araberniederlassungen in Mkondoa. Die Gewohnheit wird in Afrika leicht zum Testuri, daher haben eigenthümlicher Weise in den letzten Jahren selbst schwerbeladene und mit Wagen versehene Europäer-Karawanen diesen unbequemeren und weiteren Weg, welcher zwei Fluß-Ueberschreitungen mehr erforderlich macht, gewählt. Auch das Usagara-Gebirge läßt sich, wenn es mehr auf Vermeiden der Steigungen als auf Zeitgewinn ankommt, umgehen, und zwar dadurch, daß man die direkte Straße bei Kidete südwärts verläßt und längs seines Ostabfalles bis Mkondoa marschirt und alsdann den über dem Ugombe-See führenden Weg einschlägt. Es ist somit möglich, ohne erheblichen Zeitverlust das Ukami- und Usagara-Gebirge völlig durch den Weg Bagamojo—Kidete—Mkondoa—Ugombe-See—Mpapua zu umgehen. Die letzte Strecke Mkondoa—Ugombe-See—Mpapua dürfte allerdings vor Lösung der Wahehe-Frage noch nicht genügend sicher sein. Die Unsicherheit hat in der letzten Zeit wieder zugenommen, sodaß die Straße, die Anfang des Jahres 1892 von mir beschritten wurde, ein Jahr darauf bei meinem Rückmarsch nicht passirbar

war. Von Mpapua an berührt die Karawanenstraße keine Gebirge weiter, wohl aber ist der Kilima-Tinde, eine etwa 100 Meter hohe Terrasse zwischen Unjanguira und Muhalala, zu überschreiten. Der Aufstieg ist steil und beschwerlich, doch ließe sich mit einem Umwege leicht ein bequemerer Aufstieg finden, ohne daß dies jedoch für eine gewöhnliche Karawane irgendwie nothwendig ist. Dicht hinter Muhalala, auf dem Wege nach dem Viktoria-See, ist dann die Steigung noch einmal etwas größer wie gewöhnlich, doch nicht derart, daß Wagen nennenswerth behindert werden könnten.

Die ganzen Steigungsverhältnisse bieten mithin recht wenig natürliche Schwierigkeiten. Wenn man die Straße Bagamojo—Mkondoa vermeidet, so sind im Ganzen nur zwei Flüsse, der Kingani und der Mkondoqua zu überschreiten, der eine dicht an der Küste mittelst einer Fähre, der andere unweit Kidete. Die Straße ist so gut, daß eine Verbesserung derselben augenblicklich keine brennende Frage ist. Man hört allerdings vielfach über die Karawanenstraßen klagen und macht sich oft von den Schwierigkeiten derselben übertriebene Vorstellungen. Dies hat wohl seinen Grund darin, daß unmittelbar an der Küste die Schwierigkeiten am größten sind. Der junge Afrikaner lernt bei seinem Hineinmarsch ins Innere sofort ihre schlechteste Seite kennen. Den neuen Verhältnissen wird er in seinen Berichten die meiste Zeit widmen, und daher die Schwierigkeiten, die nur während weniger Tage vorhanden sind, mehr hervortreten lassen, als die späteren Verhältnisse, wenn man wochenlang von Hindernissen nicht sprechen kann, und auf langen Strecken der Weg so gut ist, daß man mit einer Droschke fahren könnte. Ich hatte auf meinem Rückmarsch mir besonders zur Aufgabe gestellt, den Wegeverhältnissen dauernd meine Aufmerksamkeit zu widmen, weil der Transport eines Dampfers bevorstand, und weil Versuche mit Wagen stattfanden, von denen der eine mißglückt sein sollte. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die wenigen schwierigen Stellen zwischen Bagamojo und dem Viktoria-See selbst für die schwersten Lasten, und auch für Wagen nur so wenig Zeitverlust verursachen können, daß dies keine nennenswerthe Rolle spielt. 5 Centner schwere Lasten kann man natürlich nicht so schnell fortschaffen wie

1/2 Centner schwere; das ist auf unseren Chausseen ebenso der Fall, wie auf den afrikanischen Fußwegen, und liegt an der Beschaffenheit der Last, nicht an dem Wege. Der Wagentransport unter dem Kapitän Gemmer hat gezeigt, daß unüberwindliche Schwierigkeiten nicht entgegenstehen, denn wenn eine Karawane mit Wagen in normaler Reisezeit, ja, bedeutend schneller als irgend eine Eingeborenen-Karawane, den Weg zurücklegt, so ist dies ein Beweis dafür, daß solche Schwierigkeiten nicht vorhanden sind, wenigstens für den nicht, dem Arbeit nicht ohne Weiteres gleichbedeutend mit Schwierigkeit ist. Ich bin auf meinem Rückmarsche sogar zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Geländeverhältnisse selbst dem Wißmann'schen Feldbahnprojekte keine nennenswerthe Schwierigkeiten bereitet haben würden.

All' das Gesagte gilt natürlich nur für die Karawanenzeit. Zur Regenzeit vergrößern sich die Schwierigkeiten unter Umständen in erheblicher Weise, so daß sie sogar einen Weitermarsch geradezu verhindern können. Es bilden sich große Sümpfe, Flüsse entstehen und schwellen an, Karawanenstraßen verwandeln sich in Bäche, und der Wanderer muß sich manchmal stundenlang bis zur Mitte des Körpers im Wasser vorwärts arbeiten. Menschen sterben, ebenso das Vieh, die Sachen verderben, und man kann froh sein, wenn man überhaupt vorwärts kommt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß durch derartige Märsche oft die Zahl der Europäer sich um ein Drittel verringert, sei es durch Krankheit, welche sie zum Rückmarsch zwingt, sei es durch Tod. Wie die Europäer haben auch die Träger sehr unter dem Regen zu leiden, deshalb giebt es während der Dauer der Regenzeit keine Araber- und Eingeborenen-Karawanen. Aus politischen und militärischen Gründen werden sich Regen-Expeditionen nicht immer vermeiden lassen, je mehr aber ihre Schwierigkeiten bekannt werden, je mehr bestätigt wird, daß Regen-Expeditionen außer bedeutend erhöhten Kosten auch soviel Menschenmaterial fordern, desto weniger wird man in der Regenzeit marschiren. Für Expeditionen, die keinen militärischen oder politischen Zweck haben, also für die meisten Privat-Expeditionen,

dürfte die Regenzeit überhaupt nicht als Marschzeit gewählt werden. Leider wird aber von Deutschland aus gelegentlich gedrängt und nicht bedacht, daß man der kolonialen Sache am wenigsten dient, wenn man sich über gebotene Rücksichten hinwegsetzt. Die Verhältnisse sind so klar und liegen so günstig, daß Mißgriffe in dieser Beziehung nicht vorkommen dürften. Man unterscheidet zwei Regenzeiten, eine große und eine kleine. Die große, welche an jedem einzelnen Punkte etwa zwei Monate dauert, beginnt im Westen und hört, gewissermaßen nach Osten zu wandernd, an der Küste Ende Mai auf. Mit Beendigung der Regenzeit treffen die aus dem Innern kommenden Karawanen an der Küste ein. Das Wandern der Regenzeit von Westen nach Osten ermöglicht ihnen, dicht hinter ihr her im Trockenen zu marschiren und unmittelbar nach ihrer Beendigung schon an der Küste einzutreffen. Nun beginnt die Zeit für die in's Innere hineingehenden Karawanen; die Wasserverhältnisse sind jetzt günstig, da sich überall genügend Wasser findet, ohne daß seine Menge lästig wäre. Die afrikanische Kartoffel, der Mais, ist bereits genießbar, und die Ernährung der Karawanen macht keine Schwierigkeiten. Erst am Ende des Jahres stellt sich wieder Regen ein, die kleine Regenzeit; doch ist diese, da der Regen nicht dauernd fällt, immerhin noch zu ertragen.

Je nach dem Endziel, also der Dauer des Marsches, wird man die Abmarschzeit von der Küste wählen. Will man z. B. nach dem Viktoria-See, so muß man sich so einrichten, daß man ihn spätestens gegen Dezember erreicht, man muß also spätestens im Oktober die Küste verlassen. Will man nur nach Tabora, so ist ein Abmarsch im November, auch noch im Dezember möglich, ohne daß der Marsch infolge des dann schon fallenden Regen's allzugroße Schwierigkeiten bietet. Ein späterer Abmarsch von der Küste wird die große Regenzeit kaum vermeiden lassen, und außer durch Wasser auch noch in der Ernährung der Karawanen Schwierigkeiten finden. Die Eingeborenen sind alsdann auf durchmarschirende Karawanen nicht mehr eingerichtet und können nur wenige Lebensmittel abgeben; vielfach leiden sie sogar selbst Hunger. Diese Ver-

hältnisse bessern sich erst, wenn der Mais genießbar wird, etwa im März. Zwischen Bagamojo und Mkondoa finden sich weite Strecken, die zur großen Regenzeit völlig unter Wasser stehen oder Sumpfland bilden. Hat man diese nicht rechtzeitig passirt, so können sie unter Umständen den Weitermarsch völlig verhindern. Eine Karawane, welche trotz aller Hindernisse, der Mehrkosten, des Menschenverlustes u. s. w. nicht noch 2—3 Monate warten kann, sondern bereits kurz vor der großen Regenzeit abmarschiren soll, muß also darauf Bedacht nehmen, daß sie bei Eintreten der schlimmsten Zeit Mkondoa bereits hinter sich hat.

Ich komme nun zu dem Trägerpersonal. Bekanntlich wird auch heutzutage noch der ganze Handel in Ostafrika auf den Köpfen und Schultern von Menschen vermittelt. Von Lastthieren hat sich bis jetzt nur der Esel bis zu einem gewissen Grade bewährt; die Benutzung des Kameels wird sich kaum je rentiren, da es unter dem Klima sehr zu leiden hat. Es gelang mir allerdings, ein Kameel — ich glaube das erste — nach dem Viktoria-See zu transportiren; es war dies jedoch mehr Selbstzweck als Transportmittel. Dann hat man auch Versuche mit Wagen angestellt, welche in der neueren Zeit vom Antisklaverei-Komité wiederholt wurden. Die Schwierigkeiten eines solchen Versuches sind große; man hat auch bis jetzt noch keine genügenden Resultate erreicht. Jedenfalls ist der Träger heute und für die nächste Zeit das einzige im Großen in Frage kommende Transportmittel. Die Träger rekrutiren sich entweder aus dem Gebiet von der Küste einschließlich Sansibar oder aus dem Innern. Die als Träger verwendeten Küstenleute sind entweder Sklaven oder Freigelassene (Wangwana). Im Innern verschwindet den Eingeborenen gegenüber der Unterschied zwischen Freien und Sklaven derart, daß die gesammten Küstenleute mit dem Namen Wangwana belegt werden. Die Beziehungen, die diese Küstenleute zu den Arabern haben oder hatten, haben sie geistig über den gewöhnlichen Eingeborenen erhoben; allerdings haben sich mit der Kultur auch die unvermeidlichen schädlichen Einflüsse geltend gemacht. Jedenfalls aber bilden diese Leute für den Afrikareisenden ein werthvolles

Personal, für den in unbekannten Gegenden Reisenden sogar das einzig Brauchbare. Die Leute verdingen sich an der Küste und begeben sich ganz in den Dienst ihres neuen Herrn. Diese Küstenleute bieten die größte Sicherheit; Desertionen ꝛc. werden selten vorkommen, denn jeder Mann hat seinen Bürgen. Beim Sklaven übernimmt der Herr die Bürgschaft, beim Freien irgend ein Araber, Inder oder eine sonstige bekannte Persönlichkeit. Wenn nicht besondere Intriguen herrschen, hat es keine Schwierigkeit, jederzeit einige Hundert solcher Küstenleute anzuwerben, obwohl dies in Sansibar selbst verboten ist. Der Lohn beträgt monatlich fünf Dollars, ausschließlich Verpflegung, doch muß derselbe bis zur Rückkehr an die Küste gezahlt werden. Außer einem Vorschuß erhält der Träger im Allgemeinen während der Expedition keine Gehaltszahlung, diese erfolgt erst nach der Rückkehr. Die Küstenleute sind vielfach geschmäht, für feig und für den Militärdienst gar nicht geeignet erklärt worden. In erster Linie ist natürlich der Küstenmann Träger. An der Küste seiner Heimath mag er sich auch zum Militärdienst nicht eignen, aber im Innern hat man in dieser Beziehung in neuester Zeit gute Erfolge erzielt. Dr. Baumann lobt ihr Verhalten auf seinem letzten Zuge sehr, ebenso habe ich sie bei den Taborakämpfen, in denen sie allerdings einen Halt an meinen Sudanesen hatten, als tapfer und muthig kennen gelernt. So wünschenswerth nach Allem aber die Verwendung der Küstenleute ist, so wird sie doch zu theuer, wenn es sich lediglich darum handelt, Lasten nach einem bestimmten Punkt zu transportiren, weil ihnen nicht nur der Hin-, sondern auch der Rückmarsch bezahlt werden muß. Für diese Verwendung empfehlen sich daher besser die Träger aus dem Innern. Diese Leute kommen zur Karawanenzeit zum großen Theil ohne Last nach der Küste und verdingen sich hier als Träger nach einem bestimmten Punkte hin nahe ihrer Heimath. In der Hauptsache handelt es sich hier um zwei Stämme, den Wanjamwesi- und den Wassukumastamm. Der Wanjamwesistamm umfaßt die ganzen Völkerschaften um Tabora herum, deren größtes Sultanat Unjanjembe ist. Dieser Stamm stellt schon seit langen Zeiten Träger,

ist dadurch zu einem gewissen Wohlstande gelangt und kann gerade als Handelsvolk bezeichnet werden.

Viele Wanjamwesi verdingen sich nicht mehr als Träger, sondern transportiren ihre eigenen Sachen. Ich habe unterwegs eine große Zahl Eingeborenen-Karawanen getroffen, welche Eigenthum der Karawanenführer waren und 50, 60, ja 100 Lasten Tauschwaaren transportirten. Der Gewinn, den die Leute bei diesem Handel haben, ist ein ganz bedeutender. Ein Frasila Elfenbein kostet z. B. in Unjanjembe 90 Dollars; trägt der Wanjamwesi diesen Zahn zur Küste, so erhält er dort etwa 120 Dollars. Er hat aber den Zahn nach dem Werthe im Innern bezahlt. Das Pulver, welches er statt der Summe von 90 Dollars gegeben hat, bekommt er an der Küste für den halben Preis. Hat er also das Pulver selbst heraufgetragen, so verdient er daran noch etwa 45 Dollars; bei einer Kapitalanlage von 45 Dollars hat also der Wanjamwesi-Händler, der sein eigener Träger ist, nach einem einmaligen Ein- und Verkauf von Elfenbein einen Bruttogewinn von 75 Dollars. Die Unkosten können allerdings manchmal recht bedeutend werden, sind aber unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht sehr groß, um so größer ist aber das Risiko, das ein solcher kleiner Händler übernimmt. Die kleine Abschweifung möge nur zeigen, wie schnell sich ein thätiger Mnjamwesi ein Vermögen erwerben kann. Der Marsch aus dem Unjamwesi-Lande nach der Küste und zurück, der vielleicht 5—6 Monate in Anspruch nimmt, ist den Leuten zur völligen Gewohnheit geworden; sie betrachten diese Zeit nicht als eine unangenehme Unterbrechung ihres Lebens, sondern geradezu als einen integrirenden Bestandtheil desselben. Ganze Familien, oft ganze Sippen verlassen ihre Heimath. Die Karawane wird daher äußerst schwerfällig, denn die Leute wollen diese Zeit bequem zubringen. Eine Wanjamwesi-Karawane ohne europäische oder arabische Führung braucht oft unglaublich lange Zeit zu ihrem Marsche, aber — sie erreicht ihr Ziel! Es wäre für die Leute, da sie in einem Jahre doch nur einmal zu der Küste kommen können, auch zwecklos, wenn sie, um ein paar Wochen früher in ihre Heimath zu ge-

langen, ein unbequemes Leben führen wollten. Diesen in der Natur der Sache wohlbegründeten Trieb, ruhig und bequem zu marschiren, haben die Leute natürlich auch, wenn sie im Dienste eines Europäers stehen. Der Europäer hingegen, der mehr Rücksicht auf Zeitersparniß nehmen muß, legt oft zu großen Werth auf die Schnelligkeit, und dann ist ein Konflikt mit den Trägern die natürliche Folge. Der Mnjamwesi-Träger will zur Mittagszeit seinen Marsch beendet haben und in seinem Lager sein. Zwingt man ihn öfters, auch Nachmittags zu marschiren, so wird er einfach striken. Auf die Dauer wird man seine Marschleistungen nur dadurch vergrößern und auf das gewünschte Maß steigern können, daß man ihn zu einem rechtzeitigen Aufbruch zwingt und auf eine straffe Marschdisziplin hält. Mehr wie bei irgend einem andern muß man bei einem Mnjamwesi-Träger die Karawanenregel beherzigen, daß der letzte Mann die Sonne nicht im Lager, sondern auf dem Marsche aufgehen sieht. Berücksichtigt man dann nur etwas seine Eigenthümlichkeiten und behandelt ihn trotz großer Strenge mit etwas Wohlwollen, so bildet sich sehr schnell ein äußerst angenehmes Verhältniß zwischen Führer und Träger heraus. Desertionen werden dadurch am Besten verhindert. Ueber Tabora hinaus gehen solche an der Küste angeworbenen Wanjamwesi-Träger in der Regel nicht. Zum Weitermarsch über Tabora nach dem Viktoria-See muß man in Tabora Trägerwechsel vornehmen und dort Wassukuma-Träger nehmen.

Der Mssukuma hat sich erst in neuerer Zeit zum Trägerdienst verstanden. Noch vor wenig Jahren wurde er hierzu nicht für brauchbar gehalten. Die meisten Träger werden von den Stämmen am Viktoria-See — vor Allem von Usmaue — gestellt. Im Gegensatz zu den Wanjamwesi ist es bei den Wassukuma nur der junge, unternehmungslustige Mann, der in die Ferne zieht; der Mssukuma betrachtet eine solche Reise nur als ein Mittel, um sich Geld zu verdienen. Weib und Kind läßt er daher meist zu Hause; ihm erscheint ein solches Unternehmen viel gefahrvoller; er wird sich daher zu einem solchen nur verstehen, wenn er sich möglichst sicher dünkt,

wie z. B. in einer Europäer-Karawane. Kleine selbständige Karawanen, wie sie bei den Wanjamwesi viel vorkommen, findet man bei den Wassukuma selten. Da dieser das Karawanenleben nur als Unterbrechung seines eigentlichen Heimathlebens betrachtet, so zieht es ihn auch ganz anders in die Heimath zurück als den Ersteren. Bei den Wassukuma findet man nicht selten sogar Heimweh, und jedes Gespräch am Lagerfeuer dreht sich um die Heimath. Mit diesen Trägern kommt man im Allgemeinen schneller vorwärts, man kann sogar, wenn man sie bei guter Laune erhält, mit ihnen Leistungen erreichen, zu denen sich der Mnjamwesi nie verstehen würde. Mit einer großen Wassukuma-Karawane habe ich den Weg vom See bis Bagamojo in 37 Tagen zurückgelegt; ich glaube, daß man mit einer gleich großen Wanjamwesi-Karawane eine solche Leistung nicht erreichen würde. Für den Marsch nach dem See wäre es natürlich das Günstigste, von Anfang an mit Wassukuma zu marschiren, da diese aber noch nicht so unternehmungslustig sind wie die Wanjamwesi und deshalb seltener zur Küste kommen, wird man nicht immer Wassukuma bekommen können, besonders wenn man in kurzer Zeit Träger haben will. In solchem Falle muß man Wanjamwesi nehmen und über Tabora marschiren.

Der Lohn der aus dem Innern stammenden Träger beträgt gleichfalls etwa 5 Dollar monatlich, ausschließlich Verpflegung; es ist aber gebräuchlich, mit den Leuten eine Pauschalsumme zu vereinbaren, welche auf die ungefähre Marschzeit berechnet wird und die Verpflegung einschließt. Diese Pauschalsumme erreicht in der Regel infolge des gegenseitigen Ueberbietens der Agenten eine unnöthige Höhe. So erhielt eine große Zahl Wassukuma-Träger im vergangenen Jahre für den Marsch nach dem See etwa zwanzig Dollar. Ich halte es bei der großen Zahl des Trägerpersonals, welche sich im Innern, vor Allem am Viktoria-See, vorfindet, für leicht möglich, durch eine geeignete Organisation die Summe bei dem heutigen Trägerverbrauch auf die Hälfte herabzusetzen. Selbst dieser um die Hälfte herabgesetzte Preis stellt den Mssukuma immer noch besser als den Küstenmann sein — an sich ja erheblich höhere — Lohn. Der Küsten-

mann erhält sein Geld in Heimathwerthen, während der Träger aus dem Innern das seinige an der Küste in Stoffen erhält, deren Werth in seiner Heimat vielleicht sechsmal so groß ist, wie an der Küste. Erhält der Mssukuma z. B. für seinen Marsch von der Küste an den See 10 Dollar, so bringt er in die Heimath als Reingewinn mindestens Stoffe in dem Küstenwerthe von 6 Dollar mit, die am See einen Geldwerth von 36 Dollar haben. Für 36 Dollar muß aber der Küstenmann schon 7 Monate Dienst thun; er würde also für eine Trägerverdingung nach dem See und zurück noch lange nicht soviel verdient haben, wie der Mssukuma bei dem angenommenen Lohnverhältnisse.

Ich habe bis jetzt von dem Lohn gesprochen, den die Träger erhalten; vielfach ist dieser Preis aber sehr verschieden von demjenigen, den der Europäer bezahlen muß. Die Küstenleute wird man, wenigstens in beschränkter Zahl, stets ohne Vermittelung, also zu dem Lohnpreise erhalten können. Anders steht es aber mit den Trägern aus dem Innern. Der Handel wird bekanntlich von den Indern und Arabern beherrscht, in ihren Händen befindet sich daher auch die Masse der Träger, welche aus dem Innern zur Küste kommen. Außer diesen lassen sie sich noch Träger auf Spekulation nach der Küste kommen und suchen jeden Einzelnen sofort zu engagiren, selbst mit großen Kosten, nur damit die Europäer keinen selbst anwerben können. Der Hauptunternehmer in dieser Beziehung ist der Inder Sewa Hadji; er beherrscht den Trägermarkt derart, daß das Gouvernement, trotz enormer Preise, nur von ihm Träger nahm. Selbst die Expeditionen des Antisklaverei-Komités waren seiner Zeit genöthigt, ebenso wie das Gouvernement, den 3—4fachen Preis dessen zu zahlen, was die Leute erhielten, wenn sie überhaupt Träger bekommen wollten. In der dem Reichstag übergebenen Denkschrift wurde geradezu von einem Monopol des Sewa Hadji gesprochen. Das scheint mir etwas weit zu gehen, wenigstens beschränkt sich dies Monopol auf Träger, die man in kurzer Zeit haben wollte. Das Gouvernement wäre in der Lage gewesen, sich vom Viktoria-See Wassukuma- oder aus Tabora Wanjamwesi-Träger kommen zu

lassen, die sie dann zu dem vierten Theil des dem Sewa Hadji gegebenen Preises gehabt hätte. Bequemer war es aber, nicht so lange vorher zu disponiren und alle Verantwortlichkeit dem Sewa Hadji zu übertragen, besonders da ja das Gouvernement oft recht junge, in afrikanischen Verhältnissen unbewanderte Europäer in's Innere senden muß. Sewa Hadji hat dies sogenannte Monopol eigentlich nur der Bequemlichkeit der Europäer zu danken, er wäre nicht im Stande gewesen, den Trägermarkt längere Zeit so zu beherrschen, wenn er nicht Alles mundgerecht und bequem eingerichtet hätte. Er übernimmt die ganze Verpflegung und Verantwortung für die Träger und ersetzt jede verlorene Last. Dadurch wird manche Unbequemlichkeit beseitigt. Dieses Verfahren ist bequem, aber recht theuer. Das Antisklaverei-Komité hat, wenn auch leider etwas spät, sich von Hewa Hadji losgemacht. Das Gouvernement ist wohl etwas später dem Beispiel gefolgt.

Die Träger werden zu den Expeditionen u. s. w. in geschlossene Karawanen zusammengestellt, und zwar in verschiedener Stärke. Die größte Kopfstärke weisen meist die Araberkarawanen auf, wogegen die von Eingeborenen geführten selten über 100 Personen stark sind. Diese letzteren vereinigen sich aber vor dem Passiren gefährlicher Stellen meist mit anderen Eingeborenen- oder, wenn möglich, mit Araber- oder Europäer-Karawanen. Die Stärke der Europäer-Karawanen richtet sich natürlich nach deren Zweck. Eine in's Innere nach Tabora oder dem Viktoria-See gehende Karawane wird selten weniger als 500 Köpfe aufweisen, vielfach erreicht eine solche Karawane sogar eine Stärke von ein oder mehreren Tausend Leuten. Eine Theilung solcher Karawanen ist, wenn auch für die ganzen Marschverhältnisse günstiger, so doch aus Rücksichten für die Sicherheit, sowie wegen der bedeutenden Erschwerung der ganzen Verwaltung selten möglich. Die Eingeborenen- und Araber-Karawanen sind reine Handelskarawanen. Sie bringen ihr werthvolles Elfenbein, worin sie vielfach ihr ganzes Vermögen angelegt haben, nach der Küste, und von dort die eingehandelten Tauschwaaren wieder in das Innere. Daß es diesen Karawanen darauf ankommt,

unter allen Umständen im Frieden mit den Eingeborenen zu leben und jeden Krieg zu vermeiden, ist natürlich. Ihre Vertheidigungskraft ist keine große, wenn sie auch meist viele Gewehre (Vorderlader) führen. Soldaten führen nur die Araber-Karawanen mit sich, aber meist Leute von zweifelhafter Ausbildung. Meist genügt bloß das Vorhandensein zahlreicher Gewehre, um die Landesbewohner von diebischen und räuberischen Unternehmungen abzuhalten.

Eine eigenartige Eingeborenen-Karawane ist die eines reichen Missukuma Namens Terekesa. Dieser bringt alle zwei Jahre mächtige Viehherden nach der Küste; seine Karawanen umfassen vielfach Tausende von Leuten. Da er mit dem Vieh nur langsam vorwärts kommt, macht er auf dem Marsche stets Terekesa, so nennt man in Ostafrika eine Art des Marschirens. Er macht zur Mittagszeit halt bei einem Wasserplatze, kocht ab und marschirt am Nachmittage weiter. Terekesa's Karawane ist, abgesehen von ab und zu natürlich vorkommenden Beraubungen, stets gut nach der Küste gekommen, ein Zeichen, daß er es verstanden hat, trotz der großen Karawane mit den Landesbewohnern stets in Frieden zu leben. Unter den Europäer-Karawanen haben wir nur eine Handelskarawane, die des Mr. Stokes, der alle zwei Jahre sein Elfenbein zur Küste bringt. Die Stokes'sche Karawane ist vorzüglich bewaffnet, wird aber kaum in die Lage gekommen sein, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Sie umfaßt mehrere Tausend Leute und ist berühmt wegen der auf dem Marsche herrschenden Disziplin. Stokes ist mit allen eingeborenen Sultanen befreundet und handelt im Uebrigen ganz wie ein Araber, d. h. er bezahlt sein Hongo und wird nie eingebildeter oder wirklicher Beleidigungen wegen Krieg beginnen. Das Resultat seiner Karawanenführung ist dasselbe, wie bei den Arabern; er zieht durch's Land, ohne die Landesbewohner zu behelligen oder von diesen behelligt zu werden. Dem ganzen Wesen und Zwecke nach gehört die Stokes'sche Karawane also zu den Araber-Karawanen. Die andern von Europäern geführten Karawanen sind entweder Gouvernements- oder Privat-Karawanen, die übrigens beide von den Eingeborenen für Serkal — d. h. Regierungskarawanen —

gehalten werden. Nur bei ausländischen Karawanen kann der Eingeborene einen Unterschied machen, von denen er weiß, daß sie unser Land nur durchziehen und bei uns nicht Serkal sind. Die Zahl der Europäer-Karawanen ist verhältnißmäßig recht gering. Man kann annehmen, daß jährlich etwa hunderttausend Leute die Karawanenstraße beschreiten. Von diesen werden nur etwa 2—4 Prozent unter europäischer Führung gehen. Da alle Europäer-Karawanen mehr oder weniger militärische oder administrative Zwecke haben, sind sie meist stark bewaffnet und haben gewöhnlich noch eine besondere Truppe für militärische Verwendung. Diese Karawanen haben verschiedentlich Streit und Kämpfe mit den Eingeborenen gehabt, deren Grund naheliegt: sie nehmen nicht, wie reine Handelsexpeditionen, Uebergriffe der Eingeborenen ruhig hin, und die Karawanenleute neigen im Vertrauen auf die Macht der Karawane ihrerseits zu Uebergriffen.

In jeder Karawane giebt es außer dem Karawanenführer noch Trägerführer — Munjampara, Kirangosi —, welchen die besondere Aufsicht über die Träger obliegt. Die größte Zahl der Karawanen bezieht immer dieselben Lagerplätze, welche sich in der Hauptsache nach den Wasserstellen richten und je nach den Verhältnissen 15—20 Kilometer auseinander liegen. Es giebt in Ostafrika an den Karawanenstraßen nur sehr wenig dauernd fließendes Wasser; meistens muß man sich mit Wasser aus Tümpeln und Gräben begnügen. Bald nach der großen Regenzeit, sowie auch während der kleinen Regenzeit ist stets genügend Wasser vorhanden. In der trockensten Zeit aber kann in einzelnen Gegenden Wassermangel eintreten; bei einiger Vorsicht wird jedoch an der ganzen ostafrikanischen Straße nie ein ernstlicher Mangel für eine Karawane eintreten. Am meisten ist in dieser Beziehung Ugogo in Verruf; ich kann mich aber der Vermuthung nicht erwehren, daß von älteren Afrikareisenden gewaltig übertrieben worden ist. Die Landesbewohner trinken doch das ganze Jahr hindurch Wasser, und es erscheint mir schwer erklärlich, wie einer der älteren Afrikareisenden sich beim Durchzug durch Ugogo 14 Tage lang infolge Wassermangels nicht habe waschen können. Allerdings haben die Wagogo, und das mit Recht, von den Kara-

wanen einen Durchgangszoll — Hongo — für Entnahme des Wassers genommen. Sie haben nämlich bei allen Ortschaften tiefe Gruben hergestellt, in denen sich zur Regenzeit das Wasser ansammelt und das Jahr über hält. Die Anlage dieser Gruben erforderte viel Arbeit, auch mußten dieselben in Rücksicht auf die durchziehenden Karawanen in bedeutend größerem Umfange angelegt werden. Das Elfenbein ist aber trotz des Hongo's stets zur Küste heruntergekommen, und die Europäer, die früher dort besonders geschröpft wurden, sind immer noch billiger gereist wie heutzutage, wo sie im Prinzip kein Hongo mehr geben. In der Ugunda Mkali kann es in der trockensten Zeit, wo Handelskarawanen überhaupt nicht mehr marschiren, vorkommen, daß ein Lager ohne Wasser ist; ein solcher vereinzelter Fall auf dem langen Wege sollte überhaupt gar nicht erwähnenswerth sein. Die Leute nehmen sich dann einfach aus dem alten Lager Wasser mit oder aber marschiren einen Tagemarsch weiter in's nächste Lager. Es mag wohl vorkommen, daß einzelne Leute verdursten, das liegt aber weniger an den Wasserverhältnissen als an der Indolenz des Betreffenden. Von Tabora bin ich in der trockensten Zeit zum See marschirt und habe nie den geringsten Wassermangel gehabt, und dabei ist diese Gegend bedeutend trockener als das Land von der Küste bis Mpapua. Araber werden sicher nie unter Wassermangel leiden. Wenn solches bei Europäer-Karawanen vorgekommen ist, so liegt das meist daran, daß diese sich über Manches hinwegsetzen und Zeiten für ihren Marsch wählen, in denen Handelskarawanen nicht gehen. Wenn man die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen weniger verlachen, dagegen mehr studiren würde, würde man sich vor manchem Schaden bewahren.

Lebensmittel giebt es durchaus nicht an allen Lagerplätzen zu kaufen, daher wird in der Regel gleich ein gewisser Vorrath für eine Anzahl Tage gekauft. Verschiedentlich berührt die Karawanenstraße Gegenden, in denen es keine Ortschaften giebt, z. B. den großen Wald vor Tabora. Die Araber- und Eingeborenen-Karawanen kaufen gewöhnlich die Lebensmittel im Großen ein und vertheilen sie dann unter die Träger. Ein solches Verfahren erfordert

meist ziemlich viel Zeit, denn um die Lebensmittel in solcher Masse und billig zu erhalten, schickt man nach Ortschaften, die seitwärts der Karawanenstraße liegen. Sewa Hadji hat für die den Europäer-Karawanen gestellten Träger ein anderes Verfahren eingeschlagen. Er giebt den Trägern eine Pauschalsumme, und diese haben dann für ihre Lebensmittel selbst zu sorgen; ebenso hat das Antisklaverei-Komité dies mit den freihändig angeworbenen Wassukuma-Trägern gemacht. An sich wäre gegen dies Verfahren nichts einzuwenden; es ist für den Karawanenführer im höchsten Grad bequem und insofern viel billiger, als man die Verpflegungsgelder im Voraus austheilt, da so die Leute das Zeug selber tragen, wogegen man, wenn man die Lebensmittel selber ankaufte, eine Anzahl Träger mehr nöthig hätte. Sewa Hadji hat auch seine guten Gründe, weshalb er sich auf eine allgemeine Verpflegung nicht einläßt; er weiß, wie der europäische Führer nach vorwärts drängt; er weiß, wie schwer es den Trägerführern wird, von den Europäern die nöthige Zeit zum Einkauf von Lebensmitteln zu erlangen. Sorgt aber jeder Einzelne für sich allein, so wird es ihm eher möglich, die Verproviantirung ohne großen Zeitverlust durchzuführen. Diese Gründe sind für ihn so ausschlaggebend, daß er, selbst wenn er die Verpflegungsgelder nicht im Voraus austheilt, jedem Träger wöchentlich sein Maß Zeug in die Hand giebt. Die Nachtheile dieses von Sewa Hadji eingeführten Verfahrens sind aber recht bedeutende.

Es ist in den letzten Jahren vielfach bekannt geworden, daß durchziehende Karawanen an der Karawanenstraße Verwüstungen verursachten, daß Landesbewohner die an der Karawanenstraße liegenden Ortschaften verlassen und sich an anderen Orten ansiedeln, kurz, daß Landesstrecken an der Karawanenstraße veröden. Auch das Antisklaverei-Komité hat mit großer Offenherzigkeit diese Verhältnisse beleuchtet, und in einer Reichstagsdebatte wurden recht unerfreuliche Bilder entrollt. Gegen die Schilderung an sich läßt sich wenig sagen, nur wird das Uebel leicht für allgemeiner hingestellt, als es thatsächlich ist; es handelt sich vor allem hier nicht um

ein mit dem Karawanenwesen als solchem zusammenhängenden Uebel, sondern nur um eines, das den Europäer-Karawanen anhaftet. Alle Araber- und Eingeborenen-Karawanen, auch die Stockes'sche, durchziehen friedlich das Land, und nur bei Europäer-Karawanen, also bei 2—4 Prozent, können die geschilderten Fälle vorkommen. Trotz des besten Willens würde es dem Expeditionsführer oft gar nicht möglich sein, die diebischen und räuberischen Uebergriffe seiner eigenen Leute zu verhindern. Zunächst ist ein Hauptgrund solcher Vorfälle die Nichtbeachtung der lokalen Verhältnisse. Es werden Karawanen abgeschickt zu Zeiten, wo die Eingeborenen kaum noch selber Lebensmittel haben, man begnügt sich dann mit dem mit Sewa Hadji geschlossenen Kontrakte, ohne zu bedenken, daß dieser zwar Alles übernimmt, aber an der Erfüllung seiner Pflichten durch die Verhältnisse selbst gehindert werden kann.

Am Anfang des Jahres 1892 konnten sich die Kaiserlichen Stationen kaum selber verproviantiren; Kilossa war sogar genöthigt, eine längere Recognoszirung vorzunehmen, um in Länder zu kommen, wo reichliche Lebensmittel vorhanden waren. Unter solchen Verhältnissen ist es ebensowenig wunderbar, wenn die Landesbewohner ihre wenigen Lebensmittel für sich behalten, als daß die Träger, um nicht zu verhungern, die Lebensmittel, die sie nicht kaufen können, stehlen. Gerade die im Dezember 1891 trotz mancher Warnungen abgeschickte Gouvernements-Karawane hat gezeigt, wie machtlos der Expeditionsführer den Verhältnissen gegenüber steht. Ist aber eine solche Zeit nicht zu umgehen, so wird man diese Verhältnisse mit in den Kauf nehmen, darf dann aber den Grund für Vorfälle der geschilderten Art nicht in dem Karawanenwesen an sich suchen, sondern in den Ausnahmeverhältnissen. Ein zweiter Grund für die Ausschreitungen liegt in dem Verpflegungssystem. Ein großer Theil der Träger möchte die Lebensmittel stehlen, um die Gelder — Stoffe — für sich zu behalten. Würde man den Trägern der Europäer-Karawanen ebenso wie den Trägern fast aller anderen Karawanen statt der Stoffe die Lebensmittel geben, so würde das Motiv zum Stehlen fortfallen. Wenn bei einzelnen Araber-

Karawanen der Führer es vorzieht, den Trägern die Verproviantirung zu überlassen, so können hier doch nicht die Uebergriffe vorkommen, wie bei einer Europäer-Karawane. Der Träger weiß, daß der Karawanenführer den Dieb einfach seinem Schicksale überläßt und nicht im Entferntesten daran denkt, irgendwie gegen die Eingeborenen vorzugehen. Bei einer Europäer-Karawane dünkt sich jeder Träger als Serkal und als eine dem Eingeborenen gegenüber geheiligte Person. Zu dem Glauben ist er dadurch gekommen, daß die Führer eine Bestrafung von raubenden oder plündernden Trägern durch die Eingeborenen als eine Auflehnung gegen die Deutsche Herrschaft betrachten und, wo die Macht vorhanden ist, sofort blutig rächen. Die Wagogo z. B. vertheidigen ihr Eigenthum grundsätzlich, sie stehen in ihren Feldern und schießen auf die Träger, die sie beim Stehlen abfassen. Dagegen läßt sich auch nicht viel sagen; ein Stationschef von Mpapua konnte ein solches Verfahren im Interesse des Landes nur gutheißen und rührte keinen Finger, um es zu rächen. Er ging von dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß, wenn man nicht die Macht hat, die Eingeborenen zu schützen, man sie auch nicht hindern darf, sich selber zu schützen. Leider sind solche Ansichten aber Ausnahmen und man betrachtet solche eigenmächtige Handlungen womöglich als eine dem Deutschen Reiche widerfahrene Beleidigung. So ist es vorgekommen, daß die Vernichtung eines Dorfes die Folge davon war, daß die Landeseinwohner einen Karawanenmann durchgeprügelt hatten. Mit der Größe der Macht wächst das Herrschergefühl, welches sich in demselben Grade bis auf die Träger hinunter fortpflanzt. Hieraus erklärt sich zur Genüge der Umstand, daß schwache Karawanen oft sicherer reisen, jedenfalls weniger mit den Landeseinwohnern in Konflikt gerathen als starke.

Es hat sich ein müßiger Streit entwickelt darüber, ob solche unliebsamen Vorfälle mehr bei Privat- oder bei Gouvernements-Karawanen vorkommen. Schon aus dem vorher Angeführten geht hervor, daß wohl die Gouvernements-Karawanen, bei denen die Träger ein viel größeres Selbstgefühl zeigen müssen, als bei den Privat-Karawanen, prädestinirter sind.

Wird bei solchen vielleicht auch manches Verfahren als eine mit Recht ausgeführte Exekution angesehen, das bei einer Privat-Karawane als unberechtigter Uebergriff gilt, so ist das sachlich doch gleichgültig, da die Eingeborenen einen Unterschied zwischen Privat und Serkal bei Europäern nicht kennen. Man darf als sicher annehmen, daß bei der Karawane den Eingeborenen am meisten Unrecht gethan wird, bei welcher, gleichgültig, ob es eine Gouvernements- oder Privat-Expedition ist, der Führer sich die höchste Vorstellung von der Bedeutung seiner Mission macht.

Instruktionen, Verordnungen u. s. w. werden keinen Wandel schaffen. In Verhältnissen, wo eine Beweisführung in irgend einer Sache so schwer, oft unmöglich ist, wird man Uebergriffe u. s. w. schwerlich feststellen können. Ist Jemand kampfeslustig, oder will er aus triftigen Gründen Krieg führen, so wird er, wenn auch Privatmann, dies thun, ohne wirklich zur Verantwortung gezogen werden zu können. Der erste Schuß spielt oft eine Hauptrolle; wer will beweisen, daß nicht der Feind den ersten Schuß abgegeben hat. Durch Veröffentlichung wahrheitsgetreuer Berichte, nicht bloß solcher, die Günstiges verkünden, kann man bewirken, daß die Karawanenführer den Verhältnissen mehr Rechnung tragen, daß sie nicht in Ueberschätzung ihrer Macht Maßregeln ergreifen, die über kurz oder lang verhängnißvoll werden können. Eine Sammlung solcher Berichte würde ein wirkliches Lehrbuch für den jungen Afrikaner sein.

In kolonialfreundlichen Kreisen wird dringend die Anlage von Chausseen und Eisenbahnen gewünscht, von denen man sich viel verspricht. An sich sind Straßen und Bahnen ohne Zweifel vortheilhaft; es handelt sich hier aber um die Frage: „Ist jetzt die Zeit gekommen, wo solche Anlagen nothwendig sind?“ Ich glaube, daß diese Zeit noch lange nicht gekommen ist. Für uns hat das Geld noch einen zu großen Werth, als daß wir hier große Geldmittel aufwenden könnten. Es fehlt in der Kolonie noch zu viel am Nothwendigsten, als daß man nennenswerthe Summen für Wege ausgeben könnte. Da wir heutzutage die vorhandenen Transportmittel, die Träger, noch gar nicht genug ausgenutzt haben, er-

scheint es mir zunächst als das Natürlichste, dieses Mittel soweit zu entwickeln, bis infolge der dadurch entstehenden Vergrößerung des Karawanenwesens die Trägerpreise wieder zu steigen anfangen. Man täuscht sich leicht über die Kosten des heutigen Transportes, indem man als Maßstab die Preise annimmt, welche die Europäer zahlen müssen. Dieser Preis ist ein künstlich heraufgeschraubter und geht zumeist in die Taschen der Zwischenhändler. Aber selbst die Summe, die der Träger vom Araber oder Inder oder von dem sie direkt anwerbenden Europäer erhält, ist noch nicht die, welche für den Handel wirklich in Betracht kommt. Tausende und Abertausende von Leuten schaffen selbst ihr Eigenthum herunter, die Sultane schicken ihre Leute und geben ihnen höchstens die Lebensmittel. Ein großer Theil der Lasten erfordert also nur des Trägers Unterhaltungskosten. Sehr viele kommen zur Küste ohne Lasten und würden für ein Geringes gern eine viertel bis halbe Last (20—30 Pfund) herunter tragen. Bei meinem Rückmarsch, der ziemlich plötzlich festgesetzt und infolge dessen nur in einem kleinen Kreise bekannt wurde, strömten Hunderte von Leuten herbei und boten sich an, kostenlos Lasten zur Küste zu tragen, nur um unter meinem Schutze dorthin zu gelangen. Manche versprechen sich von der Verbesserung der Transportmittel große kulturelle und civilisatorische Vortheile. In einem Werke fand ich die Hoffnung oder die Erwartung ausgesprochen, daß bei Aufhören des Träger-Transportes die vielen Tausend Träger, welche jetzt den Transport vermitteln, zur Bebauung und Kultivirung ihres Landes frei würden. Ich muß nun gerade das Gegentheil befürchten. Jetzt wird die Arbeitskraft von Tausenden von Leuten in Geld umgesetzt, das nicht nur ihnen, sondern auch allen an der Straße wohnenden Leuten, die die Ernährung zu besorgen haben, zu Gute kommt. Wird diese Arbeitskraft frei, d. h. wird sie durch Maschinen ersetzt, so wird sie brach liegen. Es wäre optimistisch, zu glauben, daß diese Leute nun umsatteln und Werthe produziren würden, die sie nicht absetzen können; das, was sie produziren könnten, würde im Inlande nicht abgesetzt werden können, für den Export sich aber erst recht nicht eignen. Nach Allem, was ich gesehen habe, kann

ich die Ausführung solcher Pläne, wie man sie jetzt vielfach befürwortet, nur als einen Sprung ansehen, und muß im Gegensatz nur glauben, daß uns eine allmähliche fortschreitende Entwickelung Vortheil verbürgt. Diese allmähliche Entwickelung stelle ich mir etwa folgendermaßen vor: Zunächst müßte man sich bei einem Transport von Sachen nach der nächsten Station ganz von Trägern frei machen. Der Esel ist ein für solche Zwecke vorzügliches Transportmittel. Es wäre ein Leichtes, auf dem Wege Bagamojo—Kilossa Eselbepots zu errichten. Die Esel, welche immer von Depot zu Depot gehen würden und von einem kleinen Trupp Soldaten getrieben werden könnten, würden eine ununterbrochene Verbindung zwischen der Küste und der Station bewirken. Bei vier Eselbepots würde jede Kolonne die Lasten höchstens drei Tage fortzuschaffen haben und sich dann auf dem Rückwege wiederum erholen. So könnte alle sechs Tage eine Karawane in Kilossa anlangen. Auf diese Weise würde man zunächst große Ersparnisse machen, und ferner eine solche Schnelligkeit erreichen können, daß der Weg in 1/3 bis 1/2 der früheren Zeit zurückzulegen wäre. Hat man sich nun auf einer solchen kurzen Strecke, z. B. Bagamojo—Kilossa von den Trägern frei gemacht, so kann man sich an den Stellen, die sich zum Wagentransport eignen, dieses noch billigeren Transportmittels bedienen. Es tritt dann ohne Weiteres an Stelle eines Eselbepots ein Wagenbepot; nebenbei wäre es dann auch leicht, die Wege kostenlos zu verbessern, indem die Begleitmannschaften Hindernisse zu beseitigen suchen. Auf diese Weise kann man von Station zu Station fortschreiten. Jede Station würde sich angelegen sein lassen müssen, für die Einrichtung weiterer Eselbepots zu sorgen.

An dieser Stelle will ich noch den Versuch, der vom Antisklaverei-Komité mit Wagen gemacht worden ist, mit einigen Worten berühren. Ich kann nur auf die technische Frage eingehen und muß sagen, daß in dieser Beziehung der Versuch, soweit es die Art der Ausführung und die Art der Wagen erlaubt hat, als gelungen zu betrachten ist. Es konnte sich allerdings nicht darum handeln, mit den Wagen den Dampfer heraufzuführen. Der Wagentransport

war ein Versuch, und somit konnte man den Dampfer nicht diesem unerprobten Transportmittel anvertrauen. Der Versuch an sich aber war ein dankenswerthes Unternehmen und hätte sicher bei einer besseren Organisation noch lehrreichere Resultate erzielt. Vielleicht infolge der vielfachen absprechenden Urtheile an der Küste betrachtete man die Wagen mehr oder weniger als ein unbequemes Anhängsel, und so kam es, daß man sie in dem einen Fall nach dem ersten Sechstel des Weges tragen ließ, im anderen Falle zwar fuhr, aber unbeladen zum See brachte. Bei einer Wiederholung des Versuches, und das wäre von großem Nutzen, sollte man diesen als Hauptzweck betrachten. Eine Karawane, die aus 600 Trägern und 10 Karren besteht, wird kaum zu der Erkenntniß gelangen, daß die 600 Träger sich nach den Karren richten müssen. Die Fortbewegungsverhältnisse sind bei Trägern und Wagen sehr verschiedene. Ueber die dürren, ausgetrockneten Ebenen können die Karren, da sie durch seitliches Gebüsch nicht aufgehalten werden, schnell vorwärts kommen. Den Eseln wird es ein Leichtes sein, an solchen Stellen zwei Märsche zu machen, während den Trägern der Marsch an solchen Stellen, infolge der ungewöhnlichen Hitze und Dürre, sehr beschwerlich ist. Bei dicht bewachsenem Gelände wird der Träger wiederum schnell vorwärts kommen, da ihn die Bodenbedeckung nicht hindert, sondern ihm sogar angenehme Kühlung gewährt, während für die Wagen die Wege vielleicht sehr beschwerlich sind. Ebenso würden auch die Steigungsverhältnisse in viel höherem Maße auf die Wagen einwirken. Eine Träger- und Wagenkolonne läßt sich daher nicht vereinen. Der Versuch müßte in der Weise gemacht werden, daß man einem Expeditionsführer keinen einzigen Träger, sondern vielleicht 20—30 Wagen und Esel und 40—60 Soldaten giebt. Durch solchen Versuch würde man Erfahrungen sammeln, welche sich für die weitere Entwickelung vielleicht recht günstig erweisen könnten.

XVIII.

Kaiserliche Stationen und unsere Kolonialpolitik.

An der Karawanenstraße werden vom Kaiserlichen Gouvernement eine Anzahl Militärstationen unterhalten, deren Zweck kein anderer sein kann, als Sicherung dieser Straße. Ich trat meinen Marsch in das Innere Ostafrikas mit der Erwartung an, einen wohlthätigen Einfluß der Stationen auf das ganze Land, sowie eine Erleichterung des gesammten Handels und, was mir zunächst nahe lag, der Privatunternehmungen kennen zu lernen.

Diese Erwartung schien in Kilossa Bestätigung zu finden.

Während bis dorthin die Eingeborenen sich vielfach flüchteten und Scheu zeigten, fanden wir hier ein offenes, furchtloses Völkchen vor, dessen üppige Felder Zeugniß von Ruhe und Sicherheit ablegten. Eine einwandfreie Bestätigung meiner Ansicht über den Einfluß der Kaiserlichen Station konnte mir diese Wahrnehmung jedoch nicht geben, da hier bereits Jahre lang die Missionsstation Mlonga gewirkt hatte, deren Arbeit sich doch zweifelsohne ebenfalls geltend machen mußte. Die ersten Zweifel an der Richtigkeit meiner Anschauungen über das Wirken der Stationen stiegen in mir auf, als ich in Mpapua, hülf- und mittellos, großer Gefahr ausgesetzt, keine Unterstützung bei der Station finden konnte. Zur Sicherheit wurden mir dann meine Zweifel in Tabora. Hier mußte eine Kaiserliche Station bei Privatunternehmungen Hülfe suchen, zu

ihrer eigenen Sicherheit eine Gouvernements- und drei Privatexpeditionen während fast dreier Monate in Anspruch nehmen. Nach meiner Ansicht müßte man von der geringsten Station im Innern verlangen können, daß sie sich allen Angriffen gegenüber selbst zu schützen in der Lage ist. Hat man nicht genügend Streitmittel, müßte man mit einer geringeren Zahl von Stationen, deren jede dann aber ihrer Aufgabe gewachsen ist, vorlieb nehmen.

Allerdings lag ein Ausdehnen unserer für das mächtige Ostafrika-Gebiet nicht ausreichenden Kräfte auf solche Strecken im Innern nicht immer in der Absicht der Leitenden. Die erste Station im Innern, die noch von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft errichtet wurde, ist Mpapua. Bekannt ist, wie noch unter dem Reichskommissar von Wißmann, Emin Pascha nach dem Seengebiet entsandt wurde. In Tabora engagirte sich dieser gegen Wißmann's Willen und am Viktoria-See errichtete er zwei Stationen, Bukoba auf den Rath des Dr. Peters, und Muansa wohl nur, um die Verbindung Bukoba's nach Tabora resp. nach der Küste zu erleichtern und um das Wißmann'sche Dampferunternehmen vorzubereiten. Die Station Kilossa wurde von Lieutenant Prince nach der Wahehe-Katastrophe gegründet. Sie sollte zunächst nur vorübergehende Zwecke erfüllen. Die jüngste Station ist Nyanguira; sie hat nach ihrer Errichtung im Jahre 1892 noch nicht einmal ein volles Jahr bestanden!

Im Nachstehenden will ich versuchen, darzuthun, in welcher Weise die einzelnen Stationen an der Karawanenstraße und am Viktoria-See (die übrigen in Ostafrika vorhandenen will ich, weil mir nicht aus eigener Anschauung bekannt, außer Betracht lassen) ihre Aufgabe erfüllt haben. Wesentlich Neues werde ich nicht bringen, das Meiste ist sogar schon im amtlichen Kolonialblatt veröffentlicht worden.

Wenn ich bei einzelnen Ereignissen vielleicht von einem anderen Gesichtspunkt aus urtheile, so mag der Grund darin liegen, daß ich an Ort und Stelle meine Beobachtungen gemacht habe.

Die Station Kilossa, welche etwa eine Stunde von der ehe-

maligen Araber-Niederlassung Mkondoa liegt, war mit am stärksten von allen Stationen besetzt; ihre militärische Lage ist für defensive Zwecke nicht günstig; dies mag seinen Grund in dem erwähnten vorübergehenden Zweck ihrer ersten Anlage haben. Wenn die Station zu einer dauernden verbleibt, wird sie wohl gemäß dem Prince'schen Vorschlage auf den Hügel verlegt werden, an dessen Abhang sie jetzt liegt. Ihre Lage an der Karawanenstraße erleichtert die Beaufsichtigung der Karawanen. Ich glaube aber, daß in militärischer Beziehung eine etwas entfernte Lage günstiger ist, und daß auch das Karawanenwesen erleichtert und befördert wird, wenn die Stationen nicht unmittelbar am Karawanenwege liegen. Der frühere Stationschef Lieutenant Prince hat es verstanden, sich überall beliebt zu machen; er pflegte gute Beziehungen mit der Mission, stand sich vorzüglich mit dem größten Sultan jener Gegend, Kutu-Kutu, und war auch bei den Arabern beliebt.

Von den rein militärischen Unternehmungen der Station sind zwei hervorzuheben, eine freiwillige und eine unfreiwillige. Im Juni 1892 etwa rückte Lieutenant Prince mit 200 Soldaten von Kilossa gegen die Wahehe. Es war stets sein Lieblingswunsch gewesen, seine gefallenen Kameraden zu rächen, und der Gouverneur mochte ihm wohl die früher von jenem für genügend erachteten 200 Mann bewilligt haben, in der Hoffnung, so in aller Stille die Wahehe-Frage zur Lösung zu bringen. Die Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung; die Träger liefen fort, und die Soldaten meuterten unter dem Gewehr. Wurde Lieutenant Prince ihrer auch Herr, so war er aber doch genöthigt, seinen Plan, mit der ganzen Expedition in Uhehe einzumarschiren, aufzugeben. Dafür setzte er sich nun am Ruaha fest und unternahm Einfälle in das Wahehe-Gebiet, bis es den Wahehe zu viel wurde, sie sich vereinigten und gegen die eingefallene Truppe vorgingen. Dem Umstande, daß die Wahehe noch rechtzeitig bemerkt wurden, war es zu danken, daß die Schutztruppe aus dem noch nicht völlig geschlossenen Ringe entweichen konnte und so einer Katastrophe wie der des Zelewsky entging.

Die Station Kilossa wurde, während ihr Chef öfter abwesend

war, von dem Lieutenant Brüning geführt. Trotz der Meuterei, und trotzdem die Kontrakte der Zulu abliefen, erhielt die Station keine andere Besatzung. Die Munition war auch gering, so daß sie selbst im Vertheidigungsfalle sehr übel daran gewesen wäre. Eine durchziehende Antisklaverei-Expedition konnte ihre Verwunderung darüber nicht zurückhalten, daß, ich glaube, außer Taschenmunition nur eine Last Patronen vorhanden war. Als nun die Wahehe zur Vergeltung für den Einfall in ihr Gebiet ihrerseits in Usagara eindrangen, den Arabern in Mkondoa einige Tausend Lasten Pulver und Tauschwaaren wegnahmen und sie selbst erschlugen, war die Station nicht im Stande, Schutz zu gewähren. Lieutenant Brüning fiel dem ehrenvollen Versuch, Mkondoa zu schützen, zum Opfer. Zur Erklärung dieses unglücklichen Ereignisses wurden vielfach die von der Station getroffenen Maßregeln als ungenügend hingestellt. Es ist dies eine sehr beliebte Art, die Verantwortung von den Verhältnissen ab auf Personen zu wälzen. Fehler werden jedoch überall gemacht werden. Die Kilossa-Niederlage hätte jedenfalls auch stattgefunden, wenn keine Fehler Seitens ihrer Besatzung gemacht worden wären. Die Station war zu schwach, um die Karawanenstraße und eine Araber-Niederlassung zu schützen. Am meisten hatten unter diesen Verhältnissen die Araber zu leiden. Ein Araber, den ich unterwegs traf, sagte mir: „Ueberall werden wir schlecht behandelt; von Europäern werden wir aufgehängt, weil sie glauben, daß wir mit den Eingeborenen sympathisiren; von den Eingeborenen werden wir erschlagen, weil sie glauben, daß wir es mit den Europäern halten."

Beziehentlich der Wahehe ist jeder Optimismus von Uebel. Die Eingeborenen werden zu einer großen Gefahr, wenn sie nicht feige sind. Bei den Wahehe ist das moralische Element jetzt ein so gehobenes, daß ihr Selbsterhaltungstrieb zurückgedrängt wird. Die Wirkung der Feuerwaffe bietet in Afrika nur ein geringes Uebergewicht, da die Kämpfe erst in großer Nähe beginnen, und die Feuerwaffen nicht mehr genügend ausgenützt werden können. Durch die Verluste an sich werden die Eingeborenen also nicht zum

Rückzug gezwungen. Wir werden uns auf ganz bedeutende Schwierigkeiten gefaßt machen müssen, bis der erste Sieg errungen ist. Deshalb darf man zuerst nur mit wirklich großer Macht gegen die Wahehe auftreten. Ist alsdann einmal ihre Macht gebrochen, so wird ihre dauernde Niederhaltung nur geringere Mittel erfordern. An dieser Ansicht ändern die späteren Erfolge Kilossa's nichts. Dieselben wurden nicht gegen die Wahehe erreicht, sondern nur gegen deren Grenzleute, einer Mischung der verschiedenartigsten Völkerschaften, denen eine Organisation fehlt, wie sie die unter einem Sultan stehenden Wahehe besitzen. Sollten diese Leute auch etwa ethnographisch zu den Wahehe zu rechnen sein, so gehörten sie doch nicht zu jenem Wahehe-Volk, das uns so schwere Verluste beigebracht hatte. Die oftmals ausgesprochene Ansicht, daß durch jene Kämpfe die Wahehe, nämlich die berüchtigten, gezüchtigt worden seien, ist durchaus unrichtig.

Vier Tagemärsche von Kilossa entfernt befindet sich die Station Mpapua; militärisch und politisch günstig gelegen, läßt ihre Lage indessen in wirthschaftlicher Beziehung zu wünschen übrig. Die Besetzung derselben kann für die eigene Vertheidigung als genügend gelten. Wie ungünstig aber die Station außergewöhnlichen Verhältnissen gegenübersteht, zeigt die Thatsache, daß sie mir keine Hülfe leisten konnte, als ich auf dem Marsche in's Innere, von allen Mitteln entblößt, durch das räuberische und kriegerische Ugogo meiner fortgeschickten Expedition nacheilen mußte. Nach Angabe der Station war Vorsicht geboten, da Massai und Wahehe an der Straße lagen und Dörfer angriffen; trotzdem mußte die Station mich meinem Schicksal überlassen, da sie nicht in der Lage war, auch nur fünf Soldaten als Begleitmannschaft zu geben. Diese eine Thatsache scheint mir zu zeigen, daß die Station ihre Aufgabe nicht erfüllen konnte, wenn man die Sicherung des Verkehrs eben als Aufgabe der Stationen in's Auge faßt. Was will es heißen, wenn eine Station ab und zu ein kleines militärisches Unternehmen durchführen, ein unbotmäßiges Dorf züchtigen oder ein Vergehen gegen eine Karawane rächen kann, aber nicht in der Lage ist einzuschreiten, sobald eine wirkliche Gefahr vorliegt.

Etwa 12 Tagemärsche von Mpapua lag die Station Nyanguira. Da sie nicht mehr besteht, könnte sie mit Stillschweigen übergangen werden, wenn sich nicht aus ihrem kurzen Dasein lehrreiche Schlüsse ziehen ließen. Der Platz für die Station wurde nicht von dem ersten Stationschef, sondern von einer Gouvernements-Expedition auf dem Durchmarsche ausgesucht. Die Lösung der Aufgabe, beim Durchmarsch durch ein Land den Platz für eine Station zu bestimmen, ist höchst schwierig und oft ganz unmöglich. Man muß zunächst das ganze in Frage kommende Land kennen, dann erst kann man überhaupt einen Punkt in Aussicht nehmen und nach nochmaliger Erkundung seinen Entschluß fassen. Dies ist beim Durchmarsch durch ein Land nicht ohne Weiteres möglich. In diesem Falle wählte man eine Stelle, welche von verschiedenen Kennern Ugogo's für ganz unvortheilhaft angesehen wurde. Dem Stationschef, der dann die Station gründete, waren die Hände gebunden, so daß er die Warnungen nicht mehr berücksichtigen konnte.

Der Ugogo-Sultan Hassenta ignorirte die Station einfach, und diese konnte Lebensmittel nur durch Vermittelung eines Inders von weit her erhalten. Was ein derartiges Auftreten eines Sultans bedeutet, wird der mit den Verhältnissen Vertraute zu würdigen wissen, läßt doch jeder Sultan selbst der kleinsten Europäer-Karawane Lebensmittel überbringen. Man suchte auf verschiedene Weise den Sultan freundlich zu stimmen und setzte ihm auch ein Gehalt aus, das etwa so hoch war wie der Tribut, den die reichsten deutschfreundlichen Sultane im Uniamwesi-Lande dem Gouvernement entrichten. Hassenta holte sich aber gar nicht einmal das Gehalt ab.

Ich hatte mich mit Hassenta auf meinem Hinmarsche befreundet, auf meinem Rückmarsche besuchte er mich nicht, trotzdem ein Muniampara seines Bruders mich ihm ankündigte, und zwar, weil die Station ihm befohlen hatte, zu mir zu kommen. Die Zustände waren unhaltbar. Ein eigenthümliches Gefühl empfand ich, als ich unsere deutsche Kriegsflagge auf einem solchen Platze wehen sah! Einige Monate vorher hatte der Führer einer Gouvernements-Expedition berichtet, daß ein guter Schuß des Ombascha Seliman

genügt habe, die Wagogo zu vertreiben. Eine solche Sache kritiklos betrachtet, könnte allerdings den Glauben erwecken, daß man es mit einem machtlosen Gesindel zu thun hätte. Die Schlußfolgerung lag nicht fern, daß, wenn der Ombascha Seliman mit einem guten Schuß die Wagogo vertrieben habe, eine Station im Stande sein würde, dieselben Leute zu beherrschen. Eine Station ist aber in einer ganz anderen Lage als eine überraschend auftretende Expedition, und hier konnte sie die Leute nicht nur nicht beherrschen, sondern war selbst nicht einmal sicher vor ihnen. Eines Nachts wurde sie von den Wagogo angegriffen, und nur dem Umstande, daß die Angreifer rechtzeitig bemerkt wurden, hatte sie es zu verdanken, daß der Angriff mißlang. Wenn man nicht sehr stark ist und wirklich kraft seiner Macht herrschen kann, geht man besser nicht in die unmittelbare Nähe eines starken und nicht freundlich gesinnten Sultans. Hier lag die Station in der unmittelbaren Nähe des Sultans Hassenta, mit dem eine Verständigung nicht zu erwarten war. Der Grund seiner fortgesetzten Abneigung kann, auch nach Ansicht der Station, nur auf eine Mißhandlung, die ihm zu Theil geworden war, zurückgeführt werden. Das Kolonialblatt giebt die diesbezüglichen Berichte wieder. Ein Gouvernements-Expeditionsführer wird in Nyanguira von Hassenta freundlich aufgenommen. Von hier aus sendet derselbe die Hauptmasse seiner Karawane nach dem zwei Tagemärsche entfernten Muhalala voraus, damit dort ein Trägerwechsel vorgenommen wird. Erst nachdem 127 der dort entlassenen Träger wieder auf dem Rückmarsch in Nyanguira angelangt sind, verläßt der Rest der Expedition den Platz. Aber schon nach 1 1/2 Stunden erhält der Führer die Nachricht, daß die 127 Träger von den Wagogo angegriffen worden seien. Sofort marschirt er mit 21 Sudanesen zurück, findet eine erregte Wagogo-Volksmasse in Nyanguira, die er durch einen guten Schuß des Ombascha Seliman vertreiben läßt, geht dann unangefochten nach der Sultans-Tembe, zieht den Sultan hervor, läßt ihn durchprügeln, eine Elfenbeinzahn-Entschädigung zahlen und zwingt ihn, diesen Zahn selbst nach Muhalala zu tragen.

Zunächst war das Vorgehen gegen die Wagogo und den Sultan, nachdem sie sich freundlich und zuvorkommend gezeigt hatten, auf die Meldung der einen Partei hin recht hart. Wer eine solche Bande losgelassener, sich als Serkal fühlender Träger kennt, wird sich der Vermuthung nicht erwehren können, daß diese den Anlaß gegeben haben. Auch dem Umstande, daß die Wagogo allein durch einen Schuß vertrieben wurden und Hassenta so ohne Weiteres aus einer Tembe herausgezogen werden konnte, spricht dafür, daß eine Kriegsstimmung gar nicht herrschte; jedenfalls ist aber einem mächtigen Sultan gegenüber die Prügelstrafe wohl kaum angebracht. Hätte man Hassenta getödtet, es wäre grausam, aber nicht unpolitisch gewesen, ihn aber so zu strafen, daß er lebenslang einen Haß gegen die Europäer hegen muß, konnte nur schwerwiegende Nachtheile zur Folge haben. Jedes Untergraben der Autorität der Sultane ihren Untergebenen gegenüber muß als ein Systemfehler bezeichnet werden. Als einzelnen Fehler betrachtet, würde ein solches Vorkommniß unsere Aufmerksamkeit nicht zu fesseln brauchen. Daß Fehler gemacht werden und auch viele Fehler, wird Niemand Wunder nehmen, denn wir lernen erst Kolonisiren. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr liegt aber darin, daß fehlerhafte Handlungen als korrekte an die Oeffentlichkeit kommen und dann denen, die nach der Kolonie gehen, als Muster dienen. Gerade dieses Vorkommniß, das von der dortigen Station sowohl wie von allen Europäern, mit denen ich im Innern Afrika's darüber sprach, streng verurtheilt wurde, habe ich in Deutschland in Versammlungen preisen hören. Ganz unwillkürlich muß dann einer, der ein eigenes Urtheil sich nicht bilden kann, auf Bahnen geleitet werden, welche, wenn er in der Kolonie einmal zur Thätigkeit gelangt, verderblich werden können. Das Ergebniß der geschilderten Zustände in Nyanguira war, daß die Station sich mit einer Beaufsichtigung der Karawanen begnügen, ja, da Arbeitsdienste von Eingeborenen auch gegen Bezahlung nicht geleistet wurden, sogar die Karawanen zum Arbeitsdienste heranziehen mußte. Daß dies den Karawanenverkehr nicht erleichterte, ist klar. Leider hat die Schutztruppe bei Auflösung der

Station und dem Versuche, den Sultan zu fangen, starke Verluste erlitten, ohne ihre Absicht zu erreichen. Feldwebel Ertel, der unter den traurigen Verhältnissen der Station in wirklich bewunderns-werther Weise vorgestanden, fiel als Opfer dieses Versuches. Möchte die traurige Geschichte dieser Station wenigstens den Erfolg haben, daß aus ihr gelernt werde.

Die Station Tabora und die wenig erfreulichen Ereignisse daselbst habe ich an anderer Stelle eingehend besprochen. Diese Station zeigte sich nicht einmal stark genug, um sich selbst zu schützen, und glaubte, daß ihre Existenz bedroht wäre, wenn ihr die geforderte Hülfe nicht geleistet würde. Lediglich um sich zu erhalten, requirirte sie eine Kaiserliche und drei Antisklaverei-Expeditionen. Eine Kaiserliche Station, die die Privatunter-nehmungen fördern und schützen sollte, verursacht hier dem einzigen deutschen Privatunternehmen im Innern unersetzlichen Schaden. Was hat Tabora aber sonst geleistet? Lieutenant Prince hat in dankenswerther Weise amtlich den Glauben zerstört, daß die Station thatsächliche Erfolge gehabt hätte. Die Station konnte mit Recht melden, daß sie den offenen Sklavenmarkt unterdrückt habe. Aber wie und mit welchen Opfern diese äußerliche Veränderung statt-gefunden hatte, ahnte Niemand. Für das Opfer, das die Araber der Station dadurch brachten, daß sie den Sklavenhandel nicht mehr öffentlich betrieben, verlangten sie, daß man sich um Alles, was man nicht sehen mußte, nicht kümmerte. Jeder Mann in Tabora wußte es, und ich wußte auch schon nach 24 Stunden meiner dortigen Anwesenheit, daß ein reiner Mummenschanz getrieben wurde. Es war ganz offenkundig, daß die Karawanen sich beim Sultan Sicki nur zum Schein für die Station erst organisirten, indem an Stelle der Sklaven Freie eingestellt wurden. Einer Scheinkarawane wurde die Kaiserliche Scherti — Begleitschreiben — gegeben. Die eigent-liche Erlaubniß zum Verlassen Unjamjembe's gab dann aber erst der Sultan Sicki durch Uebersendung seines Stabes!

Am Viktoria-See liegen die beiden auf Emin Pascha's Befehl angelegten Kaiserlichen Stationen Bukoba und Muansa. In Bukoba

giebt es keine Karawanenstraßen, die zu sichern wären, und für Muansa liegt das Thätigkeitsfeld vielleicht mehr am See als an der Straße. Hier am See war kein Handel zu sichern, weder auf dem Lande, noch auf dem See. Hier hätten sich die Stationen ganz auf die civilisatorisch-kulturelle Seite werfen können. Ueber beide Stationen habe ich an anderer Stelle schon gesprochen.

Die Station Bukoba liegt im Gebiete eines Volkes, das einer Beherrschung großen Widerstand entgegensetzen wird. Die Station nimmt die Stellung einer auswärtigen Macht ein, welche nicht zu fürchten ist, mit der man aber bis zu einem bestimmten Grade rechnet. Die Station existirt aus diesem Grunde auch nur für die Sultane, nicht für das Volk. Daher ist es auch so gut wie ausgeschlossen, daß sie Einfluß auf das Volk gewinnt, daß sie civilisatorisch wirkt. In diesem Lande könnten das nur Missionare, welche, weil ohne Macht, von den Sultanen nicht als Machtfaktoren angesehen werden. Einige Kriege, die glücklich beendet wurden, haben an den Verhältnissen nichts ändern können. Es waren eben Kriege zwischen zwei Mächten, nicht Kriege, deren Ergebniß die Unterwerfung einer Partei ist. Für einen thätigen Stationschef giebt es wohl keine traurigere Station!

Die andere Station, Muansa, hätte zum segensreichen Wirken Gelegenheit gehabt; hier ist es aber die unselige Elfenbeinpolitik, welche den guten Einfluß verhindert hat. Es ist kein gutes Werk, wenn eine Station recht viel Elfenbein zur Küste sendet; das Geld, welches auf diese Weise verdient wird, steht nicht im Verhältniß zu dem Schaden, der dem Lande zugefügt wird.

Das auf solche Weise erworbene Elfenbein kann keine Freude machen, denn es wird nicht den Elfenbeinländern entnommen, sondern solchen Gebieten, in die es erst durch Kauf gelangte; es ist somit den Eingeborenen nicht kostenlos zugefallen.

Es sind betrübende Bilder, die ich entrollt habe; man muß sie aber entrollen, wenn man beitragen will zur vollen Erkenntniß der Verhältnisse in unseren Kolonien.

Diese Erkenntniß wird Mittel und Wege finden lassen, daß

das Blut der Gefallenen und die Arbeit der Ueberlebenden nicht nutzlos dahin gegeben ist. In Deutschland giebt man sich allerdings weniger Illusionen hin, wie vielfach an der Küste. Es erscheint zwar auf den ersten Blick eigenthümlich, daß afrikanische Verhältnisse in Afrika weniger richtig beurtheilt werden sollen als in Deutschland, und doch ist dies vielfach der Fall. Der Grund liegt einfach darin, daß man in Afrika die afrikanischen Neuigkeiten immer erst aus deutschen Blättern vernimmt. Man erfährt hier kaum, was im Nachbarorte vorkommt. Wer etwas dienstlich erfährt, verschweigt es, während es vielleicht schon Tage vorher in deutschen Zeitungen gestanden hat. Wenn man nun noch bedenkt, daß in Afrika, besonders an der Küste, sehr schnell eine große Gleichgültigkeit, um nicht mit einem Afrikareisenden zu sagen „Indolenz" sich einstellt, so kann man verstehen, daß für die richtige Beurtheilung der dortigen Verhältnisse die Küste nicht immer der günstigste Boden ist. In Deutschland dagegen vereinigen sich die Nachrichten von allen Seiten. Die verschiedensten Gesichtspunkte zeigen sich hierbei schon, und bei ihrer Beurtheilung macht sich die Mitwirkung einer größeren Zahl Afrikakenner in günstiger Weise geltend. Wie wenig man sich in Deutschland Illusionen hingiebt, zeigt die dem Reichstag im Jahre 1892 übergebene Denkschrift. In dieser heißt es, daß die Karawanenstraßen „thunlichst" müßten gesichert werden; als Hauptaufgabe der Stationschefs wird hingestellt, daß sie „an der Spitze ihrer bescheidenen Macht durch ein geschicktes Verhandeln und Verhalten in friedliche Beziehungen zu den Eingeborenen zu treten und mehr durch diplomatische Kunst als durch Gewalt den deutschen Einfluß und die deutsche Herrschaft zur Geltung bringen sollen". Dies ist eine klare Beurtheilung dessen, was nöthig ist, nur schade, daß eine derartige Auffassung an der Küste und im Innern seiner Zeit nicht ganz getheilt wurde.

Was man Anfangs von den Stationen erhoffte, haben sie nicht leisten können.

Sie konnten die Karawanenstraßen nicht sichern, einen civilisatorischen Einfluß nicht gewinnen, den Sklavenhandel nicht unter-

drücken. Ihre Erfolge waren zum Theil negative. Araber und Eingeborene wurden zum Verlassen ihrer Wohnsitze in der Nähe der Station veranlaßt, Kämpfe mit traurigen Folgen für unbetheiligte Dritte — Privatleute — heraufbeschworen, Scheinerfolge in der Unterdrückung der Sklaverei waren geeignet, das Ansehen der Europäer überhaupt zu schmälern, Unruhe wurde in's Land gebracht und dadurch Privatunternehmungen jeder Art die Nothwendigkeit auferlegt, in erhöhtem Maße für ihren Schutz Sorge zu tragen. Dazu kommt noch, daß sich einzelne Stationen, um sich ihre Existenz zu sichern, auch noch solcher Mittel bedient haben, die des realen Bodens ermangeln. Tabora und Bukoba hatten auf eine kommende Macht verwiesen, von der sie wissen konnten, daß sie nicht kommen würde. Es sind dies Mittel, welche zwar dem, der sie anwendet, von Nutzen sind, für den Nachfolger aber die Lage verschlimmern. In Tabora hat sich die Anwendung solcher Mittel bereits gerächt, und Bukoba's Lage war unter dem zweiten Stationschef unzweifelhaft ungünstiger, als unter dem ersten. Auf einer Station wurde mir gesagt: „Sie müssen den Leuten das Dreifache von dem sagen, was Sie wünschen, daß sie glauben sollen; den Leuten ist schon so viel vorgeredet worden, daß sie nächstens gar nichts mehr glauben werden." Der Zustand der Stationen legt sogar die Gefahr nahe, daß die Zuflucht zur Grausamkeit genommen wird. Die Humanität müßte jedoch dafür sorgen, daß die Stationen ein solches Mittel nie nöthig haben. Auf einen gewissen Zeitraum hin wird man durch Verbreiten von Furcht und Schrecken im Lande erreichen, daß der Feind die Macht für viel größer ansieht, als sie wirklich ist. Aber dieses Mittel kann nicht von langer Dauer sein. Kommt nach einer Periode der Grausamkeit ein neues Regiment mit nicht größeren Kräften, so wird die Rache nicht ausbleiben.

Der Zustand der Kaiserlichen Stationen muß um so trauriger erscheinen, je besser die im Innern verwandten europäischen Kräfte sind. Man muß aber den Stationen näher getreten sein, um zu erkennen, daß das europäische Personal das erreichbar beste ist. Man muß nur die Stationsanlagen sehen, um über den eisernen

Fleiß und die Intelligenz zu staunen. Bukoba und Muansa sind Musteranlagen, und Mpapua bietet sogar schon einen komfortablen Aufenthalt. Viele Kämpfe haben bewiesen, daß die Schutztruppe auf der Höhe der Situation steht. Die Kämpfe des Lieutenant Prince haben des Oefteren dessen Heldenmuth und Umsicht gezeigt. Der Todesmarsch des Lieutenant Brüning hat bewiesen, daß die Soldatenehre einem Schutztruppen-Offizier über Alles geht. Die Erstürmung von Ipuli unter Lieutenant Hermann giebt ein glänzendes Zeugniß eines schnell errungenen taktischen Erfolges, und manche schwer errungenen Siege der verschiedenen Schutztruppen-Offiziere haben gezeigt, daß selbst jungen Offizieren die Kriegskunst geläufig war. Die Station Nyanguira zeigte eine bewundernswerthe Enthaltsamkeit, die nur ein unwandelbares Pflichtgefühl erzeugen konnte. Ebenso ist zu bewundern, daß Lieutenant Sigle sich so lange in Tabora halten konnte, und daß es ihm möglich wurde, unter den schwierigen Verhältnissen einen so großen persönlichen Einfluß auf die Araber auszuüben. Unendlich viel ließe sich anführen, um zu zeigen, daß das Personal das erreichbar beste gewesen sein muß, und daß somit die Mißerfolge nicht an dem Personal, sondern an den Verhältnissen gelegen haben. Wer sich hiervon überzeugen will, braucht nur das amtliche Kolonialblatt zu lesen. Um so besser aber das verwandte Personal ist, um so trauriger müssen die Verhältnisse liegen. Die dem Stationschef gestellte Aufgabe ist nicht leicht. Die Denkschrift sagt: „Diese Aufgaben setzen Eigenschaften des Charakters und des Verstandes voraus, welche Kraft und Klugheit mit Geduld und Entsagung vereinen.“ Weiter sagt sie, daß „ein Theil solcher Eigenschaften sich nur bei gereiften Männern vorfindet und erst durch langjährige Erfahrung erworben werden kann. An solchen Männern fehle es vielfach noch.“

Es ist also zur Zeit wenigstens unmöglich, alle Stationen mit Männern zu besetzen, welche den in der Denkschrift gestellten Anforderungen genügen. Sollte es mithin nicht angezeigt erscheinen, lieber die Aufgabe so zu stellen, daß auch der verfügbare Durchschnittsmensch ihrer Herr werden kann, derart, daß durch eine un-

genügende Maßnahme nicht gleich der ganze Bau in's Wanken gebracht wird?

Eine Aenderung in der heutigen Lage der Stationen wird eintreten, und wenn solche nicht freiwillig vorgenommen wird, so werden die Dinge zusammenbrechen und uns hierdurch nöthigen, dieselbe zu bewirken. Wie kann nun aber eine Aenderung herbeigeführt werden? Es giebt zunächst zwei ganz entgegengesetzte Wege, die beide unter bestimmten Voraussetzungen anzuempfehlen wären; ich bin indessen überzeugt, daß ihnen solche Schwierigkeiten auf außerafrikanischem Boden im Wege stehen, daß man auf ihre Anwendung verzichten muß. Das erste Mittel ist Aufgabe der Kaiserlichen Stationen.

Wenn die Stationen nur Nachtheile herbeiführen, sehe ich keinen Grund ein, weshalb man nicht auf sie verzichten soll, es sei denn, es würden durch ihre Aufgabe Zustände herbeigeführt, welche noch schlimmer als die heutigen sind. Dies dürfte aber kaum der Fall sein. Man ist zwar noch sehr geneigt, den Stationen einen wirklichen Einfluß zuzuschreiben, indem man vielfach glaubt, daß die Stationen es sind, welche das Herabkommen des Elfenbeins ermöglichen und daß ohne dieselben gar kein Elfenbein herunterkommen könnte. Möge man aber bedenken, daß seit vielen Jahrzehnten Elfenbein zur Küste kommt und jetzt nicht billiger geworden ist wie früher. Es liegt und hat auch früher im eigenen Interesse der an der Straße wohnenden Völker gelegen, daß sie die Karawanen unangefochten zur Küste lassen. Wenn die Sultane Tribut nahmen, so schadet das ja nichts. Fallen die Stationen fort, so hört die Quelle vieler Unruhen auf. Die Leute würden sehen, daß es uns zunächst gar nicht darum zu thun ist, sie zu beherrschen, das heißt, ihnen das Bischen Elfenbein zu nehmen. Es würden wieder, soweit dies überhaupt möglich ist, friedliche Zustände eintreten. Nun sind es aber in der Hauptsache zwei Bedenken, die mir von Leuten, welche die Maßnahme an sich durchaus für erwünscht hielten, entgegen gehalten wurden. 1. Die Kongo-Akte. Diese verlangt ein Vorgehen gegen die Sklaverei. Erreichen wir auch heute auf dem Wege der Stationen nichts, so geben wir doch Geld in diesem

Sinne aus und zeigen unseren guten Willen. 2. Damit der Besitz international anerkannt wird, müssen wir in demselben arbeiten. Was zunächst den letzteren Einwand angeht, würde wohl eine Note, durch welche Ostafrika als Kolonie erklärt wird, dasselbe erreichen, und würden wir wohl Manns genug sein, um die Anerkennung eines Stück Landes auch ohne Stationen international zu erreichen. Die Sklavereifrage aber ließe sich überhaupt besser von der Verwaltungsfrage trennen. Es wäre ja noch gar nicht gesagt, daß wir mit der Aufgabe Kaiserlicher Stationen auf jedes Vorgehen gegen die Sklaverei verzichten müßten. Ich glaube, daß man beiden Gesichtspunkten Genüge thun und in jeder Beziehung auch Günstiges erreichen würde, wenn an Stelle der Stationen, Militär-Expeditionen gesetzt würden. In gewissen Zeiträumen könnten durch das Gebiet Expeditionen unternommen werden, welche Sultane, die sich Uebergriffe haben zu Schulden kommen lassen, strafen. Gegenüber einer Station ist die Macht einer Expedition unglaublich groß. Man bedenke, mit wie geringen Mitteln Dr. Peters auf dem Emin Pascha-Zuge die militärischen Erfolge erreicht hat. Ich würde es als eine glückliche Lösung ansehen, wenn man in einem günstigen Augenblick, d. h. wenn unser Ansehen im Innern recht groß ist, die Militärstationen zurückzöge. Eine bald darauf entsendete Militär-Expedition könnte zeigen, daß unsere Rechte nicht aufgegeben, sondern nur in anderer Weise geltend gemacht werden sollten, und würde nachtheilige Folgen verhindern. Die kulturellen Aufgaben könnten dann noch besser, weil ungestört, die Missionare allein erfüllen, und die Erforschung des Landes würde man Privaten überlassen, die ja bis heute in dieser Beziehung thätig waren.

Wenn wir bei Beginn unserer kolonialen Thätigkeit die Kenntnisse des Innern gehabt hätten wie heute, so bin ich überzeugt, daß wir nicht eine Station im Innern angelegt hätten. Wir hätten an der Küste bleiben sollen und uns nur ganz allmählich in das Innere vorschieben dürfen. Waren einzelne Punkte in der Nähe für uns erwünscht, wie z. B. jetzt Usambara, so hätte man diese besetzt, aber in keiner Beziehung unsere Machtmittel zersplittern

dürfen. Daß das der richtige Weg gewesen wäre, wissen Viele; man scheut sich aber vor verantwortlichen tiefgreifenden Aenderungen.

Was verursacht unsere heutige Politik für Kosten! Große Summen werden ausgegeben, aber der Kolonie als solcher kommen sie gar nicht zu statten. Die Kolonialfeinde benutzen den Umstand, um uns vorzuhalten, daß die Kolonie nur Geld verschlingt, aber nichts einbringt.

Schon um die kolonialfeindlichen Elemente mit der Kolonialpolitik auszusöhnen, wäre es dankenswerth, wenn die Kolonie möglichst wenig Geld verbrauchte. Mit verblüffender Offenherzigkeit sagte ein Araber in Sansibar zu mir: „Was macht Ihr nur mit der Küste, uns hat sie 1 Million jährlich eingebracht und Ihr steckt jährlich einige Millionen hinein; eine Kolonie soll doch Geld einbringen." — Der Mann hat aber doch wohl ganz recht! Der Sultan von Sansibar hatte eben einen viel geringeren Apparat, ihm kam es auch nicht darauf an, an einer Stelle zu regieren, nur aus Liebe zum Regieren. Wir haben gleich mit einem Apparat angefangen, der mich immer an eine Maschine erinnert, die im Gange ist, für welche aber die Arbeit fehlt.

Wenn ich trotz alledem nicht glaube, daß man den ganz neuen Weg einschlagen wird, so geschieht dies in der Erkenntniß, daß man sich vor durchgreifenden Aenderungen meist scheut und lieber auf dem, wenn auch nicht als ganz richtig anerkannten Weg fortschreitet. Uebernimmt doch auch der, welcher auf dem alten Wege weiter geht, keine neue Verantwortung, während der einen neuen Weg Beschreitende diese im höchsten Maße auf sich nimmt. Der andere Weg, der zum Ziele führen würde, dürfte den Kolonialschwärmern angenehmer sein und würde an sich ja auch mehr der Würde Deutschlands entsprechen. Man verstärke die Macht so, daß die Stationen ihre Aufgabe lösen können, das heißt, man gebe ihnen die Mittel zur gewaltsamen Beherrschung des Gebietes. Doch hierzu gehören Unsummen. Man bedenke das große Gebiet, man bedenke, daß mit jedem Tage die Macht der Eingeborenen wächst, indem sie uns unsere Kriegsführung ablernen und ihr Phlegma ablegen,

das sie vielfach vom Kriegführen abhielt. Lohnt es sich aber jetzt, solche Unsummen auszugeben? Werden wir entsprechenden Nutzen haben? Ich glaube, „Nein!“ Möchte das Innere auch jetzt so friedlich sein, wie es war, bevor die Europäer dort einzogen, ja möchte es völlig sicher sein; eine wirthschaftliche Inangriffnahme der weiteren Gebietstheile liegt noch in weiter Ferne. Das Zusammenleben der Engländer und Deutschen in Ostafrika hat ja leider ein gegenseitiges Treiben erzeugt, welches die Engländer z. B. veranlaßt hat, in Uganda Fuß zu fassen. Ohne unsere Anwesenheit hätten sie das wohl kaum gethan. England hat aber Geld genug, um solches thun zu können. Dies eine Land Uganda verbraucht jetzt schon jährlich etwa 1 Million Mark. 1000 Sudanesen hatten die Engländer in Uganda, während auf unserem deutschen Theil des Seengebietes das Gouvernement nur etwa 40—50 hatte. Doch selbst wenn Deutschland die erforderlichen Summen bewilligen wollte, wo sollten wir das Personal hernehmen, um den Kampf durchzuführen. Wenn wir eine Truppenzahl dauernd erhalten können, die nur den Besitz der Küste sichert und uns erlaubt, Militär-Expeditionen in's Innere zu unternehmen, müssen wir zufrieden sein. Eine Armee, wie sie zur Beherrschung des ganzen Gebietes auf die Dauer nöthig sein würde, können wir jetzt nicht erlangen. Ich glaube sicher annehmen zu können, daß der von mir geschilderte Weg somit nicht eingeschlagen werden wird. Eine Mittelstraße wird es kaum geben. Eine geringe Verstärkung der Machtmittel im Innern wird keine nennenswerthen Erfolge zeitigen. Mit Vergrößerung der Machtmittel wächst auch der Wirkungskreis und mit diesem wieder die Unzulänglichkeit der aufgewandten Mittel. Die Aufgabe der Beschränkung ist ja, wie die Denkschrift selber sagt, eine so schwierige. Sie ist so schwierig, daß sie in der Praxis nicht durchgeführt werden kann!

Wenn nun die beiden bisher beschriebenen Wege der Wahrscheinlichkeit nach nicht eingeschlagen werden sollen, so muß Abhülfe in anderer Weise gesucht werden; hierzu wird es nöthig sein, zu untersuchen, weshalb wohl die Stationen ihre Aufgabe nicht erfüllt

haben, nach meiner Ansicht nicht haben erfüllen können. Seit Jahrzehnten sind Missionen im Innern mit Erfolg thätig, Missionen, deren Thätigkeit — von solcher auf religiösem Gebiete natürlich abgesehen — sich in keiner Weise von derjenigen Anderer unterscheidet. Wenn von den Missionaren mit Leichtigkeit gelöst wurde, was von Kaiserlichen Beamten so schwierig zu lösen ist, wie die Denkschrift sagt, so giebt das zu denken! Hätte man eine einwandsfreie Geschichte aller Kämpfe im Innern, so würde man der Lösung des Räthsels näher kommen. Kämpfe entstehen natürlich immer dort, wo die Eingeborenen sich gegen die neue Herrschaft sträuben. Eine Missionsstation würde sich mit einem Sultan, der sich ihrem Einflusse entzieht, doch noch freundlich zu stellen suchen, eine Kaiserliche Station dagegen wird ihn als einen Rebellen und Feind betrachten, ihn zu vernichten suchen, wenn sie die Macht hat. Ein Missionar, der sich irgendwo niederläßt, hütet sich, seine eigentlichen Absichten zu sagen; er wird suchen, Einfluß auf das Volk zu gewinnen, und dadurch seinen Ideen Eingang zu verschaffen. Ein Chef einer Kaiserlichen Station dagegen verkündet dem Volke, daß er der Mbana mkuba sei, abgesandt von dem großen Sultan der Deutschen, zu herrschen über alle afrikanischen Sultane.

Die Missionen vermeiden es, einen Einfluß da ausüben zu wollen, wo nicht die nöthige moralische oder physische Macht hinter ihnen steht. Das Volk wird so von den Missionen beherrscht, ohne es zu bemerken; denn Herrschen heißt hier so viel als: Einfluß ausüben. Unsere Militärstationen machen das umgekehrt; zunächst wollen sie herrschen. Das Erste, was eine Station thut, ist das Vertheilen der Fahne. Gewandte Muniampara, Spione ꝛc. durchziehen das Land und erzählen den erstaunten Sultanen, daß der Herrscher aller Herrscher jetzt angelangt sei, und daß sie schleunigst einen Elfenbeinzahn senden müßten, wofür ihnen dann, wenn sie recht brav seien, eine Fahne gegeben werde.

Der Unterschied liegt also darin, daß die Missionsstation, ohne sich eine Autorität anzumaßen, durch ihre Arbeit Einfluß auf die Eingeborenen gewinnt und sie infolge ihres Einflusses beherrscht, während

erliche Station dagegen als Herr des Landes kommt, ohne Weiteres von Amts wegen zu herrschen sucht und ihre Macht als Strafmittel gegen Diejenigen anwendet, welche an diese Autorität nicht glauben. Daraus geht hervor, daß die Kaiserlichen Stationen in Konflikte gerathen müssen. Solche werden schon durch die amtliche Stellung und die mit dieser verbundenen Empfindlichkeit hervorgerufen. Es ist klar, daß Vieles, was sich ein Missionar gefallen läßt, der Stationschef sich nicht bieten lassen darf; die Ehre der Fahne muß gewahrt werden!

Einem Stationschef wurde durch den zurückkehrenden Abgesandten die Antwort eines Sultans überbracht: „er sei selbstständiger Sultan und sehe keinen Grund ein, weshalb er der Station solle einen Elfenbeinzahn senden.“ Erzürnt rief der Erstere aus: „Der Mann hat mich beleidigt, der muß mit Krieg überzogen werden.“ Er hielt die Beleidigung für so schwer, daß er sogar Privat-Expeditionen zur Rache requiriren wollte. Eine Missionsstation hätte gar nicht von dem Sultan ein Zeichen der Unterwerfung verlangt, am allerwenigsten eins mit metallischem Beigeschmack. Das sind Systemunterschiede!

Das von den Stationen angewandte System entspricht unzweifelhaft mehr der Würde einer Macht, welche sich vor Europa's Augen in den Besitz von Landestheilen gesetzt hat. Aber ist die Macht nicht vorhanden, um die Absicht durchzusetzen, so stellt man sich auf diesem Wege bloß. Hat doch jene Station die vermeintliche Beleidigung schließlich ruhig eingesteckt. Weshalb sich also erst beleidigen lassen?

Des Oefteren hat man dort, wo man die Unzulänglichkeit der heutigen Stationen erkannt hat, in den Personen die Schuld gesucht; es wurde gesagt, man solle keine jungen Offiziere hinaussenden. Ich glaube, daß es an sich gleichgültig ist, was der Stationschef vorher w a r, Offizier, Beamter oder Privatmann, das Ausschlaggebende für sein Auftreten ist, was er i s t. Wenn ich einen deutschen Offizier in d i e s e r E i g e n s c h a f t mit einer Kaiserlichen Schutztruppe in das Innere als Herr eines Be-

zirkes setzte und ihm auf seiner Wohnung eine Kaiserlich deutsche Kriegsflagge aufhisse, so ist es seine Pflicht, darauf zu achten, daß diesem Zeichen der deutschen Herrschaft und ihm, dem Vertreter der deutschen Macht, die nöthige Ehrerbietung von den Eingeborenen zu Theil wird. Ich halte es für ausgeschlossen, daß man in solcher amtlichen Stellung so laviren kann, wie es seine kleine Macht nöthig machen sollte und wie die Denkschrift von 1892 dies als nothwendig hinstellt. Ganz anders, frei und unabhängig wird derselbe Europäer mit denselben Leuten dastehen und handeln können, wenn er nicht in seiner Eigenschaft als Soldat in's Innere geschickt wird, sondern nur als ein Beauftragter, wenn man ihm nicht Kaiserliche Soldaten mitgiebt, sondern nur eine Truppe zu seinem Schutze. Wer so in's Innere zieht und sich keine Autorität beimessen kann, wird viele Verwickelungen vermeiden. Ipuli wurde zerstört, weil der Expeditionskoch von den Ipuli-Bewohnern durchgeprügelt worden war. Hätte diese Karawane nicht einen amtlichen Charakter gehabt, so wäre diese Tracht Prügel nicht als eine Verhöhnung der deutschen Herrschaft angesehen worden; man hätte Ipuli in Ruhe gelassen und den Koch vielleicht ausgelacht. So aber mußte Ipuli zerstört und der Keim zu weiteren Schwierigkeiten gelegt werden. Ich glaube, daß, sobald man den Stationen den amtlichen Charakter nimmt, sie auch anfangen werden, nur mit realen Faktoren zu rechnen. Der ideale Faktor, die amtliche Autorität, ist es, der die Schwierigkeiten hervorruft; diese Autorität wird von den Eingeborenen nicht eingesehen, von der Station aber als sehr bedeutend geschätzt. Als einziger Weg, welcher uns gestattet, die Stationen im Innern zu behalten und Nutzen aus ihrem Wirken zu ziehen, erscheint mir nach dem Gesagten:

Verlassen des Serkalsystems — wenn ich mich so ausdrücken darf —, d. h. Umwandlung der Kaiserlichen Militärstationen mit amtlichen Charakter in einfache Stationen ohne einen solchen und Uebergang zu dem von den Missionsstationen befolgten System.

Schon lange halte ich eine derartige Lösung für die einzig erfolgreiche. In Tabora nahm ich Gelegenheit, noch auf dem

Krankenlager dem Kaiserlichen Gouverneur meine damaligen Ansichten zu unterbreiten. Ich schrieb am 4. Juli 1892:

„Je länger ich hier bin und je näher ich die Verhältnisse hier kennen lerne, um so mehr drängt sich mir die Frage auf: was sollen die Truppen hier? Um mit Gewalt das Land zu beherrschen, bedarf man Tausende von Soldaten; es wird sich also immer um eine mehr oder weniger freiwillige Unterwerfung handeln, und wird man stets das Prinzip haben müssen, nicht freundlich gesinnte Sultane möglichst zu ignoriren. Weshalb wollen wir aber die Sultane beherrschen? Ich kann beim besten Willen hier an Ort und Stelle dies nicht ergründen. Das Land selbst giebt uns keinen Pfennig, und es wird auf absehbare Zeit doch nur das Elfenbein sein, das uns Etwas einbringt. Das Elfenbein kommt auch ohne Hülfe herunter; ich möchte beinahe glauben, noch besser ohne unsere Hülfe. Die Militärstationen werden stets eine Quelle von endlosen Verwickelungen sein, ebenso wie das übliche Tributeinziehen, mag es auch noch so gering sein. Ein Sultan giebt seine 3 Frasila Elfenbein nicht aus Freundschaft für das Serkal, sondern weil er dadurch die ihm gerade wichtig erscheinende Freundschaft des Serkals erhält oder behält. Hat er seinen Zweck erreicht, so wird er aufhören, dem Serkal freundlich gesinnt zu sein und den ersten Moment benutzen, um die Tributzahlungen einzustellen. Allein das Tributeinziehen halte ich für eine Quelle von Verwickelungen, die dem Gouvernement mehr kosten wird, als der Tribut einbringt. Um das Serkal nicht zu kompromittiren, muß eine Station stets bedacht sein, sich den Eingeborenen gegenüber nichts zu vergeben. Sie muß ganz anders verfahren als ein Araber, ein Inder, eine Missionsstation, oder ein Reisender aus Klugheitsrücksichten verfahren würden. Und was bezweckt man mit alle dem, was erreicht man im günstigsten Falle? Etwas Reales — Rupien — erlangt man nicht; denn die findet man hier nicht. Daß der Besitzer der Küste ein Interesse daran hat, zu wissen, was im Hinterlande vorgeht, ist natürlich, auch mögen wir noch mehr Interessen haben, indem wir Rekruten aus dem Innern ziehen müssen; mehr Interessen können

wir wohl kaum am Innern haben. Die Sklavenfrage läßt ja vernünftiger Weise jeder Deutsche hier unberührt. Zur Lösung obiger Aufgaben genügen aber Agenten, die ohne die Serkal-Autorität auch nicht die Serkal-Empfindlichkeit besitzen. Durch eine geringe Polizeimacht können sich diese Agenten leicht die persönliche Sicherheit verschaffen. Sehen dann die Sultane, daß es dem Agenten nicht darum zu thun sein kann, ihnen die Souveränität zu schmälern, so werden sie dieselben auch ohne Mißtrauen ansehen."

XIX.

In 37 Tagen vom Viktoria-See nach Bagamojo.

Die im Anschluß an meine Verwundung in Tabora eingetretene Brustfellentzündung gebot mir, eine zweite Regenperiode zu vermeiden und hatte mich genöthigt, meinen Aufenthalt am See nach Möglichkeit einzuschränken.

Die eingehenden Erkundungen und die Wahl des Werftplatzes hielten mich jedoch länger fest, als ich geglaubt hatte. 75 Tage hatte mein Aufenthalt am See gedauert.

Nachdem ich die Werft bestimmt und sichere Kunde von der Aufgabe des Dampferprojektes erhalten hatte, traf ich Anstalten zum Rückmarsch. Träger waren sehr schnell angeworben, Hunderte von Leuten baten mich in wenig Tagen um die Erlaubniß, mit mir zur Küste gehen zu dürfen; sie wären gern bereit, ohne Entschädigung kleinere Packete zu tragen. Am 30. November verließ ich Ukumbi, zwei Tage später, also am 2. December — etwa in Urima — den Viktoria-See, und zwar den südlichsten Theil desselben, den Ukumbi-Golf. Ich entschloß mich, unter Vermeidung des Umweges über Tabora, über Ussongo, Muhalala, Mpapua zu marschiren. Am See hatte schon starker Regen eingesetzt, und ich mußte mich daher beeilen. Nach Verlassen des Sees hörten die Regen jedoch in der Hauptsache auf, nur einige Nachtregen wirkten erfrischend. Eine schönere Reisezeit dürfte es kaum geben. Wie

bei uns im Frühlinge, so sproßte es jetzt hier. Ussukuma, das ich gelb und verdorrt kennen gelernt hatte, prangte in üppigem Grün. Die Waldungen Unjamwesis zeigten eine frische grüne Färbung, nirgends herrschte Wassermangel, nirgends aber auch wurden wir durch Wasser gehindert. Wir hatten Alle den Wunsch, baldmöglichst zur Küste zu gelangen; deshalb wurde ohne Unterbrechung marschirt, am Tage oft 10 Stunden, ja sogar 12 bis 13. Nur zwei Ruhetage waren uns nöthig, und so gelang es uns, auf diesem weiteren Wege über Muhalala—Mpapua am 37. Tage, von Ulima an gerechnet, in Bagamojo einzutreffen. Gerüchte von einer zweiten Wahehe-Katastrophe waren am See schon angelangt; jetzt auf dem Marsche bekam ich sichere Kunde. Wahehe hatten die Araber Mkondoa's erschlagen und Tausende von Lasten geraubt. Die Station Kilossa hatte sie daran nicht hindern können, und im Kampfe gegen die Wahehe war Lieutenant Brüning gefallen. Auch die aus Tabora kommenden Nachrichten lauteten ungünstig, es sollte eine Antisklaverei-Expedition auf Anstiften Sicki's von dem Sultan in Mana Tombolo beinahe vernichtet worden sein. Glücklicher Weise hatte sich der Sultan geirrt und griff anstatt die fast wehrlose Karawane des Kapitän Gemmer, die sehr gut bewaffnete und disciplinirte des Dr. Baumann an. Dr. Baumann zerstörte Mana Tombolo, wurde dabei aber leider selbst verwundet.

Ihn traf ich in einem Lager in Mitinginia's Land und verweilte bei ihm einen halben Tag.

Er erzählte mir von seinem hochinteressanten Zuge. Nicht ohne Weiteres kann ich seine Nilquellen-Theorie anerkennen. Den Beweis, daß die aufgefundene Quelle auch die Hauptquelle des Kagera-Nil ist, wird erst eine Expedition liefern können, die die noch unbekannten Gebietstheile westlich des Kagera erkundet hat.

Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt in jenen Gegenden — in Ruanda — ein noch von Europäern und Arabern nicht gesehener See. Die östlichen Zuflüsse des Kagera sind bekannt, sie liefern dem Kagera nur wenig Wasser; sehr wahrscheinlich erscheint es mir daher, daß der Kagera seine Hauptwassermasse aus einem Sammel-

becken im Westen — jenem See in Ruanda — erhält, dessen Hauptzufluß dann als Quellfluß des Kagera-Nils zu betrachten sein würde.

In Nyanguira fand ich eine Station neu erstanden. In Mpapua vernahm ich, daß die Straße über Kilossa unsicher sei, und wählte daher den kürzeren Weg über Momboia, der ferner noch den Vortheil bietet, daß er zwei Flußübergänge weniger aufweist.

Auf dem Marsche schenkte ich unausgesetzt den Wegeverhältnissen meine Aufmerksamkeit, angeregt durch die von der Antisklaverei gemachten Wagenversuche und durch die Gespräche am See. Die in dieser Beziehung gesammelten Erfahrungen habe ich in einem anderen Kapitel niedergelegt. Ohne auf meinem Rückmarsche einen Schuß Pulver abgefeuert zu haben, kam ich am 7. Januar in Bagamojo an. Manches schien sich an der Küste geändert zu haben. Es machten sich trotz der Anwesenheit des alten Gouverneurs schon Symptome geltend, welche auf baldige Umwälzungen schließen ließen. Ueber die Taboraverhältnisse herrschte große Unkenntniß, von unseren Berichten war so gut wie nichts an der Küste bekannt geworden, und von der Thätigkeit der deutschen Antisklaverei hatte man völlig falsche Ansichten. Noch ehe ich Ostafrika verließ, sollte ich in einem Blatte sehen, welche Dinge diese Verheimlichung zeitigte. Uns hatte ein unabhängiger, objektiver Berichterstatter an der Küste gefehlt! Am 4. Februar 1893 verließ ich die Kolonie dankbaren Herzens gegen die Vorsehung, die mich durch so mancherlei Fährnisse geleitet hatte, und die mich eine Arbeit hat durchführen lassen, welche mir eine tiefe Befriedigung gewährte, so lange ich in ihr thätig war.

Dankend gedachte ich bei der Abfahrt der noch in der Ferne weilenden Kameraden, die in guten und schlechten Zeiten mir treu zur Seite gestanden hatten, dankend auch der mir lieb gewordenen Schwarzen, vor Allem meines Sudanesen-Offiziers Leopold Serur Effendi, meines braven Leibaskari's Abdul Hamid und meines Mtoto's.

Von der großen Ausgabe von Wissmanns „Unter deutscher Flagge" wurde eine billige Ausgabe, die auch **für die heranreifende Jugend** geeignet ist, hergestellt. Diese billigere Ausgabe liegt in **zweiter** Auflage vor, unter dem Titel:

Unter deutscher Flagge

quer durch Afrika von West nach Ost.

Von Loanda nach Zanzibar.

Von

Hermann von Wissmann.

Mit einer Karte von Richard Kiepert und mit vielen Abbildungen nach den von Rudolf Hellgrewe ausgeführten Skizzen von H. v. Wissmann.

Nach der 7. Auflage der großen Ausgabe vom Verfasser selbst veranstaltete kleinere Ausgabe.

---

302 Seiten Groß-Oktav auf holzfreiem Papier.

Preis broschiert M. 5.—; in Originalband gebunden M. 6.—.

Über diese neue billige Ausgabe schrieb die „Kölnische Zeitung" unter besonderer Betonung der prächtigen Ausstattung:

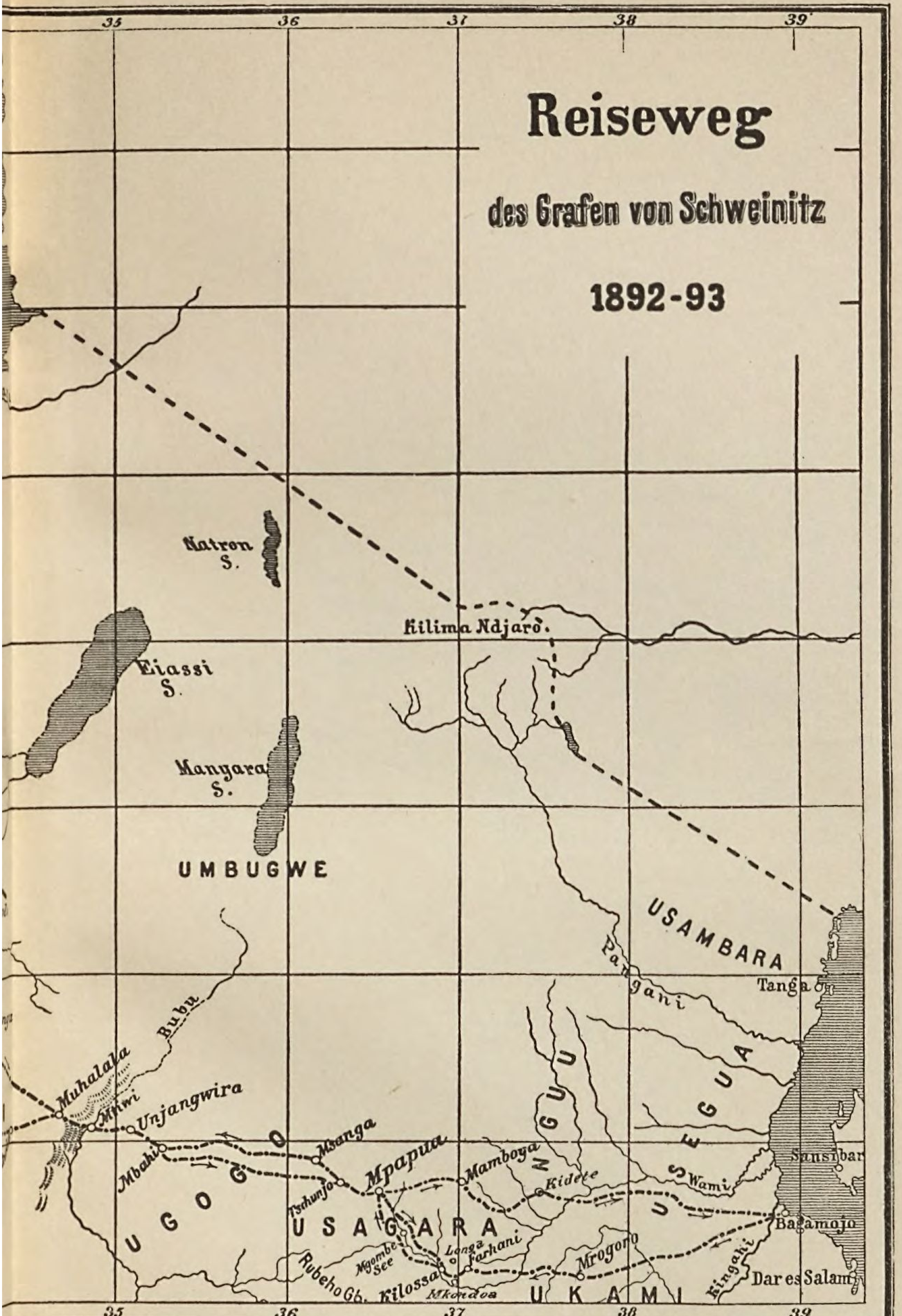
„Die kleinere billige Ausgabe von Wissmanns „Unter deutscher Flagge" kann als eines der wertvollsten Geschenke für Knaben und als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden."

Diese kleinere wohlfeile Ausgabe enthält aus Wissmanns eigener Feder die Beschreibung seiner ersten Durchquerung Afrikas, die überhaupt die erste Durchquerung von West nach Ost war. Das Buch enthält demnach den ersten völlig in sich abgeschlossenen Teil des großen Werkes „Unter deutscher Flagge".

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Verlag von Hermann Walther in Berlin. Aus „Deut



tsch-Ost-Afrika in Krieg und Frieden“ von Hermann Graf von Schweinitz.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg, S.-A.

Schweinitz, Hans Hermann <<von>>,

Deutsch-Ost-Afrika in Krieg und Frieden

Berlin 1894